

# **Die Begegnung im Nebel**

*Phantastische Geschichten der deutschen  
Schriftsteller*

*Eine Auswahl von P.A. Guéléva*

**MANAGER Publishing Group**

**MOSKAU – 1999**

**Die Begegnung im Nebel.** Сборник научно-фантастических рассказов немецких писателей. На нем. яз. – Составитель П.А. Гелева – М.: Издательство «Менеджер», 1999.

Немецкая научная фантастика существует уже довольно давно и успешно развивается, но произведения немецкий фантастов у нас никогда не переводились и нигде не издавались.

На страницах произведений немецких авторов, разумеется, присутствуют и приключения в космосе, и картины из прошлого и будущего Земли, и встречи с инопланетянами, и путешествия во времени и в параллельных мирах. Нередко эти традиционные темы осмысляются по-новому, подаются с творческим своеобразием.

Книга адресована всем любителям научной фантастики, свободно читающим по-немецки или только ещё изучающим немецкий язык.

All rights reserved. This publication may not be reproduced, stored in a retrieval system, or transmitted, in any form or by any means electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise, without the prior permission of the publishers.

© Составление, подготовка текста, комментарии: П.А. Гелева, 1999 г.

## ОТ ИЗДАТЕЛЯ

На протяжении десятилетий миллионы любителей научной фантастики в нашей стране зачитывались произведениями русских, американских, польских, английских, болгарских, французских и даже японских и китайских авторов. А вот произведения немецких фантастов у нас никогда не переводились и нигде не издавались. А зря...

Немецкая научная фантастика существует уже довольно давно и успешно развивается. Первым научно-фантастическим произведением является книга Курда Лассвица «Bis zum Nullpunkt des Seins», вышедшая ещё в 1871 году.

Во второй половине XX века в немецкой литературе появилась целая плеяда талантливых авторов, писавших в самых разных жанрах НФ. Гейнц Фивег, Хорст Мюллер, Гюнтер Крупкат издавали свои романы на рубеже 50-60 гг.; в 60-70 годы со своими произведениями выступили Герберт Циргибель, Хуберт Хорстманн, Карлос Раш, Карл-Гейнц Тушель, Александр Крёгер, Эберхардт дель Антонио, Вернер Штайнберг, Бернд Ульбрих, Клаус Бейхлер. В 70-80 годы немецкая НФ обогатилась произведениями нового поколения одарённых авторов, это – Рольф Крон, Эрик Зимон, Гюнтер Мецнер, Франк Квилиш, Йорг Гернрайх и др.

Здесь было бы неуместным проводить сколько-нибудь подробный анализ столь многопланового явления, как немецкая научная фантастика. Скажем лишь, что лучшие произведения немецких писателей построены на прочной гуманистической основе, им чужда атмосфера обывательщины и чистогана. На страницах произведений немецких авторов, разумеется, присутствуют и приключения в космосе, и картины из прошлого и будущего Земли, и встречи с инопланетянами, и путешествия во времени и в параллельных мирах. Нередко эти традиционные темы осмыслиются по-новому, подаются с творческим своеобразием.

Утвердившись первоначально в форме романа, немецкая НФ стала осваивать форму повести и короткого рассказа. Сейчас, помимо романов, повестей и рассказов, в её арсенале имеются скетчи, юморески, доклады (пародийная форма) и даже стихотворения. Драматические и трагические истории чередуются с весёлыми пародиями и лирическими сказками.

Но для нас немецкой фантастики как бы нет. Возможно, кого-то из определителей издательской политики когда-то отпугнуло то,

что по-немецки научная фантастика зовётся «утопией» (позднее, правда, привился и общеупотребительный термин).

Таким образом, задуманная нами серия книг немецких фантастов адресована не только свободно читающим по-немецки или ещё только изучающим немецкий язык, но и профессиональным переводчикам – как приглашение исправить досадное упущение прошлых лет.

*Павел Гелева*

# Rolf Krohn

## DIE BEGEGNUNG IM NEBEL

### I

Ein trüber Morgen begann über der alten Stadt im Tal. Nebel hatte sich zwischen den Bergkämmen verfangen und lag seit einer Woche als graue Decke auf Häusern und Türmen. Wie Bäche, die in einen trägen See strömen, sickerten Dunstschleier aus den Waldhängen. Nur selten wehte ein Windhauch herüber.

Daß sich der Sonnenball über die Gipfel hob, blieb unterhalb der Dunstdecke verborgen. Heller wurde es, doch nicht wahrhaftig Tag.

Häufig quälte dieser Nebel die kleine hispanische Stadt Áliacum. Sie war kein günstiger Siedlungsort, wenn sie auch an einer strategisch wichtigen Stelle lag und als Veteranenkolonie Vorteile genoß. Weil hier kein genügend breiter Bach floß und die Brunnen sommers versiegten, hatte Kaiser Tiberius befohlen, einen Aquädukt zu errichten.

Das Bauwerk, unfertig noch, ragte aus dem Nebelmeer wie ein zerborstener Hafendamm. Zur Zeit wurde an den Pfeilern siebzehn bis einundzwanzig gearbeitet; andere waren nahezu fertig, für die folgenden lag erst das Baumaterial bereit.

Die Frühablösung der Wachen war unterwegs. Hinter ihr schallten dumpfe Tubentöne: das Wecksignal für das kleine Militärlager.

Ein Windzug quirlte durch die Schwaden. Zu sehen war jedoch nichts, nach zehn oder zwölf Speerlängen verschwamm jeder Gegenstand im Nebel. Man verließ sich auf das Gehör. Fackeln oder Steinölpfannen waren wegen der hölzernen Gerüste verboten.

Der Legionär Marcus trottete als dritter in der Reihe und versuchte, sich durch rasche Bewegung wach zu machen. „Bei Mithras, eine Nässe ist das! Wie in Nordgermanien.“ Er stolperte über eine Bohle und polterte mit einem Fluch zu Boden. Sein Helm schepperte über die Steine. Jetzt war er munter. „Die Pest über die blödsinnigen Nachtwachen!“

Centurio Quintus Corellius stellte sich taub. Es wäre an ihm gewesen, den Vergleich zu ziehen. Trotz seines dicken Wollmantels wühlte dumpfer Husten in ihm. Mit dieser Krankheit war er im letzten Jahr aus den germanischen Waldsümpfen zurückgekehrt – als nach dem Pyrrhussieg von Idistaviso der offensive Krieg gegen des Arminius Horden eingestellt worden war. Seither siechte er dahin.

„Halt, stehenbleiben!\* Parole?“ brüllte eine heisere Stimme.

„Cäsar Tiberius!“

„Tiberius Claudius Nero. – Posten Materialstapel meldet keine Vorkommnisse.“

Die Wache wurde abgelöst, sie war die letzte auf der Liste.

„Marcus!“ Der Centurio wandte sich halb um. „Du bist heute bis zum Wachwechsel Adjutant des Bauleiters. – Die anderen marschieren selbständig zurück. Marcus, mir nach!“ Er kämpfte einen Hustenanfall nieder.

„Zu Befehl!“ sagte ein Unteroffizier.

„Zu Befehl!“ sagte auch Marcus. Um ein Haar hätte er sich die Hände gerieben. Zum Bauleiter – das war wie ein Geldgeschenk. Auf der Baustelle gab es beliebte und unbeliebte Vorgesetzte wie überall. Für Servius Rabirius aber schwärmten alle. Im Frühjahr war der ehemalige Pionieroffizier aus Rom hierher versetzt worden, um den Aquädukt zu vollenden. Neun von zehn solcher Verbannter waren gereizte, unlustige Menschen, bisweilen gar Versager wie Rabirius' Vorgänger. Nicht dieser Mann; alle glaubten, es würde noch besser, wenn man ihm freie Hand ließe. Doch nur die technischen Belange fielen in sein Ressort. Für die Sklaven und für die Entlohnung der Freien, für Einkäufe und Abrechnungen zeichnete ein Provinzialsekretär verantwortlich; und die Wachcenturia unterstand dem Militärkommandanten der Region, dem Tribun Crusius. Solch eine Dreiteilung forderte Konflikte geradezu heraus. Die Soldaten litten darunter, gehorchten ihrem ungeliebten Oberst und vergötterten insgeheim Rabirius.

Sie mußten Umwege gehen und Hindernisse übersteigen. Noch immer hüllte sich die Baustelle in Nebel, – aber es wurde hell. Man sah Stapel und Sandhaufen, die umzäunte Kalkgrube. Im grauen Dunst wirkte alles doppelt öde. Melancholisch erinnerte sich Marcus an Sonnentage, wenn Mittagslicht die Ziegelmauern übergoldete, wenn aus der Stadt Lieder herüberhallten. Im Augenblick unvorstellbar. Nebel über Äliacum und kein Ende.

Es war nicht weit. Im Fachdialekt der Bauexperten hieß der bereits fundamentierte Verzweigungspunkt des Aquädukts Wasserschloß. Rabirius wohnte in einer kleinen Villa daneben. Später einmal sollte hier der Präfekt der Städtischen Wasserleitungen von Äliacum unterkommen.

Centurio Corellius rückte den Waffengurt zurecht und schritt als erster die Stufen zum Eingang hinauf.

Im Vorraum stießen sie auf eine junge Sklavin, die leise singend mit Lappen und Wassereimer den Mosaikboden reinigte. Sie war von hübscher Gestalt und gut gekleidet. Marcus blickte ihr vergnügt in den Ausschnitt.

Jeder Soldat kannte die Verhältnisse in diesem Haus. Darum schnauzte Corellius die Dienerin auch nicht an, sondern wandte sich zwar grußlos, aber doch höflich an sie: „Ist dein Herr schon aufgestanden, Astris?“

Errötend zog sie das Gewand zurecht und erhob sich. „Ich sage ihm Bescheid. Wartet bitte einen Moment!“ Sie huschte davon. Man hörte ihre bloßen Füße, dann leise Worte. Der rote Vorhang wurde beiseite gezogen und gab das Wohngemach frei.

Marcus kannte viele Wohnungen, vor allem natürlich die von kleinen Leuten, aber seit einem Meldegang auch die des Tribuns. Vielleicht war er voreingenommen, aber gegen dieses Haus kam nichts an. Für römische Verhältnisse war bereits seltsam, daß sich der Architekt nur von zwei Sklavinnen bedienen ließ – andere seiner Klasse brauchten ein Dutzend. In Äliacum glaubte man zu wissen, daß Rabirius von griechischen Hauslehrern erzogen worden war, und solche Leute hielten Sklaven ja für Menschen. – Der Vielbewunderte aus Rom steckte voller Ideen. Allein, was er beim Bau des Aquädukts ersonnen und verbessert hatte, war zehn Orden wert. Doch die heilige Dienstvorschrift der Legion kannte dafür keine Auszeichnungen.

„Salve, Centurio!“

Verblüfft blieb Corellius stehen und riß den Arm zum römischen Salut empor. Er hatte den Hausherrn zu spät bemerkt.

Rabirius saß nicht auf dem Sofa, sondern abseits auf einem Hocker und aß. Das Tischchen vor ihm war mit Speisen und Notiztäfelchen bedeckt. Er stand höflich auf.

Die Toga kleidete den schlanken Mann schlecht; und wer ihn sah, schwor, zu dieser Figur passe sie nicht. Dabei war an seiner altrömischen Abkunft nicht zu kratzen. Ein Vorfahr hatte zuerst gegen, dann für Cäsar gestritten, ein anderer war ein bedeutender Dichter, dessen Sohn amtierte zeitweilig als Chef des Kaiserlichen Geheimbüros; etliche Verwandte bekleideten einflußreiche Posten in den Stäben des Imperiums. – Sein Aussehen verriet den Römer, die dunkelbraunen Haare ebenso wie das kantige Gesicht. Die Augen dagegen waren um einen Ton zu freundlich für einen Vermögenden.

„Was gab’s? Ein Unfall?“

„Nein. Gestern abend kam ein Transport, fünf frische Bausklaven. Du hast damals verfügt...“

„Exakt.“ Rabirius nickte. „Ich werde sie mir ansehen und prüfen, wo sie eingesetzt werden können. Bringt ihr sie?“

„Jemand vom Begleitkommando. Er muß jeden Moment hier sein.“

„Klar. Wollt ihr derweil einen Bissen nehmen? Sagt ruhig ja. Ich kenne doch eure Legionskost.“ Er klatschte in die Hände.

Sogleich trat die Sklavin ein. „Was befehlst du, Gebieter?“

„Bring noch ein paar Schnitten, Astris! Und etwas Gutes zu trinken. Vielleicht einen Würzwein. Meine Freunde haben eine Nachtwache in den Knochen und den Nebel im Hals.“

„Jawohl.“ Astris schlug den Blick ihrer großen Augen nieder und lief hinaus.

Bewundernd schaute Marcus hinterdrein. Legionäre bekamen solche Mädchen nur zu sehen, und auch das selten genug. In der Schenke der Sempronia tat man gut, die Dirnen nur flüchtig zu betrachten. Exklusive Häuser blieben simplen Soldaten verschlossen, selbst dort hätte Astris Aufsehen erregt. – Marcus wußte vom Markt her, wie hübsch auch die andere Dienerin war. Eine Augenweide! Rabirius hielt die beiden hervorragend, gab sogar Silber für ihre Frisuren und Kosmetik aus. Viele Freie trugen schäbigeren Kleider. Mancher Herr überließ seinen Haussklaven nur Lumpen, andere ergötzen sich daran, sie halbnackt einhergehen zu lassen. Der Römer dagegen... Sicherlich war ihm auch des Nachts an gepflegter Kost gelegen.

Rabirius war eben ein außergewöhnlicher Mensch.

Ein würgender Husten überfiel den Centurio. Als der Krampf endlich nachließ, war das Gesicht puterrot.

„Immer noch?“

Corellius seufzte. „Leider, Herr. Das will nicht aufhören. Wenn ich huste, reißt es mich in der Brust.“

Die ebenmäßige Stirn des Hausherrn fürchte sich. „Blut?“

„Woher weißt du...? Stimmt, einmal, kürzlich. Aber seither nicht wieder“, setzte der Centurio hastig hinzu. Als er Besorgnis im Gesicht des Hausherrn wahrte, fröstelte ihn. Einige Legionäre hatten sich zu Tode gehustet. Sollte auch er...? „Einmal, in Tarraco; habe ich den Legionsarzt gefragt. Der wußte keinen Rat.“

„Welcher Heilkundige von Format geht auch zum Heer! – Hoffentlich wächst es zu. Schone dich, meide Anstrengungen, unterdrücke den Husten mit Macht!“

Astris kam zurück, teilte Teller und Gläser aus und servierte.

Auf die einladende Geste des Hausherrn hin nahm der Centurio Platz. Marcus wartete einen Befehl ab, stellte Schild und Lanze an eine Säule und setzte sich zu seinem Vorgesetzten auf die Bank. Beide langten zu. Die dürftige Kost der Legionsküche schmeckte stets fade, und viel Zeit zum Essen bewilligte man den Soldaten nie. Zartes Fleisch und Honigwein wie hier fehlten auf dem Küchensettel. Überdies war Weingenuß während der Wache verboten.

„Die Sonderziegel für die Wölbung sind komplett, sind auch endlich exakt gearbeitet. Heute können wir den nächsten Bogen

schließen“, sagte Rabirius kauend. „Hoffentlich spüren die Gerüstbauer besser als beim letztenmal. Bisher... Ja, Lydia?“

Die andere Dienerin – kleiner als Astris, üppiger und schwarzhaarig – knickste. „Ein Offizier steht mit fünf Sklaven vor deinem Haus, Gebieter. Er beehrt dich zu sprechen.“

„Sie sollen hereinkommen.“

## II

Vier der fünf Sklaven waren mager, verschmutzt und zernarbt – in ihren Gesichtern stand müde Hoffnungslosigkeit. Marcus dachte einen Moment lang, daß Soldaten wenig anders dreinblickten, doch er verwies sich solche Gedanken.

Widerwillig erhob sich der Baumeister, nahm ein Notiztäfelchen zur Hand und betrachtete die Sklaven von nahem, einen nach dem anderen. Bevor er den blutjungen Decurio eines Blickes würdigte, stellte er den vieren Fragen: Woher? Wie alt? Welche Kenntnisse? Die Antworten schrieb er nasertüpfend nieder.

Schließlich wandte er sich dem fünften zu. Der stand abseits; die Abneigung seiner Gefährten war offenkundig. Keine fünf Fuß maß die Gestalt – und wie sah sie aus! Die Brust eingefallen, der krumme Rücken unverhältnismäßig breit, die Hüfte dick wie bei einem Weib, die Gliedmaßen verbogen. Schieferfarbene Flecke waren über den fast nackten Leib verstreut. Noch ärger wirkte das zur Grimasse geratene, nasenlose Gesicht mit seinen pferdehaften Ohren. Zweifellos war all dies das Werk eines Unfalls. Die Götter hätten wohlgetan, ganze Arbeit zu leisten und das Scheusal aus dem Leben zu tilgen, urteilte Marcus.

Während Rabirius den Sklaven taxierte, schaute dieser ihn fast frech an. In seinen nachtfarbenen Augen glomm es kornblumenblau auf, doch als der Architekt nur neugierige Abwehr zeigte, erlosch das Leuchten wieder.

Rabirius pfiß durch die Zähne. Jetzt wandte er sich an den Wachoffizier. „Salve, Decurio! Nun sag mir bloß: Wer hat uns den da zugeschanzt? Sieht so ein rechter Arbeiter aus? Was denkt sich die Provinzialbehörde? Wieder mal nichts? Die Flecken da sind doch bedenklich.“

Der Angesprochene zog es vor, die Fragen zu ignorieren. Dort hörte ein Centurio zu... Um Geringeres wurden Legionäre an die Rheingrenze strafversetzt. Niemand wollte der nächste sein.

„Herr Baumeister, wir nennen den da den Verrückten. Sein Irrsinn

ist aber gutmütig. Er behauptet, Salmo zu heißen und schiffbrüchig zu sein. Den Akten nach wurde er im Küstenstreifen bei Olisipo\* aufgegriffen – nach dem Erdbeben, von dem du sicher weißt. Wegen seines Irreredens wollte man ihn erst totschießen. Aber wenn der Kerl mal bei Verstand ist, redet er gescheit. So was braucht man beim Bau, dachten sie. Darum...“ Er zuckte die Achseln und fügte unschlüssig hinzu: „Krank ist er wohl nicht.“

„Wohl nicht“, wiederholte Rabirius ironisch. „Welch eine exakte Antwort! Hat der Sekretär Faustus so entschieden?“ Er wartete die Antwort nicht ab, die ohnehin nie kommen würde, und wandte sich dem Sklaven zu. „Du nennst dich Salmo?“

„Gewiß.“ Die Stimme hatte einen aparten Klang, am Latein war wenig auszusetzen.

Corellius runzelte die Stirn. Roms Gesetze geboten, daß Sklaven jede Antwort mit „Herr“ abschlossen. Wer es unterließ, schmeckte Hiebe. Rabirius übergab den Verstoß.

„Kannst du einigermaßen lesen und schreiben?“

„Gewiß.“

„Beim capitolinischen Jupiter, das ist nicht selbstverständlich! Kräftig..., hm. Kannst du noch etwas?“

Marcus beobachtete den Sklaven. Hatte sich dessen Augenfarbe wieder verändert? So etwas paßte zu Dämonen. Fort mit dem da in den Orkus!

„Rechnen.“

„Tatsächlich? – Für die Lagerverwaltung sehr geeignet. Zu anderem taugt er nicht. Gembala kann bloß bis zehn zählen, der war seit je ein Notbehelf... Decurio, bring die vier übrigen zum Sklavenquartier. Der Oberaufseher soll sie den Kolonnen zuteilen und der Koch fortan fünf Portionen mehr ausgeben. Ab morgen arbeiten sie. Die Formalitäten erledigen wir dann.“

Der Decurio befahl den Sklaven, sich hinauszuscheren. Er verabschiedete sich so höflich, wie es einem Halbgebildeten möglich war, und folgte den vier. Weil es nicht anging, daß der Kerl unbewacht im Raum stand, winkte der hustende Corellius seinen Untergebenen neben den Sklaven. Marcus gehorchte ungern, ihn ekelte vor dem gefleckten Scheusal. Außerdem lagen auf dem Tisch noch ein paar belegte Brote. Ein Legionär hatte stets Hunger.

„Inwiefern ‚verrückt‘ Salmo?“ fragte Rabirius. „Mir scheint, du hast meine Fragen exakt und klug beantwortet, allerdings ungehörig.“

„Die Deinen verstehen mich manchmal nicht.“

Der Architekt musterte ihn nachdenklich. „Interessant. Ich glaube

---

\* heute Lissabon

zu begreifen.\* Hochinteressant. – Meines Erachtens kannst du recht ordentlich rechnen, vielleicht besser als ... andere.“

Wie verabredet, schauten sich die beiden Soldaten an. Ganz Äliacum hätte gewußt, wem die Anspielung galt: Tribun Crusius und Sekretär Faustus.

„Also: Ins Materiallager soll Ordnung gebracht werden. Ich will nicht jede Liste prüfen müssen. Traust du dir das zu?“

„Gewiß.“

„So?“ Rabirius glättete eine Wachstafel und reichte sie dem Sklaven. „Beweise das! Schreib: ‚Im Bestand befinden sich fünfzehn Bündel zu je vierzig Nägeln, also‘ – und dann rechne aus, wieviel Nägel das sind!“

Wie der Gefangene den Stilus anpackte, hielt ihn wohl niemand. Es war, als wenn sämtliche Fingerknochen gebrochen und falsch verheilt wären. – Rabirius folgte der Niederschrift mit gespannter Miene. Nach einem Blick auf die Tafel nickte er: „Stimmt, sechshundert. Deine Schrift könnte sauberer sein.“

Marcus rang nach Luft. Er vermochte ein paar Worte und seinen Namen zu kritzeln. Rechnen grenzte für ihn an Hexerei. Wenn das Scheusal neben ihm so etwas zusammenzählen konnte... Alle Achtung, bei Mithras! Zum Glück war der Kerl bloß ein Sklave.

Corellius' mathematische Fähigkeiten reichten kaum weiter. Er fragte sich, ob der Provinzialsekretär so gut rechnen könne, und verneinte es im gleichen Moment. Fast schade, daß so ein Wesen bloß Sklave war. Nun, unter dem nachsichtigen Baumeister würde es ihm gut gehen – falls er es nicht gerade mit den zwei anderen Mächtigen verdarb.

Rabirius kratzte sich das Kinn und dachte nach. Unerwartet wandte er sich dem Hauptmann zu. „Gerade fällt mir etwas ein, Centurio. Ich besitze ein Elixier, damit halte ich uns“ – er bewegte unbestimmt die Hand – „halbwegs gesund. Womöglich steht in meinen Aufzeichnungen, ob es auch bei bösem Husten hilft. Erinnerung mich notfalls daran!“

„Herr...? Danke, Herr!“ Wer den Baumeister kannte, der wußte: Das war wie ein gesiegeltes Versprechen. Rabirius pflegte selbst Sklaven gegenüber das gegebene Wort zu halten. Diese unrömische Art – Tribun Septimus Crusius etwa war das genaue Gegenteil – mußte in seiner griechischen Erziehung begründet sein. Viele lächelten darüber.

Inzwischen hatte Astris den Tisch abgeräumt und gesäubert. Stumm und mit niedergeschlagenen Augen wartete sie abseits, auf den Lippen deutlich sichtbar eine Frage.

Rabirius winkte sie zu sich: „Was gibt's?“

„Hast du Befehle für mich, Herr?“

„Keine, mein Kind. Ich gehe zur Baustelle hinüber – falls jemand

nach mir fragen sollte. Macht euch nett zurecht. Ich habe Armspangen bestellt; sucht euch etwas aus, wenn der Schmied vorbeikommt. Zu Mittag bin ich zurück. Ob ein Gast mit mir ißt, wird sich zeigen. Ich lasse es euch wissen. – Du, Legionär... Marcus? – Marcus, folgst mir zur Baustelle und bewachst den Sklaven. Das ist ja keine schwere Aufgabe. Was hättet ihr sonst tun sollen?“

Corellius hustete wieder. „Marcus gehört zu meiner zweiten Gruppe. Sie absolviert nach der Wache Geländeläufe in voller Rüstung. Befehl des Tribuns.“

„Vollkommen klar. Ich werde meinen Adjutanten ein bißchen länger beanspruchen. Auf, Freunde!“

### III

Natürlich ging der Architekt voran, in gebührendem Abstand folgte der Sklave. Marcus bildete den Schluß. Corellius verstaute gemächlich noch ein belegtes Brot in der Umhängetasche und prüfte den Sitz seiner Waffen. Nachher wollte er ins Haus des Wachkommandos: Ruhe bis zur nachmittäglichen Befehlsausgabe.

Draußen empfing sie Äliacums Nebel. Dunstfetzen schwebten zwischen den gerüstumrankten Pfeilern und verschwanden im Grau. Schatten bewegten sich, unklar klangen Rufe. Man arbeitete.

Der Wachposten am Zaun legte die Hand an den Schwertgriff. Es war dies der kleine Salut. Genaugenommen stand nicht einmal er dem Zivilisten Rabirius zu, aber die Legionäre salutierten trotzdem.

Auf der Baustelle herrschte wie gewöhnlich Unruhe. Ein Aufseher schrie mehreren Sklaven zu, sie sollten bestimmte Ziegel sortieren und stapeln, und anderen befahl er, sie sogleich die Leitern hinauf zu den Pfeilern zu tragen, wo gemauert wurde. Die Maurer – Freie aus Äliacum und der Umgebung – studierten ihre Tagesaufträge und ignorierten stolz die hastenden Sklaven.

Einen Steinwurf abseits der Fluchtlinie des Aquädukts stand ein Holzbau, dreißig Schritte lang und etwa acht breit. Ausgebleichte Zelte schlossen sich an. Der schläfrige Legionär vor der Baracke nahm Haltung an.

„Gembala schon drin?“

„Ja, aber vor allem der gnädige Herr Sekretär Faustus.“

Rabirius runzelte die Stirn und raffte den Vorhang. Ohne um Erlaubnis zu fragen, trat er ein und wandte sich seitwärts ins erste Zimmer. Mehr sah man von draußen nicht.

„Ich grüße dich, Provinzialsekretär“, klang es gedämpft zu den Wartenden. Selbst ein begriffsstutziger Mensch mußte die geringe Freundlichkeit hinter den Worten heraushören. „Inventur siebzehn?“

„Selbstverständlich, Baumeister. Kontrolle ist das beste Vertrauen. Es geht um die Bestände. Man erwartet von mir Aufschluß über gewisse Differenzen...“

„Differenzen? Man?“

„Dem gnädigen Herrn Statthalter in Tarraco bin ich verantwortlich“, erwiderte Faustus herablassend. Ein ‘... und nicht dir!’ schwebte unausgesprochen in der Luft. „Jedenfalls sieht es derzeit so aus, als ob mindestens hundert Bauklammern fehlen. Schon wieder ein Manko! Manko siebzehn!“

Rabirius’ Antwort blieb unverständlich.

Marcus schnaufte. Ganz Äliacum wußte, daß der Römer so sparsam wie sorgfältig baute. Die Maurer vergötterten ihn, denn seit seiner Amtsübernahme hatte es nur drei folgenschwere Verletzungen gegeben. Vordem waren in der gleichen Spanne vier Freie und elf Arbeitssklaven umgekommen, die bösen Wunden unzählbar gewesen. – Diebstahl? Die Diebe saßen woanders.

Immer wieder dasselbe: Dieser Servius Rabirius besaß zuviel Herz für einen Römer, zuviel Nachsicht, zuwenig Härte. Zweifellos hatte der Mann keine Truppenkarriere durchlaufen. Dann nähme er schwerlich Rücksicht auf Untergebene. Reiche und Gebildete vermochten indes die Schinderei der unteren Dienstgrade zu überspringen – gerade bei den Sondereinheiten einer Legion war das leicht möglich. *Centurio ehrenhalber* war kein seltener Titel.

Voller Verachtung musterte der Legionär den Sklaven Salmo. Schreiben konnte das Aas? Rechnen gar? Was war er wohl vor der Gefangennahme gewesen? Denn wie ein geborener Sklave verhielt sich das Scheusal nicht. Ein Legionär sah das.

„Kommt rein!“

„Los, du da!“

Vom dunklen Korridor zweigten beiderseits Räume ab. In der ersten Tür links stand Rabirius, gegen den Pfosten gelehnt. Im Zimmer hinter ihm hockte der Sklave Gembala, Hispanier von Geburt, lahm seit einem Gerüsteinsturz und zu keiner praktischen Arbeit mehr verwertbar. Marcus kannte ihn genau. Gembala gehörte zur allseits unbeliebten Sklavenaristokratie des Baus. – Faustus hatte sich offenbar soeben entfernt.

Der schmutzige Stoff vor dem Fenster schluckte das wenige Licht, das der Nebel noch durchgelassen hatte. Außerdem lag ein drückend muffiger Geruch in der Luft. Das Bauholz der Baracke konnte nicht

trocknen und begann zu faulen.

„Setz dich!“ knurrte der Architekt. „Zur Sache. Gembala, der Salmo dort geht dir von heute an zur Hand. Teilt die Arbeit selber auf, aber Jupiters Blitz trifft euch, wenn fortan noch etwas fortkommt. Stimmt, du hast nichts gestohlen. Du nicht. Aber bei deiner Abrechnungsweise...“

Selbst im Halbdunkel sah man den Hispanier rot anlaufen. Er fuchtelte mit den Armen.

„Schon gut. Daß du es nicht besser kannst, ist mir klar. Soll ich das Herrn Faustus sagen? Oder dem Tribun? Nebenbei: Du könntest bei der Gelegenheit dazulernen. Salmo ist kein Dummer. Du willst doch Materialverwalter bleiben?“ Er drehte sich halb um. „Hast du verstanden, Salmo? Bei Arbeitsbeginn kommst du mit Gembala hierher. Der diensthabende Offizier entsiegelt die Tür. Ihr gebt die Werkzeuge und das andere aus und führt die Listen darüber. Aber exakt! Halte dich an deinen Kameraden. Er kennt alles. – Abends holt man euch wieder ab. Klar?“

„Gewiß“, knarrte die fremdartige Stimme.

„Gut, das wäre vorerst alles. Gembala, bring endlich Ordnung in die verfluchten Bauklammern. Ich habe keine Lust, deinetwegen angepöbelt zu werden. Du weißt wohl Bescheid. – Du, Salmo, kommst mit in mein Büro, damit ich dich einweise.“

Unschlüssig erhob sich auch der Legionär. Als Adjutant...

Rabirius lachte. „Warte an der Haustür. Der Sklave wird schon nicht davonrennen.“

Wohin auch? dachte Marcus, legte die Hand aufs Schwert und ging wortlos hinaus.

Das Privatbüro des Baumeisters, ein nur mäßig großes, schmuckloses Zimmer, lag am anderen Ende des Flurs. Die beiden Fenster wiesen auf das Gerüst am Pfeiler zwanzig. Um die Ordnung im Raum war es freilich schlecht bestellt. Überall lagen Planrollen und Täfelchen verstreut. Staub hätte schon mehrmals gewischt werden können.

Rabirius warf einen Blick in den Nebel und setzte sich auf ein Fensterbrett. „Zu uns! Woher bist du, Salmo?“

Der Sklave zögerte. Eigentlich war bereits das ein Vergehen, doch der Baumeister übersah es. Er betrachtete das Aufhellen der extrem dunklen Augen des Gefangenen und beobachtete auch, wie sich dessen Gesicht verzerrte.

Rabirius lächelte, aber es war etwas Gespanntes in seinem Wesen. „Nun?“

„Ich heiße Salmo und wurde bei Olisipo gefangengenommen.“

„Weiß ich. Von wo kamst du nach Olisipo?“

„Ich bin ein Schiffbrüchiger... von jenseits des Ozeans“, lautete die zögernd gegebene Antwort.

Rabirius schmunzelte. „Erzähle das einem Germanen vom Ostufer des Rheins, wo sie nur bis fünf zählen können! Nirgends auf der Welt leben Menschen wie du.“

„Jenseits des unbefahrbaren Meeres...“

„... sind die Leute lediglich dunkelhäutiger als im Imperium; rotbraun, um es genau zu sagen. – Stiehl mir nicht die Zeit.\* Was hat es mit dir auf sich?“

Deutlich nervös setzte Salmo zum Reden an, stockte, blickte dann entschlossen auf. „Ich muß wohl die Wahrheit sagen. Bloß, ob du sie verstehen kannst... Ich will dich damit nicht beleidigen, Herr, auch wenn... Ich bin schiffbrüchig, aber in einem ganz anderen Sinn. Das mit dem Ozean erzählte ich nur... Meine wirkliche Heimat ist nämlich unvorstellbar weit entfernt und auch – woanders.“

„Du weißt ja wohl, wie lang ein Jahr ist. Wieviel Jahre braucht das Licht bis zu deiner Sonne?“ fragte der Architekt, ohne seine Stimme zu heben.

Dem Sklaven verschlug es die Sprache. In seinem abartigen Gesicht stand unverkennbar Schrecken. „Herr! Woher weißt du...? Ich glaube nicht, daß in diesem Land jemand von der Lichtgeschwindigkeit gehört hätte. Das ist doch unmöglich. Oder bist etwa auch du...?“ Etwas wie ein Begreifen zuckte über die verzerrten Züge.

Der Baumeister nickte. „Erraten. Nur, daß alles anders zusammenhängt. Ganz anders. Aber so rasch kann ich dir das nicht erklären. Außerdem haben wir hier keine Ruhe. Ständig kommt man mit Anliegen zu mir. Darum kurz: Welche Hilfe brauchst du zuerst?“

Salmos Augen leuchteten auf wie eine rasch erblühende Blume. „Zu meiner Heimat kannst du mich sicher nicht bringen. Sonst: Eure Luft ist stickiger als die auf Zolkin. Trotzdem komme ich zurecht. Das Essen schmeckt abscheulich, scheint aber ungiftig zu sein. Jedenfalls habe ich noch keine Krankheit an mir bemerkt. Vermutlich werde ich irgendwelche Mangel leiden bekommen. Ich bin Pilot und kein Arzt; ich kenne die Sternkonstellationen, die Gravitationsverhältnisse und meinen Navigationsrechner. Was weiß ich von der Biochemie einer anderen Welt?“

Das war keine Frage, auf die man antworten konnte.

„Ich habe zwar Medikamente für sämtliche kalkulierten Fälle bei mir“, überlegte Rabirius laut, „sonst wäre meine Mission unnötig riskant. Ob sie dir nützen können? Wohl kaum. Das Essen? Ich kann dich unter Vorwänden zu mir holen. Wir müssen sowieso eine Menge absprechen. Aber vielleicht sind die besseren Speisen für dich die gefährlicheren. – Ein Notgelandeter aus einer anderen Welt! Wer konnte das voraussehen!“ Er ging zur Tür. „Marcus!“

Der Soldat erschien. „Legionär Marcus wie befohlen zur Stelle.“  
„Richte meinen Dienerinnen aus: Mittagessen für zwei. Was sie kochen, ist mir egal. – Ich brauche dich nicht. Meinetwegen kannst du anschließend bis zum Wachwechsel dort bleiben. Dich darf bloß niemand sehen.“

„Zu Befehl.“ Marcus strahlte. Einen halben Tag lang Ruhe! Für einen Legionär wog das so schwer wie eine Kanne Wein. Ein Happen mochte wohl für ihn abfallen, und falls er die Mädchen näher kennenlernte...

Er stiefelte vergnügt hinaus.

#### IV

Die Natur hatte den Tribun Septimus Crusius, Militärkommandant des Distrikts Äliacum, benachteiligt. Trotz aller Bemühungen um eine soldatisch aufrechte Haltung wirkte der Dunkelhaarige ständig wie ein gereiztes, zum Sprung geducktes Raubtier. Sein verkniffenes Gesicht verschaffte ihm sowenig Freunde wie sein nörgelndes Wesen. Auch reich war er nicht geworden – Offiziere abseits der Kriegsgebiete bekamen kein allzuohohes Gehalt. Ferner galt solch ein Posten als eine Sackgasse. Bergauf ging es kaum mehr.

Wie die Legionäre genau wußten, eignete sich Crusius nicht zum Kommandeur; seine unbestrittene Stärke waren Planung und Organisation, er betrachtete sich zum Leiten berufen. Kein Wunder, daß es ihn reizte, wenn fremde Baumeister als Architekten für den Aquädukt verpflichtet wurden. Er hielt sich für besser. Faustus' Intrigen taten ein übriges.

Sein täglicher Rundgang über den Bauplatz glich einer endlosen Fehlersuche. Die Legionäre verdrückten sich nach Möglichkeit. Wenn dieser Offizier ihre Unterkünfte visitierte, regnete es tausend Tadel und hundert Strafen – gelobt hatte der Tribun selbst den Besten noch nie.

Auch heute lag ihm jegliches Lob fern. Gefolgt von zwei Soldaten schritt der Oberst die Arbeitsplätze ab. „Jupiters Blitz über dich! Wenn ich nur einen Spritzer auf meinen Sachen finde, kannst du etwas erleben!“ schrie er, als aus einem hastig vorbeigetragenen Eimer Kalkbrühe schwappte. Dabei war das unvermeidbar. Wegen der endlosen, meist federnden Treppen rings um die Pfeiler konnte sich ein Schlepper glücklich schätzen, wenn er mit drei Viertel seiner Last oben ankam. Aber das lag außerhalb von Crusius' Horizont.

Der Sklave beschleunigte seinen Schritt und entkam der gefährlichen Nähe. Crusius sandte ihm ein vernehmliches „Sauker!“ nach.

Daß die Bauarbeiten zügig vorangingen, mußte ein Fachkundiger sehen. Scheinbar unaufhaltsam wurden neue Fundamente ausgehoben und befestigt, wuchsen die Pfeiler, rankten sich Gerüste empor, schloß man die Bögen. Teils wurde schon die Wasserleitung sachgemäß ausgekleidet. Jede undichte Stelle konnte in den eisigen Winternächten zum Risiko werden. Rom kannte wenig Frost; hier aber fiel häufig Schnee, häufiger noch war trockene Kälte. All das und mehr mußte ein Architekt bedenken.

Der ausgebildete Baufachmann Crusius hatte in Cäsaraugusta und Tarraco Bedeutendes geleistet, er wußte es. Doch er war neidisch. Darum ignorierte er die neuen Steinschichten, ihre sauberen Fluchten und Winkel. Es wurmte ihn, daß die Treppen für die Schleppersklaven stellenweise mit Leitseilen versehen waren. Welch eine Verschwendung!

Der Oberst wollte einen Bogen um die Baubaracke schlagen, da sah er Faustus. Der Mann mißfiel ihm – und doch: ein Gleichgesinnter. Alles gegen Servius Rabirius!

Der Sekretär verneigte sich vor dem Tribun wie vor einem hohen Beamten des Kaisers. „Ich grüße dich, würdiger Septimus Crusius“, begann er. „Als geübter Soldat erträgst du den Nebel gewiß leichter.“

„Das Wetter könnte besser sein“, \* gab Crusius zu.

Im Laufe des Vormittags hatte sich der Dunst geringfügig gelichtet. Der Blick reichte jetzt hundert Schritte weit.

„Ich prüfte eben die Bestände...“ Der Sekretär stockte ein Lächeln des Bedauerns in den Mundwinkeln.

„Und?“ fuhr der Oberst auf.

„Es gibt Abweichungen. Das ist üblich und verzeihlich, obwohl – wer sonst so präzise redet, sollte auch in seinen Taten präzise sein. Nun“, fügte Faustus beflissen hinzu, „ich habe festgestellt, wo ein Großteil der verschwundenen Bretter, Bohlen und Nägel geblieben sind.“

Erst kürzlich hatten beide darüber gesprochen. Hundert Möglichkeiten waren erörtert und verworfen worden; denn trotz aller Mißgunst wußten Crusius und Faustus, daß Rabirius nicht zu stehlen brauchte.

„Und wo?“

„In einer Menge höchst überflüssiger Sicherungen.“ Faustus erläuterte, was der Oberst bereits wußte.

„Das soll solch ein Manko erklären?“

Der Sekretär zuckte die Achseln. „Ein gut Teil.“ Er würde sich hüten, die Wahrheit zu verraten. Diebstahl kaiserlichen Eigentums wurde schwer bestraft – aber wie sonst sollte er sein Einkommen aufbessern? Wer billig zu Balken, Bausteinen und Holz kommen wollte, mußte Schmiergeld zahlen. Doch solch ein Geschäft mußte man tarnen. Wer eignete sich dazu besser als ein ungeeigneter Lagerverwalter?

„Er ist zu nachsichtig mit dem Sklavengesindel“, sagte Faustus.  
„Jetzt hat er noch einen Drückeberger ins Lager gestellt. Warum bloß?“

Beide wußten, wer er war.

Crusius blickte den Sekretär finster an. Wieder einmal hatte er das Gefühl, daß Faustus etwas verbarg und ganz andere Ziele verfolgte als er.

„Wenn man von Üblem spricht, ist es nah.\* Dort!“

Rabirius, von zwei Vorarbeitern begleitet, schritt über das Baugelände. Sie besprachen den Arbeitsablauf, bis der eine den Architekten anstieß.

„Meinen Gruß, Tribun!“ sagte Rabirius, nähertretend, und verabschiedete die beiden mit einer Geste. „Du willst sicher nach uns schauen. Keine Probleme.“ Den Sekretär übersah er, als wäre Faustus ein Sklave. „Vorhin habe ich in deinem Amtszimmer die Überstellung der fünf Bausklaven abgezeichnet, damit alles seine Ordnung hat.“

„Hoffentlich läßt du sie arbeiten!“

„Gewiß, jeden exakt nach seinem Vermögen. Das ist optimal. Dummköpfe an wichtigen Stellen – furchtbar!“ Wie zufällig fiel sein Blick auf Faustus.

„Ich hörte, einer wird dem blöden Gembala beim Faulenzen helfen. Hältst du das nicht für Verschwendung?“

„Jener Sklave kann kaum etwas anderes tun.“

„Ein fauler Sack also.“

„Ein Ungeeigneter“, verbesserte Rabirius rasch und verbreitete sich über Salmos körperliche Mängel. „... weil die Abrechnungen alleweil fehlerhaft sind“, schloß er, „muß ein gebildeter Mann an diese Stelle. Gembala war von Anfang an überfordert. Du willst doch auch, daß die Minusbestände endlich verhindert werden, Herr Tribun.“

„Wer seinen Aufgaben nicht nachkommt, hat Zeit zum Müßiggang“, verkündete Crusius. „Vorläufig – gut. Doch sobald hier eine andere Arbeit anliegt, wird einer der beiden abgezogen. Faulpelze dulde ich nirgends.“

Faustus verzog das Gesicht. Noch zwei Augen, die ihn entlarven konnten!

„Einverstanden, Oberst. – Im übrigen bitte ich dich“, fügte der Architekt hinzu, „zwischen den Pfeilern elf und zwölf die Nivellierung der Leitung zu kontrollieren und gegenzuzeichnen. Eine Formsache. Der Kolonnenführer meldete mir heute früh den Vollzug, und ich habe es soeben überprüft. Sämtliche Steine sind verfügt.“

Crusius murmelte etwas wie „Wird auch Zeit!“.\* In Wirklichkeit ging die Arbeit überraschend reibungslos. Ein Bogen nach dem anderen wurde gerundet. Sofern es keine Rückschläge gab, würde übers Jahr Wasser durch den Aquädukt strömen. Die Verteilung im Ort ging weder

Rabirius noch die Verwaltung Gesamthispaniens etwas an. Darum kümmerten sich lokale Behörden, und dann herrschte er, Septimus Crusius, wieder allein.

Den Römer loben? Der Oberst erwog es keinen Atemzug lang. „Nirgendwo darf Stillstand herrschen. Hier sehe ich Leute faulenzten. Den Anfängen wehren! Die Ordnung auf der Baustelle läßt zu wünschen übrig, Herr Architekt.“

Rabirius versagte sich eine Antwort. Warum leeres Stroh dreschen? Den verdrossenen Faustus ignorierend, grüßte er den Tribun. „Ich begeben mich jetzt zum Mittagessen und wünsche auch dir einen gesegneten Appetit.“

„Der Dienst geht allemal vor“,\* knurrte Crusius. Der Baumeister hörte es nicht mehr.

„Wie ein Aal, nicht zu packen“, sagte Faustus und fügte wie von ungefähr hinzu: „Gleich und gleich klebt zusammen.\* Kriegt man den einen nicht... Herr Oberst, schau dir den angeblich kranken Sklaven mal an.“

## V

Marcus hatte den Sklavinnen beim Kochen im Wege gestanden. Sie nahmen ihn hin als eine Unvermeidlichkeit und gaben ihm eine reichliche Extraportion. Wundervoll! Astris war eine begabte Köchin. Sicherlich kannte Crusius solche Speisen nicht einmal, von den schlecht gepflegten Kameraden ganz zu schweigen. – Bei der Arbeit scherzten die Mädchen. Mancher Witz über die Legionen war ihnen gewiß verboten, aber Marcus war der letzte, sie deshalb anzuschwärzen. Er lachte viel zu gern. – Sie verehrten nicht Mithras wie er, die eine betete zu einem illyrischen Gott, die andere zu einem hispanischen. Doch was tat das schon!\* Götter gab es viele.

Nur eins hinterließ einen Stachel: Die beiden waren so unzugänglich wie jenes versiegelte Wandfach beim Tribun, worin die Geheimbefehle lagerten. Warum das? Marcus wußte sich jung und gutaussehend. Hegten Lydia und Astris törichte Hoffnungen in Bezug auf den Baumeister? Man heiratete keine Sklavin. In allem schienen sie sonst so vernünftig.

Marcus hatte den festen Vorsatz, ein andermal mehr zu erlangen.

Jetzt sah er Rabirius kommen. Hinter ihm trottete der neue Schreibsklave einher. Fein eingekratzt hatte sich der Drückeberger! Dem Kerl wollte er die Meinung sagen. Er verabschiedete sich und ging aus der

Hintertür, als vorn schon der Vorhang raschelte.

Astris trat dem Hausherrn entgegen, um nach Befehlen zu fragen.

„Lydia und ich danken dir sehr für die Armreifen“, sagte sie leise.

„Schon gut. – Tragt auf! Salmo wird hier essen.“

Erstaunt strich sie das Haar zurück. Der? Hier? Mit solch einem Scheusal in einem Raum speisen? Der Gebieter übertrieb seine Güte.

Demütig neigte sie den Kopf. „Wie du befehlst, Herr.“

Lydia brachte schon die Vorspeise, scharf gewürzte Forellen aus den Pyrenäenbächen.

Bis auf Fragen nach Herkunft und Zusammensetzung von Gerichten wurde das Essen schweigend eingenommen. Rabirius war kein Plauderer. Außerdem kamen die Mädchen mehrmals herein, um Teller und Schüsseln zu wechseln.

Endlich war auch der letzte Gang abgeräumt. Ein Weinkrug stand auf dem Tisch, die Dienerinnen hatten sich zurückgezogen; aber immer noch grübelten beide.

Rabirius schenkte sich einen Becher voll, bot Salmo einen zweiten an und registrierte verständnisvoll die Ablehnung. „Die Sache ist nämlich so“, begann er übergangslos. „Ich kann dir helfen. Wirksamer, als du glaubst. Aber nicht rasch... Ich brauche Informationen und nochmals Informationen. Exakte Daten. Was ist geschehen?“

Salmos Augen flackerten. „Wenn ich das wüßte! Seit längerer Zeit treten in diesem Raumsektor bei den Transit-Sprüngen Störungen auf. Anfangs registrierten wir geringe Kursabweichungen. Als diese bedrohlich anwuchsen, stellten wir die Routineflüge im Quadranten ein. Der Effekt scheint sich radial auszuweiten. Meines Wissens führt man ihn auf nichtlineare Gravitationswellen zurück – wohl ein Stern im Prä-Nova-Stadium.“

Wir wollten dem dadurch abhelfen, daß die Navigation präzisiert wurde, also mittels eines Netzes von Leitsendern. Mein Schiff sollte einerseits den instabilen Stern identifizieren, andererseits die nächstliegenden Transit-Bojen durch verbesserte Modelle ersetzen.

Was dann geschah? Eine Stoßwelle traf uns und ließ das Hauptaggregat in einem Kurzschluß zerschmelzen. Unser Notsystem erlaubte nur den Schleichflug zu einem nahen Stern. Den Unterlagen zufolge ist dieser Planet der geeignetste – die Atmosphäre und so weiter. Wir wissen ja von der noch primitiven Kultur hier. Doch die Konstellation war ungünstig; und als wir es trotzdem versuchten, versagte das Triebwerk beim Anflug.“ Salmo schloß die Augen. Nach einigen Minuten sprach er weiter: „Der Automat katapultierte uns aus dem trudelnden Schiff, wenig später explodierte es. Hier nennt man das Resultat ein Erdbeben.“

Rabirius knetete seine Finger. „Du sagst ‚uns‘ und ‚wir‘. Wo

landeten deine Kameraden?“

„Als Pilot war ich der letzte. Sie gingen westlich nieder. Ich habe seitdem keinen wiedergesehen.“

Der Architekt blieb stumm. Daß die anderen nach menschlichem Ermessen tot waren, verschmachtet auf den endlosen Weiten des unbezwungenen Atlantiks – wozu es aussprechen?

„Nach zwei schlimmen Wochen trieb mein Schlauchboot an die Küste und wurde von den Klippen zerfetzt. Meine Ausrüstung... Mir blieb fast nichts. Eine Streife eurer allgegenwärtigen 7. Legion verhaftete mich tags drauf.“

„Obwohl du Latein verstehst?“

„Vor Beginn jener Störungen waren unsere Spähschiffe oft unbemerkt hier. Alle Daten lagen in den Speichern. Auf dem Schleichkurs hierher erlernten wir eure Sprache. Es war vorgesehen, im Imperium zu landen – so kam es, daß man mich nicht tötete. Wenigstens nicht gleich.“

Salmo starrte in den Becher. Hilfe? Was sollte ein Notgelandeter für einen anderen Notgelandeten tun können als ihn bedauern? Immerhin – Rabirius hatte sich wegen seiner physischen Ähnlichkeit tarnen können. Ein glücklicher Zufall für den Leidensgefährten, gerade in diese Welt verschlagen zu sein. Doch ein klein wenig Glück hatte auch er gehabt. Wäre er eher katapultiert worden... Hätte man ihn nicht nach Aliacum verkauft... Nun besaß er wenigstens eine Chance, sein Leben zu fristen. – Hilfe von daheim? Man hatte nicht mehr hyperfunken können; daheim wurde erst Alarm gegeben, wenn die Frist verstrichen oder das Lichtsignal zur nächsten Transit-Boje gekommen war. Nach dem Unglück dürften die Seinen noch vorsichtiger in diesem Sektor operieren. Einen verschollenen Astronauten auf einer bewohnten Welt entdecken? – Er stand allein. Fast allein.

Er wechselte das Thema. „Und woher kommst du? Ich kenne keinen besiedelten Planeten mit solchen Wesen außer diesem. Von welchem Stern stammst du?“

„Von ebendiesem, ferner Freund.“

„Von...?“ Zum zweitenmal blickte Salmo ihn betroffen an. Hatte er richtig gehört?

„Exakt so. Ich bin ein Bewohner dieser Welt..., zufällig sogar dieses Landes“, erläuterte Rabirius mit gedämpfter Stimme. „Im Unterschied zu dir komme ich aus einer anderen Zeit. Ich werde erst in gut zweitausend Jahren geboren werden.“

Als ich zehn war, entdeckten Wissenschaftler den Weg in die Vergangenheit. Die Zeitreise ist teuer und an tausend Bedingungen geknüpft, aber sie ist möglich. Es wundert uns selbst. – Seither kundschaften Experten die Geschichte aus – immens vorsichtig, versteht

sich, um nur ja nichts zu verändern und dadurch Schaden zu stiften. Wir haben gelernt, daß nahe Erfolge manchmal ferne Katastrophen sind.

Von Āliacum wußten wir fast nichts, nur daß der Aquädukt unter Leitung des Baumeisters Servius Rabirius errichtet worden sei. Andererseits ermittelten Archäologen anhand eines Grabes in den Alpen dessen Unfalltod. Dieser chronologische Konflikt war die Chance – man schleuste mich unter der Maske dieses Architekten ein.

Meine Hauptaufgabe erscheint ungereimt: Beschaffung der Literatur dieser Epoche. Meine Zeit verfügt oft nur über verfälschte Relikte. Wenn ich bloß die gängigen Buchrollen mitnehme, ist der Nutzen immens. Noch ist unsere Arbeit ein Tasten im Nebel; ich liefere das, was meine Zeit maximal wissen kann: die absolute Basis. In Rom wäre das zwar leichter, hingegen schwerer, einen Einstieg in die Fremdzeit zu finden deshalb nutze ich das Grab in den Alpen. Natürlich, da ich hier bin, registriere ich Details, die wir sonst nie so exakt erführen – die tausend Beziehungen im Leben eines römischen Provinzstädtchens. Mein Report und die Auswertung der erworbenen Literatur legt den nächsten Rom-Einsatz fest; es soll sich ein Weg abzeichnen, einen Arzt nach Ravenna zu schmuggeln. So ist jedenfalls das Projekt... Dich hier zu treffen, hatte ich nicht erwartet.“

„Ein Zeitreisender“... Salmos Stimme bebte vor unterdrückter Hoffnung. „Dann ist alles gut. Deine Zeit kann mir helfen!“

Rabirius sprang auf und schritt nervös auf und ab. „Vorsicht! Zum einen: Wir wissen nichts von deiner Welt. Warum kamen die Deinen zweitausend Jahre lang nicht hierher? Die Navigationsstörungen haben sich anscheinend verstärkt. Dann: Unsere Photonenschiffe erreichen noch nicht einmal die nächstgelegene Sonne. Falls deine Heimat weit entfernt ist...“

„Fast drei Maximal-Transitsprünge. Zweitausendundachtzig Lichtjahre.“

„Für uns unvorstellbar! Zwei Lichtjahre wäre mehr als das Äußerste. Und ein Drittes, Salmo: Die Zeitreise muß exakt vorbereitet werden, um weder in der verkehrten Epoche noch am falschen Ort zu landen und Folgen auszulösen. Das dauert lange.“

„Wie die Navigation vor einem Transitsprung.“

„Vermutlich. Wir tasteten uns schrittweise in die Vergangenheit vor. Bis jetzt reicht meine Mission am weitesten zurück. Zwei Jahre lang hat man sie mit Leertests vorbereitet, und vor vierzehn Monaten landete José Alban in den Westalpen, wo der richtige Rabirius tödlich verunglückt war, und ersetzte ihn...“

Salmos Augen verfärbten sich jäh. „Vierzehn eurer Monate?!“

„Exakt, warum?“

„Vor gut drei Jahren traten die ersten Störungen des Raumgefüges auf, vor vierzehn Monaten traf die Schockwelle mein Schiff.“

Rabirius, kalkweiß, sank auf die Bank. Er rang nach Atem. Bleierne Stille füllte das Gemach.

Wie hing das zusammen? Wann, warum und wo? Das mußte untersucht werden. Doch er war kein Feldphysiker. In die Zukunft mit Salmo!

„Ich fürchte für unsere Zeitreise“, murmelte Rabirius und fügte laut hinzu: „Heute abend benachrichtige ich das Kontrollzentrum. Man wird das Menschenmögliche tun. Sobald deine Daten erfaßt sind, katapultiert man dich in meine Epoche. Aber das benötigt wenigstens eine Woche. – Ich bin natürlich Tag und Nacht für dich erreichbar. Lydia und Astris sage ich Bescheid, damit sie mich notfalls wecken. Berufe dich ruhig auf mich. Das Wort des Architekten wiegt schwer.“

Salmos Augen waren schwarz wie die mondlose Nacht. Seufzend richtete er sich auf. „Ich bleibe nicht hier?“

„Geduld! In den nächsten Tagen arrangiere ich das. Mir fehlt ein Vorwand. Crusius und Faustus mögen mich nicht.“

Der Fremde seufzte abermals und wandte sich dem Ausgang zu. Seine verkrümmten Schultern hingen tiefer als zuvor.

## VI

Das Tal von Äliacum bot vom Osthang ein eigentümliches Bild. Nebelschwaden wälzten sich wie müde Wellen über die westliche Hügelkette und schwappten ins Tal. Ein Teil floß südwärts ab, dem fernen Ebro zu, das meiste trieb über den Beobachter hinweg ins Nachbartal.

Servius Rabirius begab sich stets hier herauf, wenn er ungestört sein wollte. Die Zeit schien ihm dann zu verschwinden, und bisweilen glaubte er, die meteorologische Station des Jahres 2094 in den Nebelwolken erscheinen zu sehen. – Eine halbe Meile weiter stand das Quellwasserschloß; obgleich fertiggebaut, gehörte die Anlage bis zur Inbetriebnahme zu seinem Arbeitsbereich. Der Vorwand war perfekt.

Nun saß er auf einem Luftschaftdeckel der Grabenleitung, den Kopf auf die Fäuste gestützt, die müden Augen geschlossen. Viel war geschehen, zuviel für seine Kondition. Offenbar zehrte die andauernde Maskerade stärker an den Nerven, als er wahrhaben wollte. Auch andere Zeitreisende hatten davon berichtet.

Obendrein Salmo! Der Fall hätte daheim schon Verwicklungen

ausgelöst. Hier geriet er fast zur Katastrophe. Handeln, ohne alles überblicken zu können, ohne detaillierte Analysen, ohne Expertenassistenz... Wenngleich nicht ganz ohne Hilfe. Gestern nacht hatte er im Keller seine Truhe geöffnet und den Chronographen in Betrieb gesetzt. Der Apparat verknüpfte wie ein Fernschreiber die Jahrtausende. Allerdings bedurfte eine chronographische Verbindung gewisser astronomischer Konstellationen. Sie kamen unregelmäßig zustande; ein glücklicher Zufall wollte, daß sie in dieser Woche dienstags und freitagnachts eintraten. – Am Dienstag hatte er die Sensation gemeldet, seine Vermutungen über den Zusammenhang zwischen Zeitsprung und Raum-Zeit-Stoßwellen angefügt und um Weisungen gebeten. Er hoffte, daß die Experten inzwischen Resultate vorzuweisen hatten. Am Freitag füllte sich nach nervenraubendem Justieren die Leuchtscheibe mit Textzeilen. Tatsächlich enthielt die Antwort die vermutete Anweisung: Rücksprung nach 2094 vorbereiten. Das Visier war auf Montag 3 Uhr eingestellt. Erwähnt wurde die Aussetzung sämtlicher Zeitreisen bis auf weiteres. Es folgten Präzisierungen, andere hatte Rabirius anhand der Daten über den Fremden selbst vorzunehmen. Die Zeit drängte.

Er bestätigte den Eingang, chronographierte etliche Ergebnisse eigener Untersuchungen durch, zuletzt sein Einverständnis, zum genannten Termin den Rücksprung einzuleiten.

Nun galt es, alles zu durchdenken. Aus zweitausend Jahren Distanz befahl man leicht. Die Lokalkenntnisse besaß er, und er trug die Last des Risikos. Immerhin war viel vorbereitet.

Ein Stück unterhalb der Quelle führte eine gebüschverwachsene Kluft zu einem Naturtalkessel, zehn Schritt im Durchmesser. Niemand konnte ihn einsehen, keiner kam hierher; darum zielte das Visier der Zeitmaschine dorthin. Rabirius hatte seine Geräte in Felspalten versteckt und gegen Diebstahl gesichert. Die Apparate würden sich im Zielradius befinden.

Vorhin hatte er den geheimen Stützpunkt inspiziert. Wie erwartet war alles unberührt. Nur kein Risiko! Über die Folgen von Manipulationen am Zeitablauf gab es zwanzig Jahre nach der Erfindung der Zeitmaschine so viele Theorien wie Theoretiker. Nur Salmos Katastrophe hatte niemand vorausgesehen. Einig war man sich in einem: Nach Möglichkeit nicht eingreifen! Das hieß fürs erste das Erscheinen und Verschwinden der Reisenden zu maskieren. Beides geschah längst routiniert. – Er selbst war in einem öden Alpental in die Vergangenheit gekommen, nahe der Stelle, wo ein Steinschlag den richtigen Rabirius getötet hatte. Er nahm alle Dokumente an sich und begrub den Toten, wie das Grab es befahl. – Falls der Verfasser der Bauinschrift ein Hochstapler war, der nun nicht zum Zug kam, korrigierte man die Geschichte zwar, aber nur ein wenig. Die

Majorität der Historiker meinte indes, die Alban-Mission sei gerade wegen des Widerspruchs eine chronologische Notwendigkeit und bereits historisch belegt und jene Inschrift das Zeugnis des Erfolgs. – Das schon geplante Verschwinden in knapp drei Monaten sollte wie der erpresserische Überfall einer Baskenbande aussehen. Fingierte Lösegeldforderungen an die Provinzialverwaltung in Tarraco lagen bereit; da die nie zahlen würde, mußte jedermann glauben, Servius Rabirius sei tot.

Nach dem Urteil der weltbesten Simulationscomputer reichte die Maßnahme aus. Analoge Aktionen in späteren Epochen waren erfolgreich verlaufen; kein Beweis zwar, doch ein Indiz.

Der ausgeklügelte Plan war wertlos geworden. Das konnte einem die Laune verderben. Für ihn bestand zwar keine Gefahr, schlimmstenfalls konnte er den Notsprung auslösen. Wer aber vollendete dann den Aquädukt, welche Folgen hatte das für die Geschichte? Wie überhaupt sein und Salmos Verschwinden maskieren? Die Experten überließen es angesichts der unübersichtlichen Situation ihm.

Die entscheidende Inschrift war, obgleich verfrüht, gestern angebracht worden. Die Spötteleien ließen ihn kalt; abmontieren würde man die Tafel nicht. Die eigentliche Aktion bereitete Rabirius hundertfach schlimmere Sorgen.

Er mußte hierher. Mit welcher Ausrede gelangte er nachts gemeinsam mit Salmo unbewacht an den Oberlauf des Aquädukts? Nach Sonnenuntergang hatte der Sklave im Lager zu sein. – Es gab nur eine Lösung, und die war schlecht: spätnachmittags mit dem Fremden und einem Legionär die Strecke inspizieren, den Soldaten betäuben und sich mit Salmo in der Kluft verstecken. Präparate, die die losgelassenen Bluthunde täuschten, besaß er; ohne die aber fand sie niemand. Wenn er zugleich den Erpresserbrief absandte, würde Crusius an den Handstreich eines kühnen Räuberhauptmanns glauben und, zumal für Rabirius, wenig Mühe aufwenden. Die Suche setzte morgens ein, und da war der Talkessel schon leer.

Der Legionär würde sich und den anderen einreden, unversehens niedergeschlagen worden zu sein – was wußte der von Hypnolan! Immerhin brauchbar! Doch Lydia und Astris? Ihretwegen galt es nachzudenken. José Alban brachte es nicht über sich, sich zweier Menschen zu bedienen wie eines Eßbestecks. Irgend etwas mußte ihm einfallen. Derweil: Beschlossen!

Er erhob sich und folgte der Wasserleitung bergab. Zunächst war sie ein in den Felsen gehackter Grabentunnel, wurde zu einem Kanal und führte als Brücke über ein Quertal. Der Wasserlauf senkte sich dann, eine Kuppe umfassend, ins Tal von Äliacum.

Bald erreichte Rabirius die Baustelle, benutzte das nächstbeste Gerüst und stieg hinab.

Als erster begegnete ihm Quintus Corellius. Der Centurio schien ihn erwartet zu haben, seine Miene kündete Unannehmlichkeiten an.

„Ein Unfall?“ fragte Rabirius. Hatte er die ihm Anvertrauten über den Privatsorgen vergessen?

„Ein Fluchtversuch, Herr. Wir haben den Sklaven verletzt eingefangen. Leider... Es ist dein Schützling, Salmo.“

„Nein!“ Kreideweiß im Gesicht, klammerte sich der Architekt an einen Balken.

Corellius senkte den Blick. Man sah, der Baumeister konnte es nicht glauben. Hatte er selbst es denn anfangs geglaubt? „Es ist nur zu wahr, Herr.\* Marcus mußte ihm einen Speer ins Bein werfen.“

„Wie geht es ihm?“

Als wenn das jetzt noch von Bedeutung war!\* Mit dünnen Worten erklärte der Centurio: Salmo hatte Faustus niedergeschlagen und war davongerannt – der Tatbestand des gewaltsamen Fluchtversuchs, gewaltsam erst vereitelt.

Die Antwort des Baumeisters verstand er nicht. Dem Klang der Worte nach war sie ein saftiger Fluch – anscheinend griechisch, aber das hatte ihn niemand gelehrt. Rabirius' Verdruß war begreiflich. Die Tat des Schützlings fiel auf ihn zurück. Es war so, als wenn Marcus desertiert wäre – um seine Karriere stände es dann schlecht.

„Wann soll er gekreuzigt werden?“ fragte der Baumeister und bewies damit seine Gesetzeskenntnis. Seine Stimme klang wie ein Hammer, der auf Holz schlägt.

„Tribun Crusius inspiziert heute außerhalb der Stadt. Er wird kaum vor Sonnenuntergang wiederkommen, und bei Nacht werden Urteile weder gefällt noch vollstreckt.“

„Wer hat derweil das Kommando?“

„Der Centurio bin ich.“

„Klar. Dann... Aber da kommt jemand, der uns nicht zuzuhören braucht.\* – Würdest du nachmittags mein Haus aufsuchen? Da sprechen wir in Ruhe miteinander.“

„Wie du wünschst, Herr, gleich nach dem Appell.“ Corellius dämpfte die Stimme. „Gewiß wird dir eine weise Lösung einfallen.“\*

Faustus kam geradewegs auf sie zu. „Ich grüße dich, Baumeister!“ rief er theatralisch. „Gewiß weißt du schon von der unglaublichen Tat.“

Das Gesicht des Architekten verschloß sich. „Von welcher?“

„Du fragst? Der Überfall auf mich!“

„Tatsächlich – unglaublich. Ich dachte, du meinstest... Jemand aus Äliacum berichtete mir gestern Einzelheiten über das geheimnisvolle

Verschwinden von Baumaterial: Darunter etliches Beweisbares. Ich riet ihm, den Duumvirn einen Schriftsatz zuzustellen, ein Duplikat nach Tarraco, damit die Untersuchung ihren Gang nimmt.“ Er tat, als sähe er Faustus’ Erbleichen nicht. „In Rom gibt es ein Sprichwort: Wer im Senat den Kläger vertritt, braucht eine blütenweiße Toga, oder ihm und seiner Klage geht es schlecht.“ Er wandte sich ab und verschwand in der Baubaracke.

Corellius runzelte die Stirn. Gab es da einen Zusammenhang? Hatte Faustus etwa nur so getan, als ob... Eine falsche Beschuldigung? Warum? Bei der üblichen Folter sollte Salmo Rabirius irgendwie belasten. Schurkerei! Hatte Salmo etwa herausgefunden, wo das Gestohlene verblieben war? Das betraf Faustus! Das gehetzte Umherblicken hatte ihn verraten. Das gab den Dingen eine andere Farbe.\*

Doch aus welchem Grund setzte sich Rabirius derart für einen scheusäligen Sklaven ein? Für Lydia und Astris – das hätte Corellius begriffen.

„Wenn das wahr ist...“, sagte er unwillkürlich, faßte sich aber gleich. „Du entschuldigst mich, Herr Provinzialsekretär“, versetzte er kalt und begab sich zum Wachkommando.

Faustus meinte zu frieren. Seit Montag lief alles schief. Binnen weniger Tage hatte der Sklave Salmo sämtliche Listen durchgesehen und die falschen Buchungen entdeckt. Wie flink er rechnete! Addieren war ihm ein Spiel, Multiplizieren keine Arbeit.\* Schon deshalb mußte er sterben. Falls sich der Kerl zuerst an Rabirius gewandt hätte, statt dumm ihn zu befragen... Nicht auszudenken!

Sein Dreh mit der angeblichen Flucht war zwar gelungen. Doch jetzt? Bluffte Rabirius? Oder kalkulierte er, den Tribun durch Zugeständnisse auf seine Seite zu ziehen? Nicht ausgeschlossen. Sein Ende wäre gewiß. Was also tun?

Es gab nur eine Antwort. Schnellstmöglich ins Baskengebiet fliehen, wo die Macht des Kaisers Tiberius nicht weiter reichte als die Speere einer Legionärspatrouille.

## VII

Es fehlte wenig bis zur Dämmerung. Nach der Befehlsausgabe und der Einteilung der Wachen wurden die meisten Soldaten für Abend und

---

\* Die römischen Ziffern machten eine direkte Multiplikation faktisch unmöglich.

Nacht beurlaubt. Quintus Corellius als Kommandeur mußte verfügbar sein. Der Legionär Marcus fungierte als Adjutant, was eher Strafe als Belohnung war. Corellius verübelte es ihm nämlich, voreilig seinen Speer geworfen und damit Salmos Flucht gewissermaßen aktenkundig gemacht zu haben. Sonst wäre alles zu arrangieren gewesen. Aber gewaltsame Flucht...

Zum verabredeten Besuch beim Architekten nahm er Marcus mit. Möglich, daß er etwas zu tun bekäme.

Quintus Corellius schwieg. Selten nur hatten ihn Zweifel gequält. Mit der Entscheidung für die Laufbahn eines Legionärs folgte er dem Vorbild des Vaters und dessen Vaters. Ein guter Soldat zu sein, forderte das Reglement; und Beförderungen verhiessen höheren Sold. Bald war er Offizier geworden. Daß seine Abteilung nach der Varus-Katastrophe an den Rhein kommandiert wurde, hatte man in Rom verfügt. Die furchtbaren Nebelnächte Germaniens hatten freilich einmal in ihm den Gedanken an Desertion geweckt. Daran erinnerte er sich ungern, hatte sich auch nicht dazu aufgerafft; aus Römerbewußtsein – oder aus Feigheit? Dann hatte man ihn nach Hispanien und speziell nach Äliacum geschickt.

Nun aber drohte eine Entscheidung. Der verehrte Servius Rabirius plante etwas Unrechtes. In der Dienstvorschrift stand, daß er ungesetzliche Pläne zu vereiteln oder zumindest anzuzeigen habe. Den Tribun benachrichtigen? Zum Glück war der noch auf Inspektionstour. Zu den Duumvirn gehen? Kein Soldat erkannte einen Zivilisten als höherstehend an.

Er würde so viele Augen zudrücken wie möglich, beschloß er. Und hoffentlich besann sich Rabirius eines Besseren.

Den Stein des Anstoßes neben sich zu haben, erschien ihm indes unklug; darum hieß er Marcus vor dem Haus warten.

Corellius trat zögernd ins Atrium und fand Rabirius über einen Papyrusbogen voller hundertfach verschlungener Kurven gebeugt. Horoskope? Etwas vom Bau?

„Tritt ein, Centurio, nimm Platz!“ sagte der Architekt, ohne aufzublicken. „Ich bin gleich fertig. – Lydia! Bring dem Herrn Hauptmann eine Erfrischung!“

Die Sklavin hatte im Hintergrund gehockt, sie eilte hinaus.

Corellius setzte sich auf die Bank, auf der er vor sechs Tagen gesessen hatte, und schaute mit verständnisloser Bewunderung auf die Zeichnungen. In den Sternen lesen? Rabirius konnte eben alles.

„Exakt. Ich dachte es mir so.“\* Der Hausherr schob die Unterlagen beiseite und blickte eine Weile ins Leere. „Warum ich dich herbat? Ich habe in den Notizen nachgeschaut. Mein Elixier taugt auch für deinen Husten.“ Er zog ein rotbraunes Glasfläschchen hervor. „Hier ist das Mittel.“

Jeden Morgen mußt du bei Sonnenaufgang exakt fünf Tropfen in Wein oder Wasser mischen und trinken. Auf keinen Fall mehr nehmen! Es wirkt nicht schneller, du würdest dir statt dessen schwer schaden. Binnen einer Woche wird der Husten abklingen; und wenn du das Fläschchen geleert hast, ist auch die Wurzel der Krankheit ausgezogen.“

„Herr... Danke, Herr!“ Corellius suchte nach Worten. Diese Hoffnung hatte er schon aufgegeben. Und gerade heute morgen war das Reißen in der Lunge schlimm gewesen! „Was forderst du...?“ Er fröstelte jäh.

„Unter anderen Umständen hätte ich es dir geschenkt“, begann Rabirius. „Leider hat sich etwas ereignet, was meine Pläne durchkreuzt. Die Sache mit Salmo.“

Die schon nach der Flasche ausgestreckte Hand zuckte zurück.

Lydia stellte dem Offizier eine Schale mit verschiedenen Leckereien hin. „Bitte, Herr! Den Wein bringe ich gleich.“

Rabirius wartete, bis sie außer Hörweite war. „Ich nehme es nicht schweigend hin, wenn man meine Schützlinge heimtückisch umbringen will. – Du wirst vermutlich sagen: ein Sklave. Ich bin anders erzogen und kann es nicht so sehen. Mensch ist Mensch, und ich versprach ihm Schutz. Mein Wort muß immer gelten, sonst ist es Geschwätz.“

Die leidige griechische Erziehung! „Bei den Göttern! Willst du ihn etwa... befreien?“

Rabirius blickte an ihm vorbei. „Ich kenne die Gesetze. Schau mich nicht so zweifelnd an! Von dir erwarte ich nichts Unrechtes. Zum ersten wünsche ich ein halbstündiges Gespräch mit Salmo, unbelauscht.“

„Kein Problem.“

„Zum zweiten: Schließt ihn nachts im Innenhof des Wachhauses ein. Fliehen kann er von dort nicht. Zur Sicherheit stellt zwei oder drei Legionäre vor die Tür.“

„Das läßt sich machen“, \* bestätigte der Offizier. Argwöhnisch sah er sein Gegenüber an. „Herr, es geht mich wenig an, und vielleicht wäre mir am wohlsten, gar nichts zu wissen – aber du hast etwas Ungesetzliches vor. Das sieht ein Blinder. – Ich will dir gern helfen, nicht bloß wegen des Elixiers. Die Sache mit dem Sklaven schmeckt wie saurer Wein – Faustus ist kein vertrauenswürdiger Zeuge. Aber Salmo wollte wirklich weglaufen, also...“

„Eben das soll er mir unter Eid bestätigen oder es ableugnen.“

„Damit du hinterher seine Sache vor dem Tribun vertrittst?“

„Wie wir zueinander stehen, hätte das wenig Zweck. Es gibt aber höhere Instanzen als Septimus Crusius.“

„Die Provinzverwaltung? Denn sonst begreife ich nicht, worauf du abzielst, Herr.“

„Es wird besser sein, wenn dir meine Pläne unbekannt sind“, sagte Rabirius. In seinen Zügen lag etwas, das einen Entschluß vermuten ließ. „Du sollst gegebenenfalls guten Gewissens schwören können, nichts zu wissen. Gerade darum ersuche ich dich, eine ordentliche Wache vor der Hoftür zu postieren. Jeder Anschein einer Absprache muß vermieden werden.“

„Ich könnte selbst...“

„Um dich hineinzureißen? Das würde den Verdacht nur anfachen!“ unterbrach Rabirius. „Nimm Leute, denen Crusius vertraut – keine Verehrer von mir.“

Da werden sich wenige finden, dachte der Centurio. „Ich verstehe dich nicht, Herr.“

„Das ist auch nicht möglich. Leider bin ich außerstande, dir mehr zu erklären. Betrachte das Geschehen als ein Gottesurteil. Vielleicht so viel, daß du einsiehst, warum ich es anrufe: Salmo und ich sind wie zwei Seiten einer Münze, verschieden, aber zusammengehörig.“

Corellius war um nichts klüger geworden. „Du meinst, er ist so ähnlich wie du, und nur einer kann Architekt sein?“

„Nicht falsch. Warst du schon mal im Schiff auf hoher See?“

„Unter Germanicus in der Nordsee.“ Der Centurio erinnerte sich ungerne.

„Stell dir vor, er und ich, wir sind wie zwei Segler, die sich im Nebel begegnen. Ihre Kapitäne dürfen einander nicht zu nahe kommen, ungeachtet daß sie Freunde sind, sonst geschähe Unheil.“

„Wenn du es sagst, Herr... Und dazu hast du eben die Sterne befragt, so wie es nachts ein Kapitän tut?“

Rabirius schmunzelte. „Du bist klug. – Ich breche seinetwegen kein Gesetz, ich überlasse ihn den Göttern. Heute nacht werden sie reden.“

Der Centurio vergaß das Essen. Lydia, inzwischen mit dem Wein zurückgekehrt, stand starr; ihr Blick wanderte angstvoll umher.

„Wie lautet deine Entscheidung?\* Hilfst du mir?“

Corellius fühlte sich sicherer. Von ihm wurden Lappalien verlangt. Ein Gespräch mit dem Gefangenen – bah! Ihn nachts auf dem hoch ummauerten Hof zu lassen – lächerlich risikolos! „Wann wünschst du mit Salmo zu sprechen?“

„So rasch es geht.“\*

„Gestatte, daß ich alles arrangiere, Herr.“\* Corellius erhob sich und rief den wartenden Marcus herein. „Du führst den Herrn Baumeister zu Salmo und sorgst dafür, daß sie ungestört miteinander reden können. Daß mir keine Klagen kommen! Dein voreiliger Speerwurf hat genug Unheil angerichtet.“

Marcus stammelte eine Entschuldigung.

„Abtreten! – Ich darf mich jetzt entfernen, Herr Baumeister!“

Rabirius begleitete den Gast hinaus, erteilte seinen Sklavinnen einige Anweisungen, dann ging auch er. Vor der Villa schloß sich ihm der Legionär an.

Unterwegs versuchte Marcus, den Speerwurf zu rechtfertigen, denn der Architekt war offenkundig zornig auf ihn. Er hatte doch seine Pflicht getan! Faustus am Boden, stöhnend – Salmo davonrennend – wenn das kein Fluchtversuch war! Der Schlag mußte so stark gewesen sein, daß der Sekretär erst um Hilfe zu schreien vermochte, als der Flüchtling schon weit weg lief. Zum Glück war er, Marcus, ein ausgezeichneter Speerwerfer. – Die Erklärung verhallte ungehört. In verdrossenem Schweigen erreichten sie Äliacum.

Ein massives Haus am Ortsrand beherbergte das Wachkommando, solange die Sklaven am Aquädukt bauten. Sein Keller diente im Bedarfsfall als Gefängnis.

Marcus richtete den Befehl aus. Der Wächter grüßte den Architekten und führte ihn die Stufen hinab. Er putzte die blakende Lampe und entriegelte die Tür. „Wir sitzen am Haustor, Herr“, sagte er. „Ruf uns notfalls.“

Rabirius würdigte ihn keines Blicks. „Wie geht es dir, Salmo?“ fragte er ins Halbdunkel des Kerkers.

„Schlecht“, lautete die Antwort. Ein Stöhnen folgte. „Unser Plan wird wohl kein gutes Ende finden.“

„Vor der Niederlage aufgeben? Zunächst: Ich habe besseres Verbandmaterial als die Binde da! Kümmere dich selbst darum, denn ich muß dir einiges erklären, und unsere Zeit ist knapp.“\*

„Das ist sie“, bestätigte Salmo bitter.

„Anders als du meinst. – Die Nacht wirst du im Freien verbringen. Um das zu erreichen, habe ich den Leuten einigen Unfug erzählt. Den wahren Grund konnte ich ihnen nicht nennen. Laß dich ruhig hinausbringen und erwarte die Dunkelheit. Wir haben einen Viertelmond und obendrein Nebel. Warte, bis du kaum die Hand vor Augen siehst.“

„Und dann?“

„Dann drücke auf diesen roten Knopf!“ Aus dem Gewand zog er einen faustgroßen, wie Bronze und Silber schimmernden Zylinder und reichte ihn dem Gefangenen. „Keiner darf das bei dir sehen. Sollte jemand auf die Idee kommen, dich vorher zu durchsuchen, mußt du es gleich tun. Aber nur dann!“

Salmo ließ den Verband sinken, den er um den Oberschenkel wand. „Was ist das?“

„Mein Notsprungeber. Du kannst dir ja denken, daß unsereins nicht schutzlos in die Vergangenheit reist. Zwar sehen unsere Pläne ein

unbemerkt Betreten und Verlassen der Fremdzeit vor, aber es könnte ja etwas Unvorhergesehenes geschehen – daß man uns foltern will, beispielsweise. Dann drückt man die Taste. Das Zeitfeld implodiert, alles im Umkreis von zehn Fuß wird ins Jahr 2094 gesaugt. – Das darf nur in einer Notsituation geschehen. Die Menschen der Vergangenheit würden aus dem jähen Verschwinden und den zurückgelassenen Geräten Schlüsse ziehen, die den Zeitablauf verändern. Das ist chronologisch riskant, weshalb der Notsprung nur für den schlimmsten Fall reserviert ist. Für dich geht es ums Leben, das ist der schlimmste Fall.“

„Und du?“ Salmo schob das Gerät von sich.

„Ich warte bis Montag, exakt drei Uhr, und reise gemäß Plan heim“, sagte Rabirius gelassen. „Ich muß lediglich zwei Tage ohne diese Absicherung auskommen. Ein geringes Risiko.“

In Wirklichkeit war es groß. Aber das würde er dem Fremden nicht sagen. Wie, wenn Salmos Notrücksprung Spuren in die Zeit grub? Die Nebelnacht kaschierte den Effekt zwar... Die unumgängliche Neujustierung des Zeitmaschinensvisiers dauerte lange, erforderte mehrere Chronographien – und würde weitere Raum-Zeit-Wellen im All auslösen. Rabirius hielt es für ausgemacht, daß er noch lange im Altertum verbleiben müsse. Wochen, Monate – Jahre?

Aber er kam mit der Epoche zu Rande, und soweit es Lydia und Astris betraf, war er sogar zufrieden. Doch Salmo mußte gerettet werden! Das war er ihm schuldig. Zweimal war Salmo durch ihn in Lebensgefahr geraten: erst der Unfall im All, dann der Zwist mit Faustus...

„Sagst du auch die Wahrheit?“

„Du begrenzt mein Wagnis, wenn du den Sprung wirklich ohne Zeugen auslöst. Dann bleibt die Geschichte unberührt. Zwar werden die Wachen tagelang rätseln, aktenkundig wird eine Blamage niemand machen wollen. Verschwändest du: hier im Keller, bliebe der absoluten Unmöglichkeit wegen ein Vermerk in den Annalen – und fortan lief die menschliche Geschichte ein klein wenig anders. Die Folgen wären unabsehbar. Weißt du, was eine Lawine ist? Daß sie mit einem rollenden Kieselstein beginnt? – Hältst du bis in die Nacht durch?“

„Ich glaube schon.“

„In meiner Zeit kannst du berichten..., und bald sehen wir uns wieder, Salmo.“ Er bemühte sich um einen leichten Ton.

Salmo war zuwenig vertraut mit der menschlichen Sprache, um es zu bemerken. Er verbarg den Zylinder in der Mullbinde.

„Bis... später, Pilot!“

## VIII

Daß sich der Architekt bei Appius Älius, dem einen Duumvir von Äliacum, zu einem Nachtmahl eingeladen hatte, konnte nur den verwundern, der Rabirius genau kannte. Der Beamte ging gern darauf ein, eingedenk der Bedeutung des Römers; er lud der höheren Ehre halber noch den Amtskollegen Caninius dazu und hinterließ bei Oberst Crusius, auch er sei, zurückgekommen, gern gesehen.

Wie hätte er ahnen können, daß der Gast lediglich Zeugen von Gewicht suchte? Würden nur seine Sklavinnen bestätigt haben, daß er die Nacht daheim verbrachte, es gälte wie das Geschwätz gezähmter Elstern. Daß es dem Architekten auch darum ging, Lydia und Astris abzusichern, verstände niemand. Nun aber konnten vornehme Herrschaften bescheinigen, daß die beiden ihren Herrn begleitet und im Sklaventrakt erwartet hatten.

Das Gespräch gewann durch Crusius' Abwesenheit. Er befand sich noch auf seiner Inspektion und würde anschließend wohl eher sein Wachgebäude aufsuchen als die zivilen Duumvirn.

Man erörterte die wirtschaftlichen Auswirkungen des entstehenden Aquädukts, das leitete zu den allgemeinen Problemen Hispaniens über. Die Ehefrauen klagten bald über Langeweile und widmeten sich dem süßen Gebäck. Nur Caninius' Tochter, zurechtgemacht und instruiert, den Architekten zu fesseln, blieb bei den Männern und folgte der Unterhaltung mit großen, verständnisarmen Augen. Ihre Versuche, Rabirius auf ihren gutgewachsenen Körper aufmerksam zu machen, blieben indes erfolglos.

Älius wechselte einen Blick mit seinem Kollegen. „Wir beabsichtigen, eine Brücke über einen Wildbach anderthalb Stunden unterhalb Äliacums zu schlagen. Der Bau wurde von verschiedenen Seiten seit langem gefordert, der technischen Schwierigkeiten wegen aber immer zurückgestellt. Eine Subvention der Provinzialverwaltung ist bewilligt. Würdest du die Leitung übernehmen?“

„Oder befiehlt man dich rasch nach Rom zurück?“

„Meine Versetzung enthält keinen bindenden Termin, Herr Caninius. Wollt ihr nicht lieber Tribun Crusius beauftragen?“

„Wir sehen deine Arbeit rasch und unfallfrei voranschreiten. Äliacum muß sparen.“ Womit er unausgesprochen die Gerüchte über eine Verschwendung beim Bau abtat.

Der Architekt nickte. Doch welchen Sinn machte es, eine Aufgabe zu akzeptieren, die er nie... Halt! Es stand dahin, wann die Zeitbasis das Visier justiert hatte und ihn zurückholte. Womöglich erst lange nach Fertigstellung des Aquädukts. Er indessen mußte jederzeit Äliacum nahe

sein. Ein Vorwand dafür war gefunden. Ob jene Brücke historisch belegt war, wußte er nicht auswendig – wenn ja, dann gewiß nicht unter der Bauleitung eines Rabirius. Aber das war wohl kein Hindernis.

„Einverstanden“, sagte er bedächtig. „Die Modalitäten handeln wir demnächst aus,\* denke ich. Aber tut mir bitte einen Gefallen!“\*

„Jeden!“ rief Caninius.

„Nur den, Oberst Crusius klarzumachen, daß nicht ich ihm den Auftrag weggegriffen habe.“

Die Duumviren lächelten. Ein Offizier hatte nicht nach Motiven eines Befehls zu fragen.

Sie traten wieder an den Tisch, und ihr Gespräch wandte sich Themen zu, bei denen auch die Frauen mitreden durften: der Mode, Kochrezepten und dem Wetter. Vor allem dem Nebel. Vorn goldgleißenden Rom sprach man nur indirekt, drohte doch die Gefahr, beim Wiedererzählen der umgehenden Anekdoten das Kaiserhaus oder einflußreiche Persönlichkeiten zu verunglimpfen. Und wer wußte, ob nicht einer der Anwesenden nebenher dem Kaiserlichen Geheimbüro Nachrichten zutrug?

Rabirius war nicht bei der Sache. Wann handelte Salmo? Er schaute zur Wasseruhr. Die Sonne war seit drei Stunden hinter den Bergen versunken. Bald mußte es geschehen!

Er gewährte Älius' forschenden Blick und faßte sich rasch. „Etwas wollte ich schon früher fragen, Herr Bürgermeister“, wandte er sich an ihn. „Bist du mit jenem Älius verwandt, der dem Ort den Namen verlieh? Oder gar mit dem Prätorianerpräfekten Älius Sejanus?“

Der Duumvir wäre vor allem das letztere gern gewesen. Als Kommandeur der kaiserlichen Gardetruppen war Sejanus in Rom fast so mächtig wie Kaiser Tiberius. In vielem regierten er und seine Kreaturen allein. Älius mochte nicht zugeben, daß sich in der Ahnengalerie keine Querverbindung finden ließ. Er lächelte unbestimmt. „Es gäbe keinen Namen dafür. Ich wäre auch nie so vermessen, mich darauf zu berufen.“

Seine Frau staunte ihn an, begriff und nickte mehrmals.

„Meinen Glückwunsch, denn... Unter uns: Man munkelt von geheimen Untersuchungen. Ich bezweifle, daß er übers Jahr noch Präfekt der Prätorianer ist. Ein Verwandter sollte das wissen.“

Die Gesichter zeigten furchtsames Erstaunen. Wer hätte gewagt, so über den Großmächtigen zu reden! Sicher war Rabirius gut informiert – andernfalls riskierte er das Leben.

Dabei wußte Rabirius nichts von einer solchen Maßnahme des Kaisers. Vielmehr stand im Geschichtsbuch, daß Älius Sejanus auf seinem Weg zur Alleinherrschaft demnächst über eine zufällige Aussage zu Tode stolpern würde. Aber er durfte die Quelle seines Wissens nicht preisgeben.

„Seine Kaiserliche Majestät tut stets das Beste“, versicherte der Duumvir beflissen. „Ich hatte nie Kontakt mit dem... fast Verwandten.“

Die anderen belächelten die Eleganz, mit der ihr Tischgenosse den Standpunkt wechselte. Nur die junge Caninia blickte hilflos drein.

Gerade wollte Rabirius weitere Details aus dem Wissen der Zukunft als angeblich interne Informationen ausbreiten, da geschah, was er erwartete. Das Zeitfeld brach zusammen.

Obwohl lautlos, war es wie der Nachhall eines fernen, aber ungemein heftigen Knalls. Die Luft bebte, in den Nerven zuckte es. Eine aufwartende Sklavin stieß einen Schreckensruf aus. Älius ließ den Löffel fallen, die meisten griffen sich an den Hals oder an die Stirn.

„Was war das?“ Der hagere Caninius sah sich scheu um. „Habt ihr es auch gespürt?“

„Ein Schlag auf die Brust.“

„Das Silber brannte in der Hand.“

„Ein kalter Windstoß!“

„Als wenn... ein Gott vorübergegangen wäre“, sagte Caninia.

„Exakt so“, murmelte Rabirius und schenkte dem Mädchen für das Stichwort einen dankbaren Blick.

Das Gespräch flackerte eine Zeitlang um ähnliche Ereignisse. Aber keiner fühlte sich mehr wohl; und als Caninius' Frau vorschlug heimzukehren, stimmte Rabirius sofort zu.

Sie standen noch im Atrium, als man eilige Schritte nahen hörte. Ein Legionär stürmte herein und grüßte atemlos. „Ihr Herren, der Sklave Salmo ist verschwunden.“

„Entflohen? Das langt!\* Setzt ihm nach, laßt die Spürhunde los!“ befahl der Architekt betont schroff.

„Schon geschehen. Sie fassen keine Spur. Niemand versteht das. Tribun Crusius bittet dich zu sich, Herr Baumeister!“

„Keine Spur?“ Rabirius blickte Caninia an. „Götterwerk? Als wenn du es geahnt hättest. – Gehen wir. Schickt meine Mädchen derweil heim!“

Das Haus des Bürgermeisters Appius Älius stand nur hundert Schritt entfernt vom Wachgebäude. Fackeln, Hundegebell und lautes Hin und Her verrieten schon von weitem den Alarmzustand.

Septimus Crusius wartete am Tor und grüßte wie ein vor Hunger wütender Luchs. „Eine unsagbare Schweinerei!“\*

„Erst exakt untersuchen, Tribun!“

Der Hof, vielleicht zehn Schritte im Geviert, war von Mauern umgeben, die nur ein afrikanischer Affe erklettern konnte. Am übermannshohen Gatter standen Wachen, ratlos. Legionäre leuchteten mit Fackeln jeden Fußbreit Boden ab.

In der Mitte war eine knietiefe Mulde ausgehoben und die Erde so

glatt gestampft worden, als wollte jemand eine Schale schaffen. Einen Sinn hatte es offensichtlich nicht, und Rabirius fragte scheinbar verwirrt: „Was ist das?“

„Weiß ich's? Dein Schützling hat uns das eingebrockt.“

„Was sagt die Wache?“

„Ein Knall, als wenn Bretter aufeinanderschlagen, dann Stille. Man sah vorsichtshalber nach, fand niemanden, schlug Lärm. Ich kam gerade zurück. – Aber erst zu dir: Was wolltest du abends bei Salmo?“

„Erfahren, was geschah. Ich pflege beide Seiten zu hören. Er behauptet, die Bestandslisten seien gefälscht worden; er habe den Sekretär dazu befragt. Der habe ihm aufgetragen, zu mir zu eilen – und plötzlich ‘gewaltsame Flucht!’ geschrien. Ob es stimmt? Wort gegen Wort; ich forderte deshalb die Götter auf, über Recht und Unrecht zwischen ihm und Faustus zu entscheiden. Wer bleibt, war im Recht. Wo ist der Sekretär?“

„Mit der Amtskasse entflohen“, knurrte Crusius. „Ich habe die Fahndung schon veranlaßt. – Was wurde aus Salmo?“

„Frage die Unsterblichen. Du siehst doch, daß das hier kein Menschenwerk ist. Offenbar trugen *beide* Schuld.“

Corellius trat zu ihnen, den Blick argwöhnisch und dennoch bewundernd auf den Baumeister gerichtet. Was dieser Mensch alles vermochte! „Setzen wir ein Kopfgeld aus“, empfahl er. „Wenn Salmo bloß entwischt ist, muß er irgendwann auftauchen. Solch ein Gesicht fällt auf.“

Crusius fand die Idee gut, verzichtete aber darauf, Beifall zu spenden. „Ich werde deine Centuria Wachsamkeit lehren!“ fauchte er davongehend.

„Weshalb ich kam, Herr: Deine Sklavin Astris steht draußen. In deinem Haus würde es nach Rauch riechen, es wäre aber nichts zu finden. Du möchtest rasch heimkehren.“

„Du großer Gott! Sage es dem Tribun, falls er nach mir fragt.“ Er rannte schon. Auf Corellius' hinterhergerufene Frage, ob er ihn begleiten sollte, winkte er ab.

Es verstieß gegen seine Würde, zu rennen, aber er allein wußte, was geschehen sein konnte. Angstschauer schüttelten ihn.

Lydia wartete an der Haustür. Sie brauchte nichts zu sagen, brandiger Geruch kroch ihm schon im Atrium in die Nase. Eindeutig, er kam aus dem Gang zwischen Eßzimmer und Küche.

„Der Keller, Herr. Schon als wir heimkamen. Du hast ihn abgeschlossen...“

Eiskalt wurde ihm. Schneller, als er seine Ahnung in Worte fassen konnte, stand er an der Fallklappe. In der Tat, durch die Ritzen drang ein brenzliger Geruch. Um Himmels willen! Dort unten lagen seine Geräte!

Hinunter! Aber... Nach dem Kodex der Zeitreisenden durfte man

am chrononautischen Instrumentarium nur hantieren, wenn kein Zeuge aus der Fremdzeit zugegen war. Er pflegte zu solchen Nächten den Sklavinnen ein harmloses Schlafmittel in den abendlichen prophylaktischen Multivitamintrank zu mischen. Doch jede Sekunde war kostbar... Kurz entschlossen zerrte er die Halskette aus dem Gewand, löste den Steckschlüssel und schloß auf. Rauchwasen quoll ihm entgegen.

Lydia schrie auf. „Ich hole Wasser!“

„Schaff lieber Licht, ich muß hinunter, nachschauen!“

Mechanisch langte sie eine Öllampe vom Postament und reichte sie ihm.

Rabirius blieb hustend auf der ersten Stufe stehen. Was kann glimmen? Es gibt doch nichts Brennbares... Er tappte hinunter, hustete wieder, orientierte sich mühsam.

Die Truhe!

Äußerlich war sie unbeschädigt, aber bei der Berührung zuckte er zurück. Glühend heiß! Die elektronischen Geräte...!

Zweifellos zerstört, alles hin: der Chronograph, die Medikamentenpakete, der Strategieanalysator, die Handbibliothek zum Nachschlagen.

Wie das? Sollte etwa...? Nur zu rasch begriff er. „Ein Narr bist du, José, ein Idiot! Aus, aus ist es mit dir!“

Astris und Lydia schauten sich fragend an. Was meinte der Herr? Welch seltsamer Name! Was für eine Truhe war das? Warum hielt er sie vor ihnen verborgen? Was schwelte? Nirgends war eine Flamme zu sehen.

Wie abwesend murmelte Rabirius: „Natürlich, Sprengpatronen in der Ausrüstung – von Salmo per Funk ausgelöst, als er den Knopf drückte – auf daß nichts zurückbleibt – jeden Hinweis auslöschen. Daß jemand seinen Notsprungsgeber verborgt, berücksichtigte keine Planung. Hätte ich nur vorher rückgefragt! Aber die Zeit war ja zu knapp... Dieser Schurke Faustus!“

Und nun? Weder Kontakt noch Informationsaustausch mit seiner Zeit. Abgeschnitten, unauffindbar, schiffbrüchig – wie Salmo. Verschollen im Römischen Imperium.

„Herr, komm hoch! Der Rauch!“

Er versuchte das Kombinationsschloß der Truhe zu betätigen. Das Metall versengte ihm die Haut, doch der Mechanismus versagte. – Und die Ausrüstung oben am Quellwasserschloß? Rabirius hätte um all sein Geld gewettet, daß auch sie wertlos geworden war, ausgeglühtes Metall. – Er stapfte zur Treppe und verließ den Keller. „Keine Gefahr mehr, ein Eimer Wasser genügt. Der Inhalt ist hinüber“, sagte er tonlos.

Sie schwiegen. Sein Gesicht ließ es ihnen nicht geraten erscheinen, ihn zu fragen.

„Morgen gehe ich in den Wald hinauf. Falls sich bestätigt, was ich vermute – dann... bleiben wir lange beisammen. Auf Dauer, vielleicht.“

Die beiden unterdrückten eine Reaktion. Nach einer Weile sahen sie sich forschend an. Wenn der Herr es so sagte, konnte das gar heißen, daß er eine von ihnen... Bislang hatte er sie abwechselnd auf seinem Lager gehabt. Gedachte er ernstlich, das Heißersehnte zu tun? Statt Sklavin Herrin...

Rabirius bemerkte nichts davon. Er rang um Klarheit. Es war eins, als Gast im Altertum zu weilen, hundert Hilfsmittel und den Notrucksprungegeber in der Tasche; etwas ganz anderes aber, hierher verbannt zu sein. Da stellte sich trotz der Wissenschaft der Zukunft alles anders dar.

Hätte er das vorausgesehen, er würde... Rabirius war ehrlich, er hätte Salmo geopfert. Aber es war nun einmal geschehen. Es galt, sich auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte einzurichten. Einerseits mußte er fortan wirklich Servius Rabirius sein, der Architekt aus dem fernen Rom, andererseits aber keine Spur in der Zeit hinterlassen. Das hieß, sich zwischen Scylla und Charybdis halten, bis man ihn holte. – Wann würde das sein? Und wenn – nie?

Das Geheimnis enthüllen? Sinnlos. Niemand verstände ihn, man konnte seine Mission als Hochstapelei bezeichnen und ihn schwer bestrafen; falls man ihm aber glaubte, veränderte sich die Geschichte radikal und schnitt ihn rettungslos ab. Er selbst hatte den Vergleich mit der Lawine gebraucht. Wie die alternative Römische Geschichte und ihre Folgen verliefen, wußte niemand – naturgemäß ganz anders. blieb sie unberührt, hatte er noch eine Chance. Vielleicht nur ein Prozent. Doch immerhin – ein Prozent!

Gut, daß er den Brückenbauauftrag hatte. Auf ihn mußte er sich stützen, damit es weiterging. – Doch keine wunderwirkenden Medikamente schirmten ihn mehr. Wenn er mit den Mädchen schlief, konnten jetzt Kinder gezeugt werden, die im Mosaik der Zeit keinen Platz hatten. Brach er damit die Chronologik? Oder war der Eingriff vernachlässigbar und verlief sich in der Zeit?

„Geht schlafen, ihr beiden“, sagte er. „Ein Weg wird sich öffnen..., ein neuer Kurs.“

Er sprach nicht zu Ende. Plötzlich stand ihm das Bild vor Augen, das er dem Centurio ausgemalt hatte: Schiffe, die sich im Nebel begegnen und auf Nimmerwiedersehen weiterdriften. Und die Kapitäne, die aus dem Treff ihre Schlüsse ziehen und die Kurse ändern.

1985

## Rolf Krohn

### DIE SÖHNE DES FEUERS

*15. Julius 832 a. u. c.\**

Der Raum wurde nur von zwei Öllämpchen erhellt, so daß die Unzahl der Aktenregale an den Wänden im Halbdämmer versank. Trotzdem wurde hier gelesen, geschrieben und noch öfter debattiert.

Daß die hier Arbeitenden ihre Augen ruinierten, ließ den seit drei Wochen herrschenden Kaiser Titus Flavius kalt; ihm ging es um Geheimhaltung. Ein Gespräch zu belauschen war ausgeschlossen. Vor einem Menschenalter, zu Lebzeiten des Kaisers Tiberius, hatte ein Architekt kopfschüttelnd dieses Zimmer mit einer Doppelmauer umgeben und die dreifache Tür dick mit Wolle polstern lassen müssen. Selbst der lauteste Schrei – und hier hatte mancher um sein Leben gerufen! – verhallte hinter solchen Barrieren. Nie aber wäre ein Fremder lebend in diesen wichtigsten Raum des Gebäudes vorgedrungen.

Der Sekretär Sulpicius Verus hockte auf einem Schemel und musterte den Mann, der vor ihm stand. Sollte er fluchen, tadeln, loben oder gar schmeicheln? Bei diesem Mann verfehlte alles seine Wirkung. Fünf Jahre lang kannte er Servianus nun – aber was wußte er wirklich von ihm?

Fakten: Vor sechs Sommern der Organisation beigetreten, seitdem einer der Besten. Auf sein Konto ging die Entlarvung des Mordkomplotts um den Senator Quintus Vescillus – weshalb der neue Kaiser ebenso wie sein Vater Vespasianus die Hand über ihn hielt.

Und das Äußere: Ein Blondschoopf, nicht einmal mittelgroß, aber gut gebaut und körperlich höchst gewandt – eine Selbstverständlichkeit für Agenten des Kaiserlichen Geheimbüros. In der Plebejertoga steckte ein Dolch, zu sehen war die Waffe nicht. Beides mußte so sein.

„Willst du dich setzen? Ich habe eine Menge zu sagen.“\*

„Ich stehe lieber, Herr Sekretär.“

Die Stimme klang derart farblos, daß Verus Mühe hatte, die Antwort zu verstehen. Dabei wußte er, daß sein Gegenüber klangvoll und akzentuiert sprechen konnte.

Offensichtlich will Servianus mal wieder nicht. Wann wollte er je! Wäre dieser Kerl nicht bei weitem der Fähigste der Meute, ich würde ihn... Der Sekretär lächelte, als wollte er sein Wohlgefallen bekunden. Niemand

---

\* ab urbe condita, seit Gründung Roms 753 v.u.Z.

hätte es ihm verziehen, wenn er aus persönlichen Gründen den besten Mann kaltstellte – die Ausrede mochte lauten; wie sie wolle. Vor dem Kaiser war er selber entbehrlicher als der widerborstige Mann vor ihm.

„Was weißt du von den Söhnen des Feuers?“

„Oben in Etrurien flüstert man den Namen. Ich tippe auf einen Geheimbund.“

Ein volles Jahr hatten die Spione gebraucht, um ebensoviel herauszufinden. Verus biß sich auf die Lippen. „Wenig, Teuerster. – Den Anzeichen zufolge handelt es sich um eine Etruskerverschwörung. Bereits Nero ließ sie jagen, damals hielt man sie für eine religiöse Splittergruppe, den Christen nahestehend – seinerzeit wohl zu Recht.

Letzthin steigerte sich ihre Aktivität, wechselte zu praktischen Zielen und strahlte aus. Ich meldete das. Seine Majestät wies mich an, sie zu beobachten und zur rechten Zeit zuzufassen. – Ende Junius ging uns ein Kurier ins Netz. Der Text der bei ihm gefundenen Wachstafel klingt harmlos, doch da er sich bemühte, sie zu vernichten, steckt mehr dahinter.“

Etwas wie Interesse lebte in Servianus' graugrünen Augen auf. „Was steht in dem Brief?“

„Da, die Übersetzung des oskisch geschriebenen Textes!“ Der Sekretär schob ihm einen Pergamentstreifen zu.

*“An Tolumnius meinen Gruß!*

*Die Geschäfte gehen gut. Ich sende dir das Gewünschte, der Bote wird Dir Genaues sagen. Die Freunde bekamen Kinder. In P. brennt es. Zum Herbst muß das Wetter umschlagen. Ich besuche Dich im Augustus, sage mir Deine Meinung.*

*Durch Apicius*

*Gratha.“*

„Ein eigentümlicher Inhalt. Man versteht den Sinn nur dunkel... Was sagte der Bote?“

„Tote schweigen.“ Kaum verbarg Sulpicius Verus seinen Verdruß. Jener Apicius hatte sich den Dolch in die Brust gestoßen, als sechs Legionäre ihn überfielen. Nein, den konnte keine Folter mehr zum Sprechen bewegen.

Er fixierte seinen undurchsichtigen Untergebenen. „Es scheint, Gratha ist ein Anführer jener Leute. Überdies wird ein Mann gleichen Namens von der Verwaltung in Tarquinia gesucht, er erstach den Proprätor Servilius Casca. Wohl derselbe. – Nun, deine Ansicht?“

„Naheliegendes siehst du selbst“, sagte Servianus gelassen. „Das riecht nach Verschwörung. – Wer ist Tolumnius?“

„Wüßte ich das, wärest du noch in Ravenna; ich hätte mir den Eilkurier und die totgehetzten Pferde gespart!“ knurrte der Sekretär. „Einen identifizierten Adressaten festzunehmen, dazu reicht mein Können noch aus, obgleich du mich neulich senil nanntest, du Unverschämter!“

In Servianus' Gesicht zuckte kein Muskel, als er einen Namen aus der Liste vertrauenswürdiger Freunde strich und flüchtig erwog, ob Vergeltung zu wählen sei. Seine Äußerung war also weitergetragen worden. Konnte man im kaiserlichen Dienst etwas anderes erwarten?

„Der Kaiser wünscht rasch Bericht. Du weißt, er leidet an derselben Krankheit wie der verewigte Vater Vespasianus. Das macht die Majestät schwer berechenbar und läßt sie womöglich frühere Verdienste... vergessen.“

Stumm nickte der Blonde.

„Claudius Rufus schmuggelte mit viel Geschick Vertrauenspersonen in die Reihen der Söhne des Feuers. Doch noch sind unsere Augen und Ohren in den untersten Graden der Einweihung. Sie aufsteigen zu lassen, fehlt es an Zeit. Einiges deutet darauf hin, daß Aktionen bevorstehen; lies den Brief diesbezüglich. Das drängt zur Eile.\*

In unseren Verdächtigenlisten gibt es viele Tolumniuse. Rufus faßte deshalb den Faden anders an. Er rekonstruierte den Reiseweg des Kuriers Apicius. Der kam aus der Gegend – nördlich von Falerii und wollte anscheinend nach Campanien. Der Brief ist oskisch geschrieben. Die Sprache wird doch kaum mehr benutzt – außer eben im Süden von Campanien.“

Ohne den Vorgesetzten um Erlaubnis zu fragen, spazierte Servianus auf und ab, betrachtete uninteressiert die Pergamentrollen und blies den Staub hinunter. „Wenn Claudius Rufus am Fall arbeitet, mag er jenen Tolumnius suchen.“

Verus krampfte die Finger um die Tischplatte. Der Kerl zerrte an seinen Nerven! Jeder andere Mitarbeiter hätte widerspruchslos gehorcht. Nur dieser...! Reflektierte Servianus auf das Amt des Büroleiters, damit ihm nur noch der Kaiser und der designierte Thronfolger Domitianus befahlen? Nicht unmöglich. „Er sucht bereits seit drei Wochen in der Region südlich von Capua. Du operierst zwischen Neapolis, Nola und Pompeji. In den Südzipfel ist Nonius Helvius unterwegs. Das dazu.

Diese Akten werden dir weiterhelfen. Hier – die Liste der Verdächtigen in deinem Bezirk. Der Name Tolumnius taucht neunmal auf aber womöglich ist der Richtige der zehnte. Da, das Programm der Rebellen, aus Bruchstücken zusammengeflickt. Man sagte mir, du sammelst so etwas. Sofern du zwischen den Zeilen zu lesen vermagst, könntest du weitergehende Schlüsse ziehen.“

Dünn lächelnd rollte Servianus die Pergamente zusammen und

schob sie in die Togafalte. „Die Erfolgsprämie?“

„Achttausend Sesterzen.“

Der Blonde nickte. Er wußte nun, daß das Büro den Fall sehr ernst nahm. „Ich brauche noch Informationen über den verhafteten Kurier und sämtliche Umstände der Festnahme. Ferner. Falls ich Tolumnius finde – beseitigen, festnehmen oder bloß registrieren? Drittens könnte ich Truppenhilfe nötig haben. Das Wichtigste vornan: einen Abschlag, zwanzig Prozent!“

„Zehn Prozent. – Betreffs Tolumnius liegt die Entscheidung“ – Verus schluckte – „bei dir.“ Der Bursche würde sich sowieso nicht nach ihm richten! „In Campanien stehen keine Truppen, aber bei Misenum liegt die Westflotte unter Plinius Secundus. Auf das Kennwort ‚Vulcanus siegt‘ wird man dir Seesoldaten zur Verfügung stellen. – Anweisungen für dich sende ich dorthin – wie üblich verschlüsselt. Noch Fragen?“

Er fertigte die Gutschrift aus.

Servianus rümpfte die Nase über die zehn Prozent, schwieg indes und nahm die Zahlungsanweisung entgegen. Das übrige würde er in der Kerkerregistratur erfahren.

„Sage der Kaiserlichen Majestät, der Bericht wird kommen. Zwischenmeldungen schicke ich nicht. Die Verschwörer haben nämlich in den Poststellen ihre Vertrauensleute.“

Verus vergaß den Mund zu schließen. Als er eine Antwort formulieren konnte, klappte bereits die äußerste Tür, und der Mitarbeiter verließ das unscheinbare Haus im römischen Stadtviertel Velabrum.

Dem Sekretär blieb nur übrig, wieder einmal über den renitenten Servianus zu zetern. Aber diesmal, das schwor er sich, wollte er ans Licht bringen, was dieser Mann vor ihm verbarg. Unangreifbare Untergebene konnte ein Sulpicius Verus nicht gebrauchen.

*28. Julius 832 a.u.c.*

Alles zugedeckt? Tolumnius prüfte die Steinplatten. Falls er mit der Fackel stolperte, und der Brand geriete in die Krüge...

„Wir schaffen es.“\* Er rieb sich die schmutzigen, zerfurchten Hände. „Nicht einmal der alte Fuchs Vespasianus hätte uns aufgehalten, noch weniger wird Titus Flavius das schaffen. Nach dem ersten Feuerschlag... Die nicht sterben, rennen wie gejagt davon und stecken mit ihrer panischen Angst die anderen an. Was ist Rom ohne seine Legionen? Eine aufgeblasene Ziegenhaut mit einem Loch. Pfff – leer. Wer schirmt Rom, wenn sein Heer flieht? Niemand. Etrurien aber“, wieder rieb er sich die Hände, „Etrurien wird auferstehen zu einem neuen Säkulum!“

Die Scherben warf er in einen schwarzen Schlund, der ihm in der

haushohen Höhle als Abfalleimer diente. Das Zeug verschwand, ohne daß ein Laut zu ihm drang. Wenn Tolumnius hinabsah, überfiel ihn Grauen. Warme, schweflige Luft stieg empor. Er hustete. Dies war der Nachteil des Verstecks: Manchartags hielt man es vor stickigem Dunst nicht aus. Durch die Spalten drang der Atem des schlummernden Vesuvs. Tolumnius vermutete, man könnte durch den Schlund und noch unbekannte Gänge bis zum Herzen des Berges gelangen. Er dachte ungern daran. Götter bestrafte Ruhestörer hart. Viele Höhlenkletterer waren in den Klüften der Phlegräischen Felder verschollen.

Im angrenzenden Raum spendete eine Öllampe genug Licht, um Notizen zu erlauben. Bereits bei den Legionen hatte er alles Erlebte niedergeschrieben; das Schreibenkönnen förderte die Karriere wesentlich. Er schrieb auf, was heute getan war.

Anschließend kletterte er mit dem Lämpchen durch einen kurzen winkligen Stollen in eine Nebenhöhle. Hier hatte sich ein rasch fließender unterirdischer Bach Bahn gegraben. Sein kaltes Wasser schmeckte bitter. Der Alte stellte die Lampe auf einen Vorsprung, streifte die Tunika ab und nahm ein gründliches Bad. In Vertiefungen lag feiner Sand, vortrefflich zur Reinigung geeignet.

Nicht lange dauerte es, bis er erfrischt und sauber die Leuchte aufnahm und in die große Höhle zurückkehrte. Ein letzter Blick prüfte alles. Nichts durfte er mitnehmen. Draußen suchte man ein Dutzend entsprungener Sklaven; falls ihn unterwegs eine Patrouille anhielt, konnte ein Topf mit Lunte Verdacht wecken – und wehe dann ihm und den Freunden! Den harmlosen Spaziergänger Tolumnius aus Acerrä dagegen ließ man anstandslos passieren, plauderte gar mit dem ehemaligen Legionär.

Der Gang wand sich wie eine Natterspur. Spalten und Klüfte verwehrten dem Unkundigen das Vorankommen und erschwerten es selbst dem Kundigen. Auch zweigten Tunnel sonder Zahl ab, doch kaum sichtbare Markierungen wiesen dem Alten den Weg aus dem Labyrinth.

Ein schwacher grauer Schimmer mischte sich mit dem Flackern der Flamme. Tolumnius blies die Lampe aus und verwahrte sie in einer Nische. Der Rest des Wegs war nicht zu verfehlen.

Winzige Öffnungen im Gefels ließen Tageslicht in die Höhle fallen. Von außen waren sie unauffindbar – er, der um ihre Existenz wußte, hatte es vergeblich versucht. Die Ritzen erlaubten es, die Landschaft zu beobachten. Nach menschlichem Ermessen kann niemand hierher. Die Via Popilia lag Meilen entfernt im Nordosten, die Zweigstraße von Acerrä nach Neapolis eine gute Stunde im Nordwesten. Lediglich ein den Bauern bekannter Pfad von Acerrä nach Herculaneum führte abseits vorbei, ein- oder zweimal am Tag begangen.

Selbst als die Höhle noch offenstand, hatte er sie nur durch Zufall gefunden. Jetzt aber war sie verschlossen, ein Stein verdeckte den Ausstieg. Tolumnius grübelte über einem Verfahren, diesen Block von innen her zu verriegeln. Dann wäre die Höhle eine Festung, fast uneinnehmbar. Bisher war ihm nichts eingefallen, und überhaupt wollte er sich hier nach Möglichkeit gar nicht zeigen.

Er entdeckte keinen Fremden und kroch aus dem Stollen. Den Stein davorzuschieben, die Kleidung in Ordnung zu bringen, bis zum Fußpfad zu schleichen und nach einem Rundblick scheinbar gleichmütig weiterzuspazieren, das war ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen.

Acerrä lag eine reichliche Wegstunde entfernt. Der Weg wand sich am dichtbewaldeten, zerklüfteten Nordhang des Berges abwärts. Nach zwei Meilen, jetzt schon in sanft hügeligem Gelände, kreuzte die Aqua Serino den Weg. Der Zustand des Pfades verbesserte sich, rechts und links dehnte sich eine riesige Obstplantage des edlen Herrn Cornelius Lentulus. Nicht lange danach mündete der Weg in die Straße nach Neapolis, und nur eine Meile weiter, in einem Vorort Acerräs, wohnte Tolumnius. Jedermann im Vicus wußte um seine Vorliebe für ausgedehnte Spaziergänge, glücklicherweise teilte sie niemand.

Der Alte blickte zum Himmel. Er mußte sich beeilen. Sicherlich warteten sie längst in der Taverne.

Dunst verschleierte das nachmittägliche Himmelsblau. Um die Kuppe des Vesuvs zog sich das Gewölk dichter; es wirkte, als setzte sich der Berg eine etruskische Bauernmütze mit Krempe auf. Die sinkende Sonne färbte die Wolken gelblichbraun und ließ die Waldhänge dunkler erscheinen.

Die Männer auf der Terrasse achteten nicht darauf. Um etliche Weinkrüge versammelt, feierten sie augenscheinlich den Jahrestag einer siegreichen Schlacht. Zu den Ohren derer, die auf der Neapolitaner Straße vorbeikamen, drangen bisweilen Trinksprüche. Außerdem bezeugten ihr Tappen und die fahrigten Gesten die Wirkung des Getränks.

Man hätte sich schon unbemerkt an sehr nüchternen, wachsamen Posten vorbeischleichen müssen, um festzustellen, daß dies reine Fassade war.

„Apicius starb als ein Held. Wir werden seine Tat nie vergessen und ihn rächen.“

„Die Botschaft fiel in die Hände der Häscher. Mit diesen meinen Augen sah ich sie die Wachtafel nehmen. Was er beizeiten löschen konnte... Sie waren zu viele, als daß ich...“ Der Bursche starrte mit flatternden Lidern auf den Boden. Zum erstenmal hatte er den Freitod

eines Menschen angesehen. „Ich kehrte um. Gratha gab mir einen neuen Brief für dich mit. Daher die Verspätung.“

„Niemand wirft dir Feigheit vor“, versetzte Tolumnius nach einem Blickwechsel mit den Kameraden. „Die Schurken können aus dem Text nichts entnehmen. Sie wissen nicht mal, wohin ihr wolltet. Der Name Tolumnius ist weitverbreitet, die Spitzel des Kaiserlichen Geheimbüros finden nicht hierher.“ Er leerte seinen Becher. „Wann trifft das Salz ein?“

„Spätestens zu den Iden des Augustus. Alles ist perfekt... Bloß nach einem soll ich dich fragen, weil das niemand daheim begreift: Was willst du mit dem unnützen Mauersalz? Waffenschmiede fordern Eisen, Leder und so etwas. Aber gerade Salz?!“

Ein Lächeln huschte über die verwitterten Züge des ehemaligen Centurios. Schmunzelnd sah er die anderen an. Wenige lächelten zurück – die Eingeweichten. Ratlos blickten die meisten.

„Das erscheint unsinnig, zugegeben. Doch, Freund: Hinter alledem steckt ein Geheimnis, das ich nicht zu früh lüften mag. Ein falsches Wort würde uns dem Kaiser ausliefern. Wir wären rettungslos verloren.“ Um keinen Preis dürfen die Römer von meiner Mischung erfahren, dachte er und sah zum Vesuv hinüber, zu seinem verborgenen Domizil. Ihre Überzahl, der bekannte Drill... und diese schreckenverbreitende Waffe – Rom würde in einem wahren Sturmloch den Rest der Welt unterjochen. Niemand widerstände mehr den Heeren der Cäsaren. – Ich muß das Geheimnis hüten. Erst in letzte Minute... Er räusperte sich. „Vertraut mir, Brüder! Zum rechten Tag werden wir neben Schwert und Lanze etwas führen, was alle Legionäre entwaffnet, sie fliehen macht. Unsere Krieger werden den Namen der Bruderschaft Ehre machen. Rom soll heller brennen als unter Nero!“

Ein Atemholen durchflog die Runde.

„Ja, noch siegen die Legionen. Doch wer führt sie? Seit einem Menschenalter wankt das Kaisertum. Claudius – der Trottel, Nero – der Muttermörder, Galba – der Selbstsüchtige, Vitellius – der Unfähige. Was für Würdenträger! Günstlingswirtschaft und Korruption allerorten. Weg mit den Ketten! Frei sollen Etrusker und Osker sein!“

„Ich bin mit unserem Subpräfekten vertraut, er rühmt sich oskischer Eltern und versteht sein Handwerk“, warf ein Jüngerer ein. Seine Decurionenuniform trug das Abzeichen der Marinesoldaten von Misenum. „Seiner Ansicht nach haben die Völker Italiens durch das römische Bürgerrecht alles bekommen. Wie er denken die meisten. Gab es seit dem Bundesgenossenkrieg größere Revolten? – Kaiser Titus Flavius ist ein begabter Feldherr. In Judäa hat er gesiegt. Unterschätzen wir ihn nicht!“

„Ihn nicht. Aber jeder weiß, daß Titus Flavius nur noch ein, zwei Sommer zu leben hat – die gleiche Krankheit wie sein Vater Vespasianus.“

Nach ihm soll Domitianus gekrönt werden. Er wird in seiner Eitelkeit gerade die alten Kulturvölker bedrücken. Auf daß er sich strahlend abhebe!“

Die Ansichten des Thronfolgers waren allzu bekannt, als daß jemand protestierte. Ein Volk, eine Sprache, ein Gesetz und ein Kaiser – und wehe den Andersdenkenden! Ein zweiter Nero auf dem Palatin? Dem mußte man zuvorkommen!

„Osken und Etrusker sind die einzigen, die sich noch nicht im Schmelztiegel des Imperiums aufgelöst haben...“

„Doch – die Griechen! Neapolis ist ein Paradebeispiel.“

„Sie gefallen sich in der Selbstbespiegelung ihrer Kunst und genießen es, daß sie die Nichtgriechen verachten dürfen. Sie zählen nicht. – Wir aber sind stark geworden. Hier könnte man eine Kohorte aufstellen.“

„Nach verheißungsvollem Anfang auch zwei“, bemerkte einer.

„Deine Marinetruppen“ – Tolumnius wandte sich an den Decurio neben sich – „sind kaisertreu, solange der Sold klimpert. Jede Schlappe läßt Blindgläubige aufmerken.“

„Lassen wir das, bis wir Genaueres wissen.\* Wie steht es oben in Etrurien, daheim?“ fragte ein Alter.

„Unter den Bauern herrscht Unruhe, eine Stimmung wie unmittelbar vor dem Aufbruch. Unsere Mittelsleute plagen sich, um unkontrollierte Revolten zu verhindern. Lange geht es nicht mehr. Die Auspressungen der Steuerpächter treiben zur Empörung. Arme Leute laufen schon den Christen zu, weil sie keinen Ausweg sehen...“

„Die lehnen doch die Rache ab?“

„Bisher haben wir auch nichts gerächt! – Gratha forderte mich auf, dich zu drängen, Tolumnius. Unser Aufstand muß mit deiner Wunderwaffe geführt werden, sonst ertrinkt alles in einem Meer von Blut.“ Es klang wie auswendig gelernt.

Bedrückt nickte der Alte. Gratha sah die Dinge wohl richtig. „Schwerter und Lanzen sind in Arbeit, du weißt, in Pompeji. – Was meine Waffe betrifft... Alles hängt an der Menge des Mauersalzes. Schafft soviel wie möglich heran!“ Er rechnete an den Fingern. Wollte er nur kleine Bronzetöpfe, mit seiner Masse gefüllt, ausgeben, dann brauchte er davon, um die vielen Kämpfer auszurüsten, eine undenkbar Menge. Auch war fraglich, ob die also Ausgestatteten nicht mehr Furcht als Vertrauen hätten. – Möglich war es allerdings, eine ausgewählte Schar und ein paar Feldkatapulte hinreichend zu versorgen. Für die ersten Schlachten mochte das genügen. Später konnte man im großen rüsten. – Aber jetzt? Die Holzkohle zu erstehen – pah! Auf jedem Markt konnte man ganze Eselslasten kaufen. Schwefel – pah! Der Vesuv reckte eine Wegstunde

entfernt seinen Gipfel in den Himmel. Aber das Salz, das verfluchte, großartige Salz! Und ausgerechnet davon brauchte man so viel! Seine letzten Versuche dienten dem Ziel, diesen Anteil zu drücken. Umsonst, ein Minimum blieb, und das war groß, an die drei Viertel. Er sah keinen Ausweg. – Zu allem Ungemach fehlte ihm ein sachkundiges Gespräch. Niemand unter den romhassenden Freunden verstand sich auf solche Dinge. Auch galt es, vorerst den Mitwisserkreis zu begrenzen.

„Gratha befürchtet, die Rebellion könnte zu früh ausbrechen“, begann der Kurier von neuem. „Was, wenn man beispielsweise die Steuern anhebt? Oder das römische Bürgerrecht von einer Anerkennung des Kaiserkults abhängig macht? Oder wenn neue Aushebungen angeordnet werden – man munkelt von einer Wiedereinführung der Wehrpflicht. Gratha hält es für möglich, daß die Ädilen auf unserer Spur sind. Es soll da Vorfälle gegeben haben. Man hat ja auch Apicius festgenommen. Wie sagte Gratha? ‚Ein Krieg macht sich gut als Vorwand zu Massenverhaftungen. Die Folter tut das übrige.‘“

Die Verschwörer blickten sich an. Krieg? Die meisten am Tisch waren Veteranen; sie kannten die langen, unbefriedeten Grenzen. Ehemalige Mitkämpfer, aus dem Norden zurückgekehrt, hatten vom Bataver-Aufstand berichtet. Schon morgen konnte er von neuem ausbrechen. – Allzu laut hatte sich Prinz Domitianus auf dem Forum gerühmt, er würde Dacien erobern. Beutegierige Germanen bedrängten die Rheingrenze... Endlose, unergiebig Kämpfe.

„Ich reise bei Tagesanbruch zurück. Gratha will einen Termin hören. Was melde ich?“

Tolumnius richtete sich auf und reckte die immer noch muskulösen Arme. „Sobald ich genügend Mauersalz habe, keinesfalls früher. Ich bin kein Wundertäter.“

„Die Schiffslast ist unterwegs nach Puteoli.“

„Sie wird fürs erste ausreichen. Eine Woche danach mag Gratha die Waffen abholen lassen. Aber viel Zeit zum Üben bewillige ich nicht! Je mehr Menschen das Geheimnis kennen, desto riskanter. Spätestens Anfang Octobris müssen wir losschlagen!“

Ein Aufatmen ging durch den Kreis. „Zu den Kalenden!“ sagte einer, ohne daß jemand widersprach.

„Gratha ist am einundzwanzigsten Augustus am Treffpunkt. Er reist zunächst weiter über Neapolis nach Pompeji, Maultiere mieten und die bestellten Waffen laden. Auf dem Rückweg käme er abermals vorbei.“

Die anderen schwiegen. Es gab kein Zurück.\* Die Lunte brannte schon zu lange, selbst ein Wunder konnte sie nicht mehr löschen.

„Unser Feuer wird Rom verzehren!“ Tolumnius hieb mit der Hand durch die Luft. „Danach wird alles besser.“

*21. Augustus 832 a.u.c.*

Ein durchschnittlicher Agent wäre spornstreichs zu den Duumviren von Acerrä geeilt, hätte seine gesiegelte Legitimation vorgewiesen und sie ausgeforscht. „Was wißt ihr über diesen Tolumnius? Mit wem pflegt er Umgang? Wovon spricht er, wovon nicht? Wie verhielt er sich bei Neros Tod? Wie steht er zum Flavischen Kaiserhaus?“ Wer ständig dasselbe fragte, verfiel leicht in Routine.

Gerade Servianus wußte, welcher geringer Effekt mechanischem Vorgehen entsprang. Kein Fall war wie der vorige. Zudem war es wahrscheinlich, daß der Gesuchte unterderhand von solch einer Nachfrage informiert wurde. Das Amtssiegel mit den Initialen des Kaiserlichen Geheimbüros\* wurde zwar gefürchtet, aber auch verabscheut und zeugte passiven Widerstand. Selbst in sinnlosen Details belog man die Mitarbeiter.

Daher begann der Spion seine fünfte Suche so umsichtig wie die erste. Kaum daß er sich in der Schenke „Zum Granatapfel“ einquartiert hatte, schlenderte Servianus durch den Ort, knüpfte hier und dort Gespräche an: Lappalien, Alltägliches. Während er das Gehörte ordnete und zu neuen unverdächtigen Fragen und Einwürfen umsetzte, zeigte sich ihm die alte Stadt im Sommersonnenschein.

Vor anderhalb Jahrhunderten, im Bundesgenossenkrieg, hatte hier das römische Hauptquartier gestanden. Von dieser Erinnerung zehrte Acerrä, ihr verdankte es die unverhältnismäßig große Feldmark und die Vorzugsbehandlung. In jeder anderen Hinsicht stand die Stadt den Nachbarn Nola und Neapolis nach. Immer wieder aber kaufte die kaiserliche Kasse Äcker auf und gab sie an Veteranen. Daß die kleinen Höfe trotz der fast sagenhaften Fruchtbarkeit des campanischen Bodens bald wieder eingingen, lag an der Effektivität der Großgüter. Die ungünstige Verkehrslage schadete nicht minder. Die Straße vom Norden nach Neapolis wurde kaum benutzt, weil der Handel über Puteoli lief.

Die bescheidenen Verhältnisse Acerräs gefielen dem Römer. Auf den Straßen drängten sich nicht Hunderte, es war stiller, selbst die Luft atmete sich weich und würziger. Servianus haßte die stickige, übelriechende Dunstglocke der Hauptstadt. Nur aufs Land! Und hier war er fast zu Hause.

Nach kaum einer Stunde stand für ihn fest: Tolumnius, verdiente die Aufmerksamkeit des Büros. Zwar hatte er ihn noch nicht gesehen, doch daß er zu den Söhnen des Feuers gehörte, hätte der Römer bereits beeedet. War es freilich der Gesuchte?

Er konnte zur Ädilität gehen und Tolumnius' ständige

---

\* SOC: Secretum Officium Caesarium = Kaiserliches Geheimbüro.

Überwachung fordern. Doch war das überhaupt ein Fall, den er melden sollte? Es schien so – wie meist. Aber für eine Entscheidung mußte er weit mehr wissen.\*

Um den Verdächtigen kennenzulernen, wanderte der Spion bis in den Vicus, wo Tolumnius wohnte. Aus gutem Grund schlenderte er zum Brunnen. Dieser, von einer Zweigleitung der Aqua Serino gespeist, versorgte die Bauern des Vororts mit Trinkwasser, weil der Sebethus schlammig war und zu unstet floß. Die Stichleitung wirkte im Vergleich zum Wunderwerk der römischen Aquädukte primitiv, nicht minder der nur von einer stilisierten Nymphe verzierte Auslauf. Immerhin, bis Acerrä war die Leitung nicht fortgeführt worden. Vermutlich weigerten sich die Neapolitaner, ihre teure Wasserleitung von einer Kleinstadt anzapfen zu lassen.

Servianus musterte die Mädchen und Frauen an der Zapfstelle mit geübtem Blick. Der Beschreibung nach, die er vor kurzem erhalten hatte, war die schlanke Braunhaarige im hellblauen Gewand Tolumnius' Tochter Tillia. Höchstens achtzehn, meinte der Spion im stillen. Hübsch, vielleicht zu zierlich – aber den Kopf trägt sie wie eine Patrizierin. Ob sie etwas von der Sache weiß? Sie sieht harmlos aus. Er wartete in sicherem Abstand.

Das Mädchen plauderte mit den anderen; und als sich diese entfernten, schickte auch sie sich an heimzugehen. Darauf hatte der Beobachter gewartet; er trat wie ein gutmütiger Passant hinzu: „Soll ich dir den Krug auf den Kopf heben?“

„Oh... Danke... Sehr freundlich.“

Er half und wartete den Augenblick ab, bis sie die Last ausbalanciert hatte. „Geht's so?“\*

„Aber ja, und vielen Dank auch. Es ist ja nicht weit. Da drüben wohne ich – bei Onkel Tolumnius.“

Servianus tat, als hätte er den Namen nicht gehört. Einen Atemzug lang erwog er, sogleich ein Gespräch anzuknüpfen. Fünfzig Schritte Weg boten Gelegenheit dazu, und an Themen und Methoden mangelte es ihm nicht. Aber das gefährdete seine Mission. Falls ihr Pflegevater davon erfuhr, würde er ihn für einen Schürzenjäger halten – und welcher besorgte Vater traute solch einem Menschen! Nur ein Vertrauenswürdigster aber vermochte etwas zu erfahren.

Also vorerst aus dem Sichtfeld!

Ein Blick aus den Augenwinkeln ließ ihn den Sinn abermals ändern. Er verabschiedete sich von dem Mädchen und beschleunigte seinen Schritt gerade in die Richtung, wo er soeben Tolumnius hatte erscheinen sehen. Zumindest traf die Beschreibung exakt zu. War er es?

Er war es.

„Tillia, du solltest dich schonen!“ murrte eine altersheisere Stimme.

„Warum hast du nicht gewartet? Ich hätte dir das Wasser getragen. Willst du, daß dein Handgelenk, kaum geheilt, wieder schmerzt?“

„Es ist nicht schlimm, Onkel. Dieser nette Herr hob mir den Krug auf den Kopf, und das Tragen selbst...“ Sie lächelte Servianus zu, worauf der wie zaudernd stehenblieb.

Als sich der Alte umdrehte und ihn musterte, verbeugte er sich höflich. „Hilfsbereitschaft unterscheidet Mensch und Tier – und ich möchte ein Mensch werden.“ Wohlbedacht verwendete er das etruskische Sprichwort, und mit Freude registrierte er das Brauenzucken des anderen.

„Meinen Dank!“ knurrte Tolumnius nicht eben freundlich, faßte das Mädchen am Arm und steuerte auf sein Anwesen zu.

Servianus merkte sich das Haus und spazierte, innerlich schmunzelnd, zurück. Jetzt sorgte er sich nicht mehr, daß seine Mission fehlschlagen könnte. Jedenfalls nicht die, zu der ihn Sulpicius Verus entsandt hatte. – Er stand am Ziel. Dieser Tolumnius, der fünfte des Namens auf der Liste des Geheimbüros, war aller Wahrscheinlichkeit nach der rechte. Sein Spürsinn sagte ihm das. Für den Beweis würde Tillia den Schlüssel liefern... Danach galt es, sich zu entscheiden. Verrat so oder Verrat so. Er war dessen längst müde.

Im Weiterschlendern dachte er: Dereinst lasse auch ich mich irgendwo hier nieder. Was die Reichen nach Rom in die gefährliche Nähe des Herrschers treibt, mag der schweigende Vesuv da drüben wissen. Südlich von Kap Misenum ist das Leben angenehm, die Sonne warm, die Luft lind, das Wasser klar, die Mädchen schön. – So unbegreiflich ist es nicht, daß Nero Rom anzünden ließ. Neapolis oder Pompeji hätte er schwerlich verbrannt. Oder gerade? Herrscher sind unberechenbar. Man müßte sie in Bausch und Bogen verjagen. Doch was dann?

Erneut hatte eine Patrouille die Reisedokumente der beiden Männer kontrolliert. Da sich nichts daran aussetzen ließ, durften sie ungehindert weiterreiten. Die Neugier der Soldaten war begreiflich: zwei bescheiden gekleidete Reiter aus dem fernen Präneste ohne Reisegepäck?

Inzwischen füllte der riesige, von gelbgrauen Wolken umzogene Vesuv den gesamten Südhorizont. Mit jedem Tritt der Pferde schienen sich seine Vorberge weiter in die Höhe zu stülpen. Die zwei kannten solche Täuschung; sie suchten nach dem Orientierungsmal, das man ihnen genannt hatte: zur Rechten eine charakteristische Brückenruine über den Sebethus.

„Die beiden Streifen – ob die Kerle etwas gemerkt haben? Vor drei Wochen herrschte hier noch Ruhe... Hörst du mir zu, Gratha?“

„Gewiß. – Dort, das war mal eine Brücke. Wir müssen die Straße

verlassen. Der Pfad nach links... Da ist er!“

Sein Begleiter schluckte. Er hätte das Zeichen als erster erkennen sollen, ihm hatten die Freunde den Weg beschrieben. Doch ihm fehlte das Auge für Geländemerkmale.

Beiderseits der Straße nach Neapolis erstreckten sich abwechselnd Obsthaine, Weingärten und Äcker voll goldenem Getreide. Solcherart setzte sich das Land noch fünf Meilen bis zur Küste fort. Man sah bisweilen einzelne Gebäude von Neapolis; und Gratha vermutete, daß von den Baumwipfeln aus auch das Meer zu sehen war.

Im Schrittempo ging es weiter, zunächst geradeaus durch das Obstgut. Dann schwang sich eine Aquäduktbrücke über den Weg, fortan wurde der Pfad schmaler und schlecht. Einigemal mußten sie die Pferde anstacheln, um besonders steile Stellen zu erklettern. Die Waldhänge waren teils schroff, immer dicht bewachsen. Schwarzkiefern, Buchen und Pinien beschatteten ein Chaos aus Unkräutern, Farnen und dornigem Gestrüpp. Zweifellos wimmelte es im Dickicht von ekligem Gewürm. Die beiden Etrusker sahen es voller Unbehagen. Manchmal legte sich ein fremdartig fauliger Geruch auf die Brust. Gratha fluchte vor sich hin.

Bei Vanth, verdiente so etwas den Namen Weg? Immer häufiger beugten sich die beiden Fremden auf die Pferdehälse, um den Dornenranken zu entgehen, die sich überall einhakten.

„Wenigstens findet uns hier selbst der dienstefrigste Legionär nicht!“

Der Jüngere gab ihm wortlos recht. Solch ein Unterholz würde ganze Kohorten ergebnislos beschäftigen. Andererseits galt es, jemanden zu treffen, nicht sich zu verbergen. Wo waren die Freunde? Man sollte den Pfad entlangreiten. Vier Meilen hatten sie hinter sich. Wie weit noch?

„Halt!“

Ihre Hand griff nach dem Schwert, ihre Augen spähten umher. „Wer spricht da? Was willst du von uns?“ Der Rufer mußte unangenehm nahe sein, trotzdem verbarg ihn das Gezweig.

„Eine Flamme brannte in Tarquinia“, verkündete jemand von woandersher, so daß sich beide verduzt umwandten. Zwei Männer also? Oder noch mehr?

Gratha öffnete als erster den Mund. „Sie verlosch im heiligen See von Volsinii.“

Ein leises Rascheln – wie aus dem Boden gewachsen standen zwei Bewaffnete vor ihnen. „Kommt; Tolumnius wartet.“

Noch mißtrauisch stiegen die Gesandten ab und folgten den Führern. Nach hundert Schritten weitete sich der Weg zu einer Lichtung. Abseits des Pfades durften sich die Tiere an wadenhohem Kraut und an einem Rinnsal laben. Ein Mann blieb als Wache zurück, der andere schritt

ins Hanggesträuch. Eine Kluft begann hier, Eingang zu einem Labyrinth von Felsschluchten.

Die Parole war richtig – soviel wußten die beiden. Trotzdem: Der steinerne Irrgarten erregte Angst. Stand die Sonne auch hoch am Himmel, in diesen Tiefen regierten rote und schwarze Schatten. Hier und da quoll Schwefeldampf aus dem Boden.

Der Bewaffnete wälzte einen Block beiseite und kroch in den freigelegten Stollen. „Folgt mir!“ klang es aus der Finsternis. „Nachher muß ich den Stein wieder vorlegen.“ Sein Latein verriet den Osker. Das beruhigte Gratha ein wenig. Wären sie in eine Römerfalle getappt – und wie leicht geschah das! –, hätten die Beamten keinesfalls so gehandelt.

Der hindernispespickte Weg durch den Gang ließ sie erschauern. Endlich, im großen Höhlenraum, sahen sie Tolumnius vor sich. Mit stummer Geste bat sie der ehemalige Centurio in die Nebenkammer. Im Gewölbe schallte jedes Wort so, daß eine Unterhaltung unmöglich gewesen wäre.

„Ich bin Gratha“, stellte sich der ältere Besucher vor. „Mein Begleiter wird dir gesagt haben, daß die Söhne des Feuers mich zum Führer im beschlossenen Aufstand gegen Rom gewählt haben. Du sammelst die Mutigen im Süden, wir müssen zusammenarbeiten. Du hast uns viel versprochen – zuviel, scheint mir. Darum kam ich her. Was ist wahr an deinen Worten?“

Der Alte salutierte unwillkürlich wie vor einem Legaten. Dieser hagere Graukopf mit den fast schwarzen Augen also war der Hochberühmte? Fünfzehntausend Sesterzen waren auf Grathas Kopf gesetzt, seitdem der arrogante Proprätor Servilius Casca in Tarquinia unter seinem Dolch gefallen war – und trotzdem ritt er quer durch Italien? Das bewies Mut... oder aber eine Verzweiflung, die ihn selbst nach dem Strohalm Tolumnius greifen ließ. – Der Veteran gab sich keiner Täuschung hin, was der Mann ihm gegenüber wohl dachte.

„Du willst meine Wunderwaffe kennenlernen? Es sei. Vorweg muß ich dir erzählen, wie ich zu der Erfindung kam.“

Als junger Mann ging ich gezwungenermaßen freiwillig zu den Legionen. Ohne Land und unwissend – was glaubten wir sonst tun zu können? Wegen meiner geschickten Hände bereitete ich Brandpfeile und Feuertöpfe für die Belagerungstechnik vor und montierte die Katapulte und die Onager, die Wurfschleudern.“ Er deutete auf eine Tonschale. „Daß Schwefel ausgezeichnet brennt, ist eine alte Neuigkeit; ich vermengte ihn mit Holzkohle, um das Feuer zu verbessern.“

„So etwas habe ich schon gesehen“,\* erwiderte Gratha vorsichtig. Seine verzweifelte Suche nach Hilfsmitteln hatte ihn zu den unmöglichsten Leuten geführt. „In Etrurien ist Schwefel aber schwer zu

bekommen.“

„Allein in diesen Höhlen findet sich mehr Schwefel, als wir je brauchen werden. Es bedarf nur der Suche. – Nein, mutiger Gratha“, fuhr Tolumnius trübe lächelnd hinzu, „es geht um Wirksames. Ein Zufall gab mir das Wunder in die Hand.

Damals hatte ich Salz in die Brandmischung gelegt. Wie ihr wißt, macht das die Flamme strahlendgelb und also heißer. Eines Tages... Ich hatte gerade keines bei der Hand und benutzte darum die Kristalle, die auf gewissen Mauern ausblühen. Man nennt sie Mauersalz.“

„Ja und?“ drängten die Fremden verständnislos.

„Es zischte und puffte, die Glut wurde auseinandergeschleudert und loderte doppelt hell. Ihr könnt euch meinen Schreck ausmalen. Später wiederholte ich den Versuch; insgeheim, denn ich ahnte, daß dies etwas Neues ist. – Rom bietet viel für Ideen zu neuer Kriegstechnik. Man würde mir jede gewünschte Summe gezahlt haben.

Ich hatte kurz zuvor einen Sohn des Feuers kennengelernt und durch ihn erfahren, daß es eine Kraft gab, die das belastende Rom stürzen will. Daran dachte ich und schwieg.

Nach der Pensionierung suchte ich einen Ort, wo man unbesorgt Versuche durchführen kann. Ich fand diese Höhlen. Niemand hört hier etwas, niemand sieht die Qualmwolken, niemand riecht den beizenden Rauch; und wenn..., dann war es eben der Atem des schlafenden Vulkans.“

Mühsam unterdrückte Gratha ein Stöhnen. Das war alles? Nicht einmal die wirksamste Brandmischung der Welt konnte die Übermacht der fünfundzwanzig Legionen ausgleichen. Das anzunehmen hieße sich grausam täuschen. Umsonst war er hergekommen!

Die Leute ringsum mochten den Vortrag kennen, denn sie suchten derweil aus einem Höhlenwinkel verschiedene Gerätschaften hervor. Drei Lattengerüste wurden im großen Höhlenraum aufgerichtet, daran hingen alte Legionärsrüstungen, Schilde und Helme. Der Aufbau ähnelte einer Vogelscheuche oder Übungszielen für Rekruten. Verwundert sahen die Etrusker zu.

„Fertig, Meister!“

„Ausgezeichnet.“ Tolumnius nahm einen kindskopfgroßen Bronzestopf, an dem eine Schnur baumelte. Damit ging er zum Zugang und zündete an der Lampe den Faden an. „Bleibt hinter dem Felsen!“ befahl er und schleuderte die Kugel zu den Zielen hinüber.

Ein Krachen erschütterte die Luft, ließ die massiven Felswände wanken. Im heftigen Windstoß flackerte die Flamme des Lämpchens, dann wälzte sich eine schwarze Wolke aus dem Gang.

Die mutigen Etrusker schlotterten wie verschreckte Kinder in

einem Gewitter. Gehetzt blickte Gratha um sich, fahl im Gesicht und das entblößte Schwert in der Rechten. Er wich zur entferntesten Wand zurück, um dem rußigen Qualm zu entgehen. „Was... was war das? Vanth, Charun und Phersu, steht mir bei – was ist das?“ Er bemerkte erst jetzt, daß er als einziger eine Waffe in der Hand hielt. Zittrig steckte er die Klinge zurück in die Scheide.

Tolumnius wandte sich ihm zu. „Eine Wunderwaffe. Ich bin Soldat genug, um zu wissen, daß dies offensichtlich weit mehr als eine neuartige Brandmischung ist. Es ist... Nun, du hast selbst erlebt, was es ist. – Komm und schau!“

Erst nach langem Zaudern fanden sich die beiden dazu bereit. Den Anstoß gab letztlich, daß sie vor den anderen nicht als furchtsam erscheinen wollten; jene aber folgten dem ehemaligen Centurio ohne Zögern.

Das Resultat übertraf Grathas keimende Hoffnung. Keine Legionärsrüstung erwies sich als unbeschädigt. Bronzesplitter hatten die Brustpanzer aufgefetzt, ein Schild wies ein kieselsteingroßes Loch auf, ein Helm war gespalten... Das sprach überdeutlich.

„Und nun stell dir vor, Feldkatapulte schleudern solche Töpfe in die feindlichen Reihen – größere vielleicht... Ein Onager katapultiert fünfhundert Schritt weit.“ Der Alte hob ein abgesplittertes Schildstück auf.

Die Auswirkungen hatte sich der Etruskerführer soeben selbst ausgemalt. Er nickte, ungläubiges Hoffen im Gesicht.

„Schön, daß du mich nicht mehr für einen kindischen Greis hältst“, meinte Tolumnius mit beißender Freundlichkeit. Den Blickwechsel der beiden hatte er gesehen, verstanden und sich darüber geärgert. „Die Legionäre haben Mut, aber dieser Waffe werden sie erliegen. Zu Recht wird man uns Söhne des Feuers nennen.“

## *22. Augustus 832 a.u.c.*

Während sie zu dritt dahinschlenderten, einem selten benutzten Graspfad am Fuß der Aqua Serino folgend, genoß Servianus allem Anschein nach die Sonne. Er blickte links hinüber auf die Felder, auf die Ulmenzeilen mit dem hochgerankten Wein, auf Büsche von Zentifolien und fragte sich, wie lange er seinen Aufenthalt ausdehnen sollte.

Langweilig, wie leicht sich alles nach dem bewährten Rezept entwickelte. Die arglose Tillia fast zufällig zu treffen und zu einem Spaziergang einzuladen, nun schön; jedes schüchterne Mädchen aus der Provinz würde in solch einem Fall den Onkel-Adoptivvater als Begleiter mitbringen. Man war ja nicht im sittenlosen Rom. Eben um diesen Mann ging es ihm letztlich. Nicht daß er Tillias Liebreiz ignorierte; im Zweifel

aber hätte er auf sie zugunsten eines Kontakts mit dem Alten verzichtet. Oder nicht? Er spürte Unsicherheit.

Der alte Mann vermochte in manchem mehr als er: ein guter Grund, ihm zu mißtrauen. Gestern hatte er versucht, dessen harmlosem Spaziergang zu folgen. Bis zur Aqua Serina kam er unbemerkt nach; dann aber bemerkte er Aufpasser. Sich ihnen gegenüber zu verraten, war es entschieden zu früh.

Was trieb der ehemalige Centurio zwischen den Vorbergen des Vesuvs? Sicherlich nichts Legales. Er bewirtschaftete kein eigenes Bauerngut, sondern hatte seine Bodenabfindung verpachtet und lebte vom Ertrag. Für zwei Personen war das bequem, auch zeugte es von Verstand. Dennoch: Was wollte Tolumnius da oben? Traf er sich mit Verschwörern? Befand sich das langgesuchte Hauptquartier der Söhne des Feuers etwa im weglosen Bergwald? Schon Spartacus hatte sich dort versteckt und verschanzt. Doch es war unzweckmäßig, die Basis so weitab von Brennpunkt Etrurien zu errichten.

Das Gespräch erreichte inzwischen das unvermeidliche Thema Rom. Wie wäre es in der Provinz möglich gewesen, nicht von der Hauptstadt zu reden, vom bestaunten Juwel des Imperiums! Die Sehnsucht in Tillias dunklen Augen verriet ihre geheimen Träume, die die Träume jedes jungen Menschen waren. Hätte man Veteranenkolonien noch deutlicher bevorzugt – Rom stand über allem wie der Vesuv über Südcampanien. Stundenlang konnte man von den Wundern der Residenz reden, ohne sich zu wiederholen.

„... und ich muß sie verlassen“, endete Servianus seufzend.

„Wie das?“

„Ei, Mädchen! Was glaubst du, weshalb ich hier bin?“

„Wie alle Reichen: zum Vergnügen, Herr Servianus.“

„Laß bitte das ‚Herr‘ weg, ich bin ein Freigelassener. Und reich? Wollte Jupiter, ich wär’s. – Nein, das ist eine traurige Geschichte. Ich benutze meine letzte Dienstreise, um nebenher nach einem Fleck auszuschaun, wo ich in Beschaulichkeit den Rest meines Lebens verbringen kann.“ Ein müdes Lächeln erschien auf seinem Gesicht, dann drehte er den Kopf beiseite.

Tillia lachte. „Du bist doch nicht alt!“ Sie gestand sich gern ein: Dieser Mensch... In nichts glich er den jungen Leuten ihrer Bekanntschaft. Er war eben ein Mann von Welt – jene nur unreife Kleinstadtburschen. Irgend etwas fehlte ihnen.

Servianus paßte ohne Schwierigkeiten ins Amtsgewand eines Duumvirs, das Format hatte er. War er jung oder alt? Darüber mochte man streiten. Seine wettergebräunten Züge entbehrten jeglichen Zeichens von Alter. Dreißig? Vierzig? Jünger gewiß nicht. Auf jeden Fall stand ihm sein

Lachen gut, es erhellte sein Gesicht merklich: Tillia dachte, dieser Mann müsse selten Gelegenheit gefunden haben, sich aufrichtig zu freuen, und ahnte nicht, wie sehr sie damit untertrieb.

„Bist du vielleicht kränklich?“ forschte sie.

Unwillkürlich machte Tolumnius eine abwehrende Geste. Er vernahm das Gespräch mit Verdruß. Viel zu sehr wandte sich die Adoptivtochter einer Welt zu, die er aus tiefstem Herzen ablehnte. Sollte er geradezu einschreiten? Er zauderte.

„Meines Wissens nicht.\* – Die Verhältnisse liegen recht kompliziert“, erläuterte Servianus zögernd. „Ihr kennt Rom wohl zuwenig... Aber einen Versuch ist's allemal wert.\* Ich bin – vorläufig noch – Sekretär beim Senat.“

Betroffen verhielt das Mädchen den Schritt und blickte den Blondem scheu an. „Welch ein hohes Amt! Verzeih, wenn ich irgendwie...“

„Hoch? Meinesgleichen gibt es hundert. Vom Lohn kann man auskömmlich leben,\* das stimmt; aber reich wurde unsereins dabei nie. – Doch solche Stellen werden nun mal nicht auf Lebenszeit vergeben...“

Tolumnius schwieg verdrossen. Einen zweiten Spaziergang würde er untersagen. Daß sich Tillia nicht schämte, einen leichtfertigen Römer anzuhimmeln! Einen Unterdrücker. Er hatte freilich versäumt, ihr die Zusammenhänge beizubringen; weshalb eigentlich hatte er das für unnötig gehalten? – Andererseits – der Römer nannte sich Senatssekretär... Ergab sich unversehens eine Gelegenheit, Neues aus dem Lager der Feinde zu erfahren? Daß er ein Sohn des Feuers war, konnte sein Gegenüber keinesfalls ahnen.

„Welcher deiner Freunde mißfiel dem Kaiser?“ fragte er knapp.

„Woher weißt du das?“ Die Verblüffung war nur zum geringeren Teil gespielt. Soviel Weitsicht hatte Servianus dem Alten nicht zugetraut. Insgeheim ordnete er ihn hoch in der Hierarchie der Rebellen ein. Selten fanden sich in deren Reihen Menschen, die hinter das Nächstliegende zu blicken verstanden. Das konnte bedeuten... Aber er scheute übereilte Schlüsse.

Da seine Gegenfrage unbeantwortet blieb, erzählte der Spion des langen und breiten, was ihm angeblich zugestoßen war. „Der Mann, der mir mein Amt vermittelte, hing dem Exkaiser Vitellius an und wurde nach dessen Sturz wie viele seinesgleichen aus Italien verbannt. – Seit neuestem entfernen die Ressortleiter sämtliche Leute, die nicht seit alters für das Flavische Kaiserhaus einstanden, aus ihren Positionen. Ihrer Ansicht zufolge gehöre ich zu den *anderen*. Es ist besser, freiwillig zu gehen, bevor man einen Prozeß zusammenkonstruiert und mich...“ Er schnippte mit den Fingern.

„Reizende Zustände!“ – Tolumnius lächelte sarkastisch. „Was für eine Zeit, daß man von heute auf morgen um nichts aus dem Amt gejagt wird? Wie nennst du das, Tillia?“

„Sieh es objektiv!“ wandte Servianus ein. „Der Kaiser muß sich unter allen Umständen auf seinen Beamtenapparat verlassen können. Unsichere Leute sind allemal gefährlich. – Überdies müßtest du deine Tochter zugleich fragen, was sie von einer Zeit hält, wo selbst ein armer Römer unentgeltlich Speisung erhält – wenig und unregelmäßig, aber immerhin!“

„Tillia ist nicht mein Kind. Ihr Vater Aulus Tillius starb in Germanien in meinen Armen und vertraute mir ihr Wohl an.“

Das hatte Servianus längst anderweitig erfahren, er zeigte aber Überraschung und deutete eine entschuldigende Verbeugung an. – Auch wollte er endlich zu seinem Thema, der Rebellion, kommen. Nur wie? „Wenn du glaubst, ich haßte die anderen – warum, da ich sie verstehe? Übrigens ist meine Lage keineswegs hoffnungslos. Ich könnte sogar in Rom bleiben und Schreiarbeiten annehmen. Doch Leute wie ich sind Wechselgeld für die Mächtigen; und wer weiß schon, wie tief das Mißtrauen meines Nachfolgers verwurzelt ist!

Mein erspartes Silber wird wohl reichen, mich in Campanien anzukaufen. Wer fragt in der Provinz nach der politischen Richtung meines ehemaligen Förderers, wenn ich meine Arbeit gut und zuverlässig verrichte?“

Er erhielt keine Antwort. Die Kaiserwechsel hatten Italien mit Verbannten überschwemmt. Man wußte Bescheid.

Vergeblich malte sich Tillia solche Intrigen aus. Gold, Reichtum, sagenhafter Luxus – und dann das? Wie brachte es Servianus fertig, trotzdem zu lächeln? Zweifellos besaß er enorme Fähigkeiten... und sicher auch mehr als etwas Silber.

Tolumnius tadelte sich, über den Vorbereitungen zur Rebellion das Mädchen vernachlässigt zu haben. Die Quittung erhielt er jetzt. Ein Kind konnte man Tillia nicht mehr nennen; und was hatte der verantwortliche Erzieher getan, um einen Gatten für sie zu finden? In wenigen Wochen würde der losbrechende Aufstand seine Kraft erst recht benötigen. Ein Dilemma.

„Schreiber gibt’s überall“, bemerkte er daher in abfälligem Ton. „Tue lieber etwas wirklich Nützliches!“\*

Tillia errötete für den Adoptivvater. Gerade weil sie die Kunst des Lesens nur mangelhaft und die des Schreibens fast nicht beherrschte, schien ihr beides so kompliziert wie wichtig. Freilich gehörte das nicht zum Lernstoff römischer Bauernmädchen.

Im Gesicht des anderen zeigte sich jedoch keine Verärgerung. Jetzt

war der Weg frei. Wie würde Tolumnius auf die Konfrontation reagieren? Verriet er sich als der Gesuchte? – Der Spion bemühte sich um eine Miene voller Eifer. „Man sollte nur tun, was man wirklich kann.“ Auch das war ein etruskisches Sprichwort. „Bedenke die große Verantwortung eines Schreibers. Ein Fehler im Kleinen kann Menschenleben kosten.“

Tolumnius lächelte ungläubig.

Das Mädchen zweifelte nicht minder. „Wirklich?“

„Und wie, Tilia! – Schweigt bitte über das, was ich jetzt erzähle. Geheim ist es nicht eben, aber mein Stand in Rom würde noch wackeliger, wenn die Behörde ihren Schnitzer ausgeplaudert sähe. – Zu den Iden des Maius ordnete ein Richter an, einen jungen Mann namens Marcus Aspicus aufzugreifen. Glaubwürdige Zeugen hatten dargetan, daß er böse betrogen habe; in einem Prozeß sollte das geklärt werden. So weit – so gut.“ Er machte eine Pause und erfreute sich der aufmerksamen Gesichter. „Der Protokollant fertigte ein Rundschreiben für die Torwachen aus. War seine Notiz undeutlich, mangelte es ihm an Sorgfalt – wer weiß es? Jedenfalls schrieb er ‘Marcus Apicius’. Versteht ihr?“

Tolumnius zuckte zusammen und erblaßte.

„Ende Junius hielten die Torwachen einen solchen Apicius an, um ihn dem Prätor vorzuführen. Aus irgendeinem Grund griff der Festgenommene zur Waffe. Nun ja, eine Sechserstreife gegen einen einzelnen... Letztlich aber starb der junge Mann wegen des Schreibfehlers eines simplen Sekretärs.“

Mit großen Augen starrte ihn das Mädchen an. „Das konnte... wahrhaftig geschehen?“

„Vormittags am 23. Junius am Collinischen Tor“, lautete die lakonische Antwort.

„Wenn der Fremde unschuldig war, weshalb wehrte er sich?“ Tolumnius, heiser vor Schreck, kam nicht mit dem unerhörten Zufall zu Rande, der ihm viele Meilen von Rom entfernt die Erklärung für die mysteriöse Verhaftung präsentierte.

„Ja, eben, er hätte klug getan, sich zu fügen. Das Gericht hätte sogleich seine Unschuld festgestellt, ihn womöglich entschädigt und in jedem Fall meinen Kollegen schimpflich entlassen. So aber nimmt man an, zufällig einen Verbrecher gefaßt zu haben. Details sind mir natürlich unbekannt... Ach, ich begreife: Du glaubst, ich sei beim Appellationshof des Senats beschäftigt. Dem ist nicht so. Ich bin ein kleiner Beamter in der Abteilung für Rebellionen und Geheimbünde.“ Damit war der Köder hingeworfen. „Wir Schreiber schwatzen bloß über dergleichen Dinge ähnlich wie Soldaten über gewonnene Schlachten.“

Der Aquädukt wandte sich ostwärts; würden sie ihm folgen, dauerte ihr Spaziergang zu lange. Glücklicherweise mündete hier ein Pfad aus

Feldrainen, auf dem man nach Acerrä gehen konnte. Unterwegs ergaben sich Abzweigungen sonder Zahl für den Heimweg. – Sie bogen ab, ließen den Vesuv im Rücken und die sich neigende Sonne zur Linken. Servianus drängte es, zum Eigentlichen zu kommen. Doch er durfte damit nicht beginnen.

Überrascht von der Eröffnung erkundigte sich Tullia: „Rebellionen? Die gab es doch seit Menschengedenken nicht, höchstens Sklavenunruhen oder Ausreißer wie gerade jetzt. Beschäftigt sich der Senat mit solchen Hirngespinnsten..., oh, entschuldige!“

Verdrossen krauste Tullianus die Stirn, doch er mußte schweigen. Der schwatzende Römer war für die Verschwörer unversehens höchst wichtig geworden. Wie horchte man ihn aus?

„Immer noch denken Leute daran“, bekannte der Spion gelassen. „Aufstände anzuzetteln ist leichter, als sie zu befrieden. Das Ärgste aber: Solche Menschen täuschen sich selbst und glauben so fest an ihren Sieg, daß sie noch im Tod an ihrer Niederlage zweifeln.“

Ruckartig hob der ehemalige Centurio den Kopf. Aber sein forschender Blick erlahmte am harmlosen Gesicht des anderen.

„Tullia, geh voran heim!“ bestimmte er.

„Warum denn, Onkel?“

Nach römischem Brauch durfte eine Tochter keine solche Frage stellen, sie hatte stumm zu gehorchen. Tullianus runzelte die Brauen und nahm sich vor, ihr nachher eine Lektion zu erteilen. „Das ist nichts für Mädchen.“

„Dein Adoptivvater hat recht“, bemerkte Servianus, dem es auf ein Vier-Augen-Gespräch ankam. „Über solche Dinge zu reden ist bisweilen gefährlich. Aber wir könnten das Thema wechseln.“

Tullianus zuckte die Schultern. Daß der Kontakt zwischen den beiden abgebrochen würde, war ihm ganz recht, der Vorwand willkommen. Indes... „Geh heim und bereite das Essen für uns vor!“

Gesenkten Kopfes, aber doch sichtbar erleichtert, lief das Mädchen davon. Für uns! Sie würde ihn wiedersehen!

„Falls sie etwas vor den falschen Ohren wiederholt, könnten die Horcher des Kaisers glauben, *wir* dächten an Aufstand“, erläuterte er. „In einem hat sie wohl recht: Daß es tatsächlich solch eine Instanz gibt, erscheint mir seltsam...“ Er hoffte, sein Gegenüber würde richtig reagieren.

Servianus hatte längst verstanden. Kein Zweifel, er stand vor dem gesuchten Tullianus. Wie er diesem wichtigen Mann beikam, war ihm freilich noch nicht klar. Darum hob er die Brauen und fragte spitz: „Dich interessiert eine Sekretärsarbeit?“

Der ehemalige Centurio errötete. Die Antwort auf seine Kritik am

Beruf des Römers tat weh. Römer? Ein Römer war dieser Schreiber nicht. Auch kein Etrusker, obwohl er seine Rede mit etruskischen Sentenzen würzte. Sein Latein hatte den weichen Akzent der Campaner. „Ich wollte fragen: Verhörst du gefangene Rebellen?“

Abwehrend hob der Spion die Hände. „Solche Schmutzarbeit mögen die Ädilen oder die Prätorianer tun. Ich suche in den aufgefundenen Schriften der Geheimorganisationen nach ihren Schwachpunkten. Eingehakt soll möglichst *vor* Ausbruch des Aufstandes werden, um Anhänger und potentielle Mittäter von der Sinnlosigkeit zu überzeugen. Fanatiker sind zwar unheilbar, aber die Mehrheit sieht ein, Irrlehren gefolgt zu sein. Viele verlassen die Blindwütigen und bewahren sich Leben und Freiheit. Statt Strafexpeditionen gibt es isolierte Festnahmen. Was liegt Rom an ausgemordeten Provinzen?“

„Ich verstehe dich nicht ganz“,\* erwiderte Tolumnius unruhig.

Servianus suchte nach Worten. Auch wenn er jetzt seine eigene Meinung darlegen würde, was die Überzeugungskraft erhöhte – in Wahrheit wollte ja er etwas erfahren.

Tillia war längst nicht mehr zu sehen. Der Rainweg passierte einen eingezäunten Garten voller Kirschbäume und Blumen, von frei springenden Bluthunden bewacht; dahinter gabelte er sich vor einem schnittreifen Weizenschlag. Rechts ging es nach Acerrä, links zum Vorort.

Noch einmal blickte der Römer ringsum. „Dein Name ist wohl etruskischer Abkunft. Dann kennst du vielleicht den Satz: ‚Ein treffendes Beispiel spricht klarer als eine Stunde Gerede.‘ Beginnen wir ein Spiel; nehmen wir einmal an, du gehörtest zu einer Geheimorganisation, die das Römische Imperium zugunsten eines etruskischen stürzen möchte. Unbesorgt, ich glaube das keinesfalls – aber unterstellt, es wäre so...“

Tolumnius hatte zweimal die Farbe gewechselt. Er starrte zu Boden. „Ich will es versuchen.“\*

„Danke.“ Sein Begleiter lächelte erleichtert. „Sicherlich gehören diesem Ring viele Leute an, erfahrungsgemäß in der Mehrzahl Jünglinge. Höchstwahrscheinlich existiert ein ausgeklügelter Plan, etliche Garnisonen zu überrumpeln. Ich zweifle nicht an seinem Gelingen; schon immer hatten Rebellen hervorragende Taktiker in ihren Reihen...“

„... und der Aufstand wäre siegreich!“

Mit welcher Begeisterung der Alte das ausrief! Betont verwundert schüttelte Servianus den Kopf. „Keineswegs. Freilich, Rom wäre in einer üblen Situation. In Italien stehen praktisch keine Feldtruppen.“

„Nun eben! Der Mißmut ist allgemein. Löhne, Steuern und Preise ruinieren die kleinen Leute. Die Schwäche des Kaisertums wird Tausende dem Aufstand zulenken.“

„Unruhe macht sich breit“, gab Servianus zu. Er kannte die

Geheimberichte. Warum bestreiten, was offensichtlich war? „Desto trauriger für die Unbedachten, die sich euch anschließen. Das sinnlose Blutbad würde unverantwortlich groß. – Du zweifelst? Um ganz zu siegen, bedarf es eines tiefverwurzelten, breitgestützten Aufstands. Sag bitte, wer soll rebellieren? Die Sklaven? Kaum einer wird mittun. Ein Etruskisches Imperium hilft ihnen nicht. Nur sie aber vermöchten die erforderlichen Heere zu bilden. Denke an Spartacus; dort oben auf dem Vesuv war seinerzeit sein Quartier. – Wolltet ihr aber wie er damals den Sklaven die Freiheit anbieten, brächtet ihr die Reichen gegen euch auf. Römische oder andere Eltern – wenn’s an den Besitz geht, sind die Kinder einig. – Also, habt – hättet ihr Verbündete?“

Tolumnius schluckte. So hatte er die Sachlage noch nie betrachtet. Zwar dachten sie alle an den Weg zum Sieg...

„Nun gut, ihr habt vorerst gesiegt! Wie wollt ihr die eroberten Regionen regieren? Nach welchen Prinzipien, welchem Programm? Wie Zufriedenheit für die Mehrheit schaffen? Wenn ihr das nicht verkünden könnt, ist auch der glänzendste Sieg wertlos. Die Sklaven müßt ihr abweisen, die Freien...“

Die ratlose Miene des Veteranen veranlaßte Servianus, die vage Hoffnung zu begraben. Ein Aufstand wie die vielen zuvor. Er würde ihn verraten und abwürgen.

„Die Freien also. Werden sich die Provinzen anschließen? Sie dürften sich hüten. Ihre Steuern hätten sie so oder so zu zahlen, nur daß eben andere sie verbrauchten. – Die Handwerker, die Kaufleute, die Kapitalgesellschaften? Sie profitieren von einem intakten Imperium mehr als vom einträglichsten Bürgerkrieg, egal welcher Motivation er sei... Summa summarum: Anfangserfolge, aber kein Sieg.“

Langsam fand der Etrusker zu sich. Daß die Söhne des Feuers diesen Aspekt ungenügend durchdacht hatten, stand fest. Schmach und Schande! Der Römer würde das nie erfahren. Aber so dumm, wie dieser Kerl ihn wohl einschätzte, war er nicht.

„Eine sofortige allgemeine Erhebung schließe auch ich aus. Man hat zuviel Angst. Falls hingegen auch die herangeführten Legionen in der ersten Schlacht geschlagen werden..., beispielsweise von neuartigen Waffen...“ Im selben Moment schimpfte er sich einen Tölpel, aber zu spät: Das Wort war ausgesprochen.\*

Der Römer winkte einigen Frauen auf einem Feld zu, er schien nichts bemerkt zu haben. In Wahrheit traf ihn das Wort wie ein Pfeil. Dahinter steckte mehr, steckte womöglich ein Geheimnis. Geheimnisse interessierten ihn schon von Berufs wegen. Nachstoßen? Totale Narrheit. Ein Blick lehrte, wie hellwach der Alte war.

Taub stellen, weiterreden! Außerdem wußte sich Servianus in der

besseren Position. „Erinnere dich, Tolumnius! Die Sklaven unter Spartacus siegten drei Jahre lang ununterbrochen, sie besaßen den größtmöglichen Zustrom – und unterlagen letztlich doch. Warum wohl?“\*

„Warum?“ wiederholte der Centurio in ehrlicher Unwissenheit.

„Die Sklaven wußten ganz genau, wogegen sie fochten; desto zerstrittener waren sie, wofür. Wofür wolltet ihr kämpfen?“

„Daß Roms erpresserischer Druck von den nichtrömi... Was soll das, Servianus?!\* Willst du mich zu verfänglichen Worten verleiten?“

„Nicht doch“,\* antwortete dieser sanft. „Wir hatten uns geeinigt, daß du den aufständischen Etrusker spielst. Ich weiß Wahrheit und Spiel voneinander zu scheiden. – Wofür also ziehen diese..., ich meine: du und deine Freunde in den Krieg?“

„Um die verdammten Steuerpächter zu verjagen, das Latifundienunwesen abzuschaffen, die Übermacht der römischen Bankiers...“ Der alte Mann biß sich auf die Lippen. Er hätte mehr nennen können; in der Tat, sie stritten gegen eine Menge Dinge. Doch wofür? „In deinen Worten liegt Wahrheit“,\* murmelte er.

Eine lange Pause entstand.

Der Römer beobachtete ihn scharf. Keinen Fußbreit weiter durfte er gehen. Erkannte der Verschwörer im letzten Augenblick...?

„Demnach denkst du“, fuhr Tolumnius stockend fort, „daß jegliche Rebellion gegen das Imperium fruchtlos ist?“

Servianus lächelte rätselhaft. „So weit gehe ich denn doch nicht.\* Bietet eine Alternative, die der Mehrheit des Volkes ein besseres Los als das gegenwärtige zuteilt. Was weiß ich, welche! Spartacus' Versuch war gut begonnen, aber weder vollkommen noch zu Ende gedacht. Sie waren ja auch bloß Gladiatoren – wenn man will: Soldaten..., nein: noch weniger, Preisfechter. – Es stimmt, Unruhe herrscht. Der Boden wäre bereitet...“

Er wurde unversehens ernst. „Bei meiner Arbeit fand ich immer dasselbe: perfekte taktische Planungen, doch betreffs dessen, was danach kam, Phrasen oder Gedankenlosigkeit. Zwar muß ich den Mut und die Aufrichtigkeit dieser Menschen achten – und doch war alles umsonst. Weil jeder Umsturz Meere von Blut kostet, ohne daß etwas Besseres an die Stelle des Bestehenden gesetzt würde, arbeite ich dagegen, mit aller Kraft.“

Seit einiger Zeit fragte sich Tolumnius mit wachsendem Unbehagen, weshalb der Römer dies alles vor ihm ausbreitete. Die einzig mögliche Antwort glaubte er nicht. Zufall? Gewiß nicht. Darin aber... Er raffte sich auf. „Und wenn eine Bewegung ein echtes Programm hätte...?“

Servianus schwieg.

Der Alte blieb stehen, hob den Kopf und faßte den prüfenden Blick der kalten, graugrünen Augen. Da begriff er.

„Was bist du nur für ein Mensch?“\*

23. Augustus 832 a.u.c.

Der vereinbarte Platz war ein verfallendes campanisches Heiligtum oberhalb der Straße. Wind und Wetter nagten am Ziegelbau, umgestürzt und zerschlagen lagen die Götterstatuen am Boden.

Mit der Konsolidierung des Imperiums war die anfangs weitherzige Religionstoleranz unmerklich auf die capitolinischen Götter und auf ein paar orientalische Modekulte begrenzt worden. Zwar wurde niemand in den Kerker geworfen, wenn er oskischen Gottheiten anhing; doch die höchsten Posten blieben ihm verschlossen. Bei den Banken galt er nicht mehr als großkreditwürdig, die Prätores und die Steuereinnehmer behandelten ihn schlechter... War es ein Wunder, daß zumal Karrieresuchende zu Jupiter und den vergöttlichten Cäsaren beteten? Wer nichts dergleichen erstrebte, wer beharrte, hatte aber kaum das Geld, um die morschen Tempel zu erhalten.

Die Armen hingen in der Regel Untergrundgottheiten an. Neros Christenverfolgung hatte gerade dem Kaiserlichen Geheimbüro gezeigt, woher jene Religion ihre Mitglieder bezog und wie tief dort die Wurzeln reichten; auf das dringende Ersuchen des Büros hin war kein zweites Mal gegen die Armut losgeschlagen worden. Unüberbrückbare Gräben wären in der Metropole aufgebrochen.

Mit aller List seiner Erfahrung suchte der Römer nach Lauschern und wählte ein Versteck, das kein Vorbeireisender sehen konnte. Ihm hingegen bot es einen vorzüglichen Blick auf die Straße und auf den abzweigenden Weg über die Sebethusbrücke ins Vesuvmassiv und weiter nach Herculaneum.

Servianus fühlte sich zu öden Tempeln hingezogen. Eine ähnliche Ruine – viele Tagereisen entfernt im verfallenen Ausona in Nordcampanien – hatte seinen Racheschwur gehört. Jedes Heiligtum mahnte ihn daran. Von Zeit zu Zeit zwang er die Erinnerung zurück, stets dann, wenn sein Gewissen ihn bedrängte. „Was bist du für ein Mensch?“ Nicht immer war er dieser Servianus gewesen.

Vor nunmehr gut sechs Sommern half der Bauernsohn Primus Marcisus seinen Eltern im Dorf Forum Popili in Nordcampanien. Für treuen Dienst in Syrien hatte Vater Marcisus das Gut erhalten. Einmal fuhr der fast Erwachsene für wenige Tage nach Capua, um verschiedene Dinge zu erledigen.

In der ersten Nacht seiner Abwesenheit vergewaltigte der Senator Quintus Vescillus seine Schwester. Das raubte der Vierzehnjährigen den Verstand; als man sie des Morgens fand, gab es weder Kläger noch

Zeugen gegen den Mächtigen, dessen Sommervilla nahe dem Dorf an der Straße nach Teanum prunkte.

Wiewohl jedermann den Sachverhalt kannte – es war ja nicht der erste Fall dieser Art –, verurteilte der Richter von Teanum den Bauern Marcisus wegen Verleumdung zu einer ruinierenden Geldstrafe. Noch am selben Tag beendete ein von der Erregung ausgelöster Schlaganfall das Leben des Verarmten. In jäher Aufwallung erhängte sich die Witwe..., und der anderntags zurückkehrende Siebzehnjährige stand vor dem Nichts.

Ein Fall unter vielen.

Mit leeren Händen gegen den Senator und dessen Advokaten anrennen? Er knirschte den lodernden Haß hinunter, akzeptierte den Gerichtsspruch und ging davon auf Nimmerwiederkehr. Aus Primus Marcisus wurde Servianus; und im Tempel des nahen Ausona schwor der junge Mann Rache, da es kein Recht gab.

Wenn jemand solche Mächtigen fällen konnte, dann waren es die verhaßten Träger des dreibuchstabigen Siegels. Er trat in das Kaiserliche Geheimbüro ein und hoffte auf Revanche.

Eines Tages entdeckte er eine bedeutungslose Verschwörergruppe. Der Spion nutzte die Gelegenheit mit allen Mitteln seines Amtes, verfälschte Beweise, manipulierte Indizien, bis alles echt wirkte... und dem damaligen Kaiser Vespasianus unterbreitet werden konnte: Hochverrat.

Daß Quintus Vescillus erst unter der Folter gestand, was er zuvor leidenschaftlich bestritten hatte, scherte niemand; in einem spektakulären Prozeß wurden er und ein Dutzend Mitwisser verurteilt und ans Kreuz genagelt. Servianus stand in der Reihe der Kronzeugen und sah dem langsamen Sterben des einst Mächtigen mitleidlos zu. Marcisa war gerächt.

Doch: Auf diesem Weg gab es weder ein Abweichen noch ein Zurück. Welch ein Leben! Niemand hielt ihn mehr für Mitte Zwanzig.

Der Spion versuchte sich das weiße, erloschene Gesicht der Schwester ins Gedächtnis zurückzurufen, die oft heraufbeschworene Rechtfertigung. Es mißlang. Immer mengten sich Tillias unbekümmerte Züge hinein.

Vergangenes war dahin, er mußte an die Gegenwart denken.

„Was ist zu tun?“ überlegte er halblaut. „Recht für alle muß man erreichen, alles übrige heißt nur neue Namen für das alte Elend ersinnen. Wie aber? Die Söhne des Feuers wissen keinen Weg dorthin. Gibt es überhaupt einen? Ging ich sechs Jahre lang in die falsche Richtung? Wäre es klüger gewesen, sich der ersten spontanen Revolte gegen die Willkür der Mächtigen anzuschließen und alsbald durch Schwert, Dolch oder am Kreuz zu sterben?“ Heftig schüttelte er den Kopf. Blinde Tat führte zu

nichts, auch der gerechteste Haß verlangte kaltblütige Verwirklichung. Andernfalls lebte Vescillus heute noch.

„Ich unterschlug Fakten, erklärte Mitwisser zu Schuldlosen und umgekehrt. In dieser Welt, wo das Recht der Macht gehorcht, ist Ehrlichkeit nichts als eine gefährliche Dummheit. – Mag sein, es gelingt mir, Tolumnius vor der Strafe zu bewahren. Er sucht wenigstens neue Wege und verdient deshalb eine Schonfrist, um seinen Verstand für Besseres zu nutzen. Das Mädchen? Nun ja...“ Servianus lächelte. Er lächelte selten so.

Von Westen her nahte ein Reiter. Die Rüstung verriet den Offizier, und der Spion erkannte bald den Hafenkommendanten von Neapolis. Die ungeliebte Arbeit rief. Noch einmal prüfte er, ab nirgends ein Lauscher weilte, dann trat er aus dem Versteck.

Der Präfekt zügelte das Pferd und erwiderte den Gruß, ohne seine Meinung über den Zivilisten aus der Miene zu verbannen. „Oberst Plinius Secundus aus Misenum befahl, dir zwei Briefe zu übergeben. Aber ich muß sichergehen, daß sie nicht der Verkehrte bekommt. Zeig mal deine Legitimation her, Bursche!“

Gleichmütig zückte Servianus die gestempelte Bronzeplatte.

„Kaiserliches Geheimbüro...“, hm. Ein Gestank ist heute in der Luft!“ Er spie aus. „Da, die zwei Rollen, Horcher!“

Auch diese Kränkung nahm der Blondschoopf hin. Selten behandelten ihn die höheren Offiziere anders. Dieser war nur deutlicher als seinesgleichen. Aber er brauchte ihn. Als er nach der vorigen, vierten Recherche, in Puteoli, die Nähe Misenums verließ, hatte er mit dem Stützpunktobersten ausgemacht, die einlaufende Post vorerst nach Neapolis weiterzuleiten. Es wäre hirnverbrannt, wollte er zu jeder Nachfrage fünfundzwanzig Meilen weit reisen. – Glücklicherweise existierte in Neapolis eine Außenstelle des Flottenkommandos. Deren Leiter benötigte nur wenige Meilen bis zum Treffpunkt.

Er entsiegelte die Briefe. Sulpicius Verus teilte lakonisch mit, in Präneste habe man drei Männer festgenommen, die der Rebellengruppe zuzurechnen seien. Indizien sprächen dafür, daß auch der gesuchte Gratha nächstens dort eintreffen werde. Man vermute ihn derzeit an der campanischen Küste; da er wohl gewarnt sei, müsse er im Fall einer Begegnung umgehend und um jeden Preis verhaftet werden. Fünf gefundene Adressen folgten – der Name Tolumnius aus Acerrä fehlte.

Das zweite Schreiben war die Kopie einer Aussage. Ein Kaufmann Cilnius Länas aus Vulci gab freiwillig zu Protokoll, er distanzieren sich von den Söhnen des Feuers, weil ihm bewußt sei, daß deren Ziele dem göttlichen Recht widersprächen. Daß sie gar Sklaven in ihre Reihen eingliederten, habe ihn veranlaßt, sich der Gnade des Kaisers... Servianus

las nicht weiter.

„Sulpicius ist soweit wie ich“, brummte er.

Der Offizier zuckte die Achseln. Seines Erachtens war dieser Kerl ein überflüssiges Werkzeug. Warum sonst hätte man explizit angewiesen, gerade ihm die angelaufenen Maßnahmen zu verschweigen?

Seit dem Morgengrauen herrschte sogenannter Stabsalarm. Versiegelte Befehle waren den Kapitänen von zehn zu einer Routinefahrt nach Stabiä ausgelassenen Kriegsschiffen übergeben worden: morgen bei Sonnenaufgang zu öffnen. Zu derselben Stunde würde die gesamte Marinebasis in Alarmzustand versetzt werden. Zwei Kohorten waren – angeblich zu Übungsmärschen – nach Atella und Nola unterwegs. Von dort aus sollten sie und auch die Seesoldaten der Penteren den Vesuv weiträumig einkreisen und das Waldgebiet durchsuchen.

Was dort zu finden war, deuteten die Befehle nur an; der Präfekt war gescheit genug, um durchaus richtig zu mutmaßen. Es ging um jene Unruhestifter, von denen in Campanien getuschelt wurde. An Soldaten und Offiziere waren Aufrufe zum Beitritt verteilt worden – erfolglos, soviel er wußte. Weniger klar war ihm, weshalb das Kaiserliche Geheimbüro einen weitgehend bevollmächtigten Agenten entsandte, ihn jedoch desavouierte. War man einem Verräter auf der Spur? Dann freilich...

„Hast du mir eine Meldung zu machen oder eine Antwort für deinen Vorgesetzten zu übergeben?“

„Erst in drei oder sechs Tagen.“

„Das dachte ich mir gleich.“\* Um den Mund des Reiters zuckte Hohn. Der Verräter wollte offenbar Zeit gewinnen.

„Wieso?“

„Ich meine..., daß ich noch einmal Zeit vergeuden muß.“ Er sagte es etwas zu hastig und blickte ringsum. „Hast du sonst noch deinen Mund aufzutun?“

„Nein.“

„Ist besser so.“ Gruflos wendete der Präfekt das Tier, trieb es an und sprengte in leichtem Galopp nach Neapolis zurück. Eine Staubwolke verdeckte ihn bald.

Servianus krauste die Brauen. Nanu? Das Verhalten des Offiziers weckte Verdacht. Da glomm nicht bloß die übliche Feindseligkeit zum SOC, da schwelte mehr. – Was lief da an ihm vorbei? Betraf es die Söhne des Feuers? Warum hatte Sulpicius Verus zum Geschehen in Präneste nur Stichpunkte und nicht wie im Fall des Cilnius Länas eine Protokollabschrift geschickt? Fünf campanische Adressen – und die von Tolumnius fehlte, obwohl man ihn gerade auf die Spur der Leute dieses Namens gesetzt hatte! Das konnte Zufall sein, ebensogut aber auch etwas

ganz anderes. – Es gab noch einen Anlaß. Heute früh beim Amtssekretär der Duumvirn, als er sich ausgepriesene Grundstücke bei Acerrä nennen ließ, hatte er gemerkt, daß dort jemand vorgesprochen hatte. Der Beamte, der seine Abneigung gegenüber dem SOC nicht verhehlte, deutete an, wonach jener gefragt hatte. Offensichtlich nicht nach Tolumnius, sondern – nach ihm! Das stützte zwar die Legende des halb verbannten Senatschreibers, hieß aber auch: Überwachung, Mißtrauen, Feindseligkeit.

Wollte sein Chef dasselbe Manöver veranstalten wie damals er gegen Senator Vescillus? Ihn in eine Falle locken und hinterher als Verräter präsentieren?

Wenn das zutraf, befanden sie sich alle in Gefahr: er, Tolumnius und sogar Tillia.

Besorgt lenkte er seine Schritte nordwärts.

#### *24. Augustus 832 a.u.c.*

Als die Sonne im Osten über die hirpinischen Berge stieg, standen sechs Männer, ein gutes Dutzend Maultiere und drei Pferde auf der Lichtung am Zugang zum Felsenlabyrinth. Gratha mochte keine Zeit verschwenden. In Pompeji hatte er die bestellten Waffen abgeholt und unter dem Schutz zweier Bundesmitglieder aus der Stadt vorausgeschickt. Um den bedeutsameren Transport des feuerspeienden schwarzen Pulvers wollte er sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit kümmern können.

„Beginnen wir mit dem Aufladen, Tolumnius.“

Der Alte war nicht bei der Sache. Servianus' Erläuterungen rumorten in seinem Kopf. Zwei durchgrübelte Nächte hatten ihn kaum weiser gemacht. Standen die Söhne des Feuers bereits auf verlorenem Posten? In einem hatte der Senatssekretär zweifellos recht: Niemand wünschte, daß zahlreiche Unfreie mittaten; es galt ja nur, Rom zu stürzen. Das siegende Etrurien würde – wie einst – auf Sklaverei bauen. Weshalb sollten die Unterworfenen angesichts dessen für die Rebellion eintreten? Sie aber bildeten die Majorität.

Letzte Nacht war eine Frage dazugekommen. Warum gerade Osker und Etrusker? Alte Alliierten, nun wohl. Waren die letzten der im Bundesgenossenkrieg massakrierten Samniten etwa in anderer Lage? Allen Armen ging es so. Pro forma waren Reich und Arm als römische Bürger gleich. In der Praxis sah vieles anders aus. Was hatten die Söhne des Feuers unternommen, um diese Mitgekränkten zu gewinnen? Nichts. Ein böses Zeichen.

„Tolumnius, du träumst noch!“

„Wie? Ja... Ach so, ich habe doch die ganze Nacht in der Höhle

gemischt, bin noch hundemüde. Fangen wir an!“

Die einen prüften den Zustand der Packsättel, die anderen verschwanden im Stollen. Sorgenvoll bedachte Gratha den Heimweg. Zwar konnte man seine gut gefälschten Legitimationsurkunden auch so interpretieren, daß er Lasttiere und Knechte mit sich führte. Wie aber, wenn ein Streifenführer unter dem Vorwand der Suche nach flüchtigen Sklaven alles Gepäck zu visitieren begehrte? Sein Kredit war für den Waffenkauf aufgebraucht worden; was blieb, reichte eben für die Reise nach Präneste, nicht für Schmiergelder. Eine Durchsuchung aber... Das schwarze Pulver und die vorbereiteten Bronzefäßchen mit ihren Luntten mußten einfach Verdacht wecken. Von da bis zur vorläufigen Festnahme war es ein verdammt kurzer Schritt..., und in jedem Amt lag die außerordentlich präzise Personenbeschreibung des gesuchten Mörders Gratha.

Wenn auch! Das Resultat lohnte höchsten Einsatz. Dieses Pulver würde dem Aufstand zum Sieg verhelfen.

Der erste Sack wurde aus der Kluft herbeigeschleppt, man hob ihn auf ein Maultier. Noch verzurrten zwei Männer die Last, als ein Bursche den Pfad von der Aqua Serino heraufgerannt kam. „Legionäre auf dem Weg durch die Obstplantage!“

Nervöse Finger nestelten bereits an den Schwertern.

„Noch kein Grund zur Sorge“, erwiderte Gratha bleich. „Geh zurück und beobachte, ob man über den Aquädukt hinweg vordringt. Womöglich ist es bloß eine Übung. – Du spähst, ob der Weg nach Herculeum frei ist!“ bedeutete er einem zweiten Halbwüchsigen.

Die beiden verschwanden im Unterholz.

„In dem Gestrüpp findet uns niemand!“ meinte ein Älterer.

Das beruhigte den Etruskerführer nicht. Mochten sich die Leute verbergen – sobald die Römer die Pferde und Maultiere fanden, wurde Alarm ausgelöst und das Gelände durchkämmt.

Fast gleichzeitig kehrten beide Späher zurück. „Überall streifende Legionäre!“

Einer hatte auf einer Felsnase hoch über ihnen gestanden, er sprang herab. „In der Bucht kreuzen Kriegsschiffe.“

Damit war alles klar. Man entblößte die Klängen und suchte geeignete Plätze für den letzten Kampf. Bei den Verhältnissen konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Wenigstens sollten soviel Feinde wie möglich den Pfad zur Unterwelt säumen.

„In die Höhlen!“ empfahl Tolumnius.

„Dort saßen wir wie Mäuse im Loch, davor die Katze“, erwiderte Gratha, dem vor einer neuen Wanderung ins Dunkel graute.

„Zugegeben. Aber wissen wir, wonach die Legionäre suchen? Es

kann doch sein, – sie freuen sich, stehlen die herrenlosen Tiere und machen sich davon. Ein kleines Opfer um hohen Gewinn!“

Verrat! urteilte der Mann aus Tarquinia im stillen. Wäre es sonst möglich, daß die Römer ausgerechnet unseren Schlupfwinkel einkreisen? Wer ist der Schuft? Doch es war ohnehin nichts mehr zu ändern.\* „Du hast recht, Tolumnius. Vorwärts, zeig uns den Weg! Ihr jagt die Tiere bergab – die Legionäre sollen sie nicht gerade hier aufgreifen!“

Der Pulversack wurde wieder abgeladen. Einer nach dem anderen drängten sich die Rebellen in die Kluft hinter dem Strauchwerk. Hundert Schritt weiter verschwanden sie im Stollen. – Als letzter zog Tolumnius den Block vor die Öffnung. Er glaubte bereits das Rasseln und Knirschen von Rüstungen zu hören...

Nur wenige Verschwörer bewahrten kühles Blut, während sie im Schein von Fackeln und Öllämpchen durch den Tunnel krochen, überflüssigen Lärm vermeidend. Die geistergläubigen Etrusker scheuten das Dunkel.

„Vorsicht mit dem Licht!“ sagte Tolumnius, als sie im Natursaal waren. „Wenn Feuer an die Säcke mit dem losen Pulver kommt, geht’s uns ans Leben. – Legt die Packen in den Gang zum Bach! Tut ein paar große Steinplatten davor – besser ist besser, auch ein paar darauf, zur Tarnung. Wir müssen uns in acht nehmen. – Wie denkst du, Gratha?“ fragte er gedämpft.

Gratha zögerte. Dann überwand er sich – unmöglich konnte dieser alte Mann der Verräter sein. „Wir stehen wohl auf verlorenem Posten, Bruder. Ein Zuträger muß den Legionären unsere Spur gewiesen haben. Vermutlich wissen die Römer, daß wir hier sind. Sie werden warten, bis uns Hunger und Durst aus dem Höhlenversteck...“ Er kam nicht zu Ende. Schwefeliger Dampf drang aus den Spalten und ließ ihn unter quälendem Husten verstummen. Obwohl der Vulkan nur einmal atmete – grenzenloser Schrecken hatte fast alle erfaßt.

„Raus und im Licht sterben!“ schrie einer.

„Lieber mit dem Schwert in der Hand umkommen als hier verrecken!“ rief ein anderer.

„Ruhe! Verdammt, Ruhe! Bei Phersus Macht, still! Niemand wird zugrunde gehen, wenn wir jetzt nur aushalten!“ überbrüllte Tolumnius sie alle. „Kein Römer kennt diese Höhlen. Wir haben Zeit und werden einen Fluchtweg finden.“

... und schlimmstenfalls blieb genug Zeit, die Pulvorräte anzuzünden, auf daß Freund und Feind in einem Feuerblitz umkamen!

Mit seiner Öllampe leuchtete er in die Gesichter der Verschworenen. Etliche blickten mutig drein, in einigen Mienen las er dumpfen Trotz, viele waren voller Angst. Etwas mußte geschehen.

Tolumnius entsann sich der Jahre als Centurio und schwang sich auf einen Stein. „Untätigkeit lähmt die Kraft. Verteilen wir die Aufgaben, Brüder! Einer von uns – am besten du! – geht zurück und bespät die Römer durch die Felsspalten.“ Er wandte sich zu einer Nische und holte eine Papyrusrolle heraus. „Da, der Plan der Höhle. Wie ihr seht, ist ein großer Teil unerforscht – mir fehlte die Zeit. Ich wette, mancher Gang endet im Freien. Wir sollten zu dritt oder zu viert...“

Im Laufschrift kehrte der Bursche vom Eingang zurück. „Sie haben die Maultiere zusammengetrieben und folgen den Fußspuren in der Kluft. Ich hörte einen Offizier den Soldaten erklären, sie müßten in jeden Felsritz sehen, weil in diesem Labyrinth Banditen versteckt seien...“

„Selber Banditen!“ murmelte jemand.

„Der Eingang ist zuverlässig getarnt“, sagte Tolumnius ruhig. „Kehre auf deinen Posten zurück! Wir prüfen die Stollen.“

Unausgesprochen der Feigheit bezichtigt, senkte der Bursche den Blick. Hastig drehte er sich um, trat auf dem unebenen Höhlenboden fehl; strauchelte und haschte nach einem Halt. Dabei riß seine Hand eine Fackel aus der Wandfuge.

Das brennende Holz polterte auf einen prallgefüllten Sack.

„Nein!“ brachte Gratha hervor.

Mit einem Schreckensruf stürzte sich Tolumnius auf das Feuer. Doch er kam zu spät.

Eine Feuerwand schoß hoch, glühende Fetzen flogen umher, beißender schwarzer Qualm füllte den Raum. Alsbald flackerte es unheilrohend in der Felsspalte, wo der aufgestapelte Pulvervorrat lag – einige Luntten hatten sich entzündet... Eine weißgelbe Stichflamme zerschnitt die Dunkelheit; furchtbar donnerte die Detonation. Eine Druckwelle ließ das Gewölbe wanken. Risse klafften, ein Steinregen ergoß sich auf die Menschen. Krachend barsten Pfeiler und Decken und brachen prasselnd zusammen; und abermals blitzte es auf, neue Lawinen polterten.

Ein Riß durchzog die zehn Schritt dicke Zwischenwand; Wasser rann, quoll, sprudelte heraus, erweiterte den Spalt – und dann ergoß sich der Bach in die Höhle, füllte sie rasch und stürzte schließlich in jenes schwarze, warme Loch, dem glühenden Herzen des schlafenden Berges entgegen.

„Gib acht, Tillia. Wenn dein Adoptivvater sieht, daß du handbreit neben mir auf ein und demselben Feldstein sitzt, schickt er dich unverzüglich ins Haus!“

Servianus blickte lächelnd zum Vesuv hinüber, nur selten bedachte er die Straße nach Neapolis vor ihnen mit einem Blick. Sie saßen auf

einem Hügel vor dem Ortseingang, mühelos waren das Gut des Cornelius Lentulus und die Abzweigung zu sehen.

Es hatte sich ein wenig abgekühlt, seitdem der Nordwind von Capua her wehte, den Himmel leerblies und den Staubdunst vertrieb; frischer atmete sich die Luft, als wäre sie neu.

„Onkel Tolumnius war gestern abend zu einem alten Kameraden zum Umtrunk geladen. So bald kommt er nicht zurück.“

„Äußerst begreiflich“, meinte der Römer schmunzelnd. Nichts in seiner Miene verriet, daß er es besser wußte; Tolumnius war im Bergwald zur Nacht geblieben. Doch wo und warum? Wenn er das herausbekäme! Womöglich war es schon zu spät.

Früh am Morgen hatte ein großer Trupp Soldaten aus Atella den Vicus passiert. Gruppenweise schwenkten sie von der Neapolitaner Straße ab und drangen ins Vorland des Vesuvs ein.

Sie würden unterwegs Tolumnius aufgreifen. Konnte er sich rechtfertigen? Es wäre zu wünschen, auch um seiner selbst willen. Denn wozu diente die Aktion? Und warum hatte niemand ihn unterrichtet? War dies das Mehrwissen des Präфекten? Unlogisch – es sei denn, Sulpicius Verus wollte ihn hinterher als Sympathisanten der Söhne des Feuers opfern. Zuzutrauen war ihm das.

Er, Servianus, vermochte nichts auszurichten. Die Feldoffiziere würden seiner Warnung vor einer neuen Waffe keinen Glauben schenken, ihn nicht einmal anhören, geschweige denn ihm gehorchen – zumal er keine genauen Angaben machen konnte. Überdies stand dahin, ob man die Rebellen nicht zu Recht verhaftete... Wie dem auch sei, vom Gesichtspunkt des Kaiserlichen Geheimbüros war seine Mission abgeschlossen. Der stets erfolgreiche Servianus würde erfolglos heimkehren. Ob ihm seine erste Niederlage Nachteile bescherte?

Eine Zeitlang in ihren Reihen, und ich hätte herausbekommen, ob die Söhne des Feuers einer weitsichtigen Planung zugänglich sind. Doch jetzt ist es zu spät.

„Kannst du noch lange hierbleiben?“ fragte Tillia. Es klang allzu beiläufig. „Du sprachst von einer Dienstreise...“

„Spätestens übermorgen kehre ich heim. Ob dort bereits meine Entlassung wartet – die Götter wissen es.“

In Wirklichkeit hätte er den nächsten Tolumnius überprüfen sollen, einen Schuhmacher in Pompeji. Doch angesichts des Geschehenen würde er unterwegs verschwinden und auf eigene Faust ermitteln, was Sulpicius Verus gegen ihn unternahm. Hinterher konnte er die Resultate dem ihm gewogenen Kaiser Titus Flavius vorlegen oder aber auf Nimmerwiederkehr davongehen, unter anderem Namen in eine ferne Provinz. Nur – Tillia...

„Fandest du bisher keine Arbeit?“

„Arbeitsstellen gäbe es genug, Gutsschreiber oder so etwas.“

Der Einfall kam plötzlich. Angenommen, es gelang ihm, Tolumnius zu verbergen; wie, wenn dieser eine neue Geheimorganisation gründete zukunftsträchtig und damit für ihn akzeptabel? Dem ehemaligen Centurio traute er es jedenfalls als erstem zu. – Dann wäre sein Platz bei ihm, um Erfahrung im Metier und die bisweilen notwendige Gewissenlosigkeit einzubringen.

„Ich möchte meine Zeit nicht verplempern, darum ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.“

„Daß du bei deinen Kenntnissen nicht einfacher Gutsschreiber sein willst, sehe ich ein. Aber du mußt doch mehr wissen als das, was du *nicht* tun willst.“ Tillia lächelte. „So ungefähr sagte es Onkel Tolumnius gestern.“

Servianus zuckte zusammen. Bei den Göttern! Fiel sein Vorwurf so auf ihn zurück? Berechtigt war es, ihm das zu sagen. Er hatte dies und das verworfen und also verraten. Aber wonach er strebte, war ihm kaum mehr als ein Schemen.

Gerechtigkeit – eine Phrase, wenn man nicht präziserte: wie, für wen und mit welchen Grenzen! Er hatte es nie bis ins einzelne durchdacht. Aber andere, ebenso zukunftsblind, waren auf Grund seiner Berichte verurteilt worden! Gleich heute würde er...

Fernes Grummeln hallte herüber wie das Krachen eines zusammenstürzenden Hauses. Ein Gewitter? Nein, der Himmel leuchtete klar.

„Wenn man mich hinauswirft, komme ich zurück“, sagte Servianus obenhin.

„Es wäre schön.“ Tillia wandte ihren Blick rasch ab; sie hatte zuviel ausgesprochen, ein Mädchen durfte das nicht tun.

Erstmals wußte Servianus nichts zu sagen. Er blickte sie an. Sollte wahr werden, was er längst abgeschrieben hatte? Er, vielfacher Mörder und...

Urplötzlich malte sich tiefster Schrecken auf ihrem Gesicht ab. Sie preßte die Hand vor den Mund.

Zu jeder Minute seines Lebens auf der Hut, sprang Servianus auf, die Hand schon am Dolch. Was sich aber seinem Blick darbot, ließ ihn die Waffe vergessen und entsetzt auf den Vesuv starren.

Aus dem Kegelpfahl stieg eine schwarz und gelb geflammte Säule empor, wuchs und weitete sich in erschreckender Lautlosigkeit. Allmählich nahm das Gebilde die Gestalt eines gezackten Kelchs, eines Pilzes, dann die einer windzerzausten Pinie an. Punkte mit Rauchspuren lösten sich von der Masse und flogen weit ins Land.

Dumpfes Grollen und Donnern zerriß die Stille, anders und viel lauter als vorhin. Ein Zittern durchlief den Erdboden, so daß es ihnen schwindelte; Geräusche wie Knistern und Bersten folgten, in ihrer Unerklärbarkeit dreifach drohend.

„All ihr Götter, was ist das?“

Tillias Schrei löste den Schock. Nun vermochte Servianus wieder zu denken. Er blickte sich um. Ringsum flüchteten die Bauern oder bargen sich in den Häusern. Zusehends füllte die schwarze Wolke den Himmel. Wie die Hand eines zürnenden Gottes senkte sie sich, um die Welt zuzudecken. Es heulte und krachte. Gleich Ballistengeschossen kamen Steine herabgeflogen und schmetterten in die Erde, auf die Straße, in die Bauwerke, in die Bäume. Heiße Asche regnete nieder und sammelte sich rasch in den Falten der Toga. Ein schweflig-brandiger Geruch breitete sich aus. Fauchend schlug ein Stein zehn Schritt entfernt in einen Reisighaufen. Alsbald stieg Rauch empor, Flämmchen züngelten. Ein zweiter Stein schleuderte alles auseinander.

Dichter und dichter fallend, hemmten die grauschwarzen Ascheflocken Blick und Atem. Zwischen den Zähnen knirschte es, Geschmack und Geruch erregten Übelkeit.

Ein Schauer hagelschloßengroßer Steine prasselte auf sie nieder. Unwillkürlich riß Servianus Tillia an sich und schützte sie mit dem Körper vor den schmerzhaften Schlägen der heißen Steine. „Wir müssen nordwärts, dem Wind entgegen, nach Acerrä, vielleicht noch weiter, solange wir laufen können.“

„Ich muß den Onkel suchen!“ Tillia schüttelte die Asche vom Kleid und hustete.

„Keine Sekunde dürfen wir verlieren, komm!“

„Onkel Tolumnius braucht mich.“

„In diesem Chaos findest du ihn nie. Womöglich weilt er längst unter den Toten. Sieh doch!“

Eine Salve rotglühender Steine heulte herab und donnerte in den Vicus. Dächer stürzten prasselnd ein, Mauern barsten und fielen in sich zusammen. Flammen schlugen in den stumpfschwarzen Himmel.

„Das Ende der Welt ist da!“

Aus dem brennenden Obstgut wankte waffenlos ein Legionär. „Zu Hilfe!“ ächzte er. „Bringt mich ins Freie! Ich kann nicht mehr.“ Würgender Husten unterbrach ihn.

„Wie sieht’s im Wald aus?“ schrie Servianus.

„Alle tot, alle...“ Der Soldat griff sich an die Kehle, ein verzweifelt Atemsuchen ließ den muskulösen Körper erzittern, dann brach er vornüber und rasselte zu Boden. Schon bedeckte eine schwärzliche Schicht seinen Leib.

Ein Donnerschlag übertönte das raschelnde Rauschen des Ascheregens. Wieder prasselten glühende Steine nieder, doch keiner traf sie. Tiefer, stumpfer und erstickender wurde die Finsternis. Es war, als ständen sie in einem fensterlosen Raum.

„Komm!“ Servianus blickte sich besorgt um.

„Hast du denn kein Herz im Leib, daß du so dastehst?“ schrie sie und wollte zum Bauernhof rennen.

Mit rascher Bewegung hielt er sie fest. „Gerade mein Herz befiehlt mir, dich nicht ins Verderben laufen zu lassen. Wir wollen leben!“ Er umklammerte ihren Arm und zog die Schluchzende mit sich.

Die Straße entlang war es wohl am sichersten; und irgendwo mußte die Nachtdecke ein Ende finden... Eine Meile, zwei, fünf.

Kein Blick galt dem in schwarzen Nebel verschwundenen Berg.

Ich wette, dachte Servianus, daß das mit der neuen Waffe zu tun hat, von der Tolumnius sprach. Wenn ich bloß wüßte, was und wie! Ist sie das gar selbst? Dann hat das Feuer die eigenen Söhne gefressen. Womöglich ist es das beste. Um diese Welt zu verbessern, bedarf es nicht neuer Waffen, sondern neuer Ideen.

Und ausgerechnet der Mörder und Verräter Servianus entkommt? Moment! Niemand weiß das! Für das Geheimbüro bin ich tot wie die vielen. Ich kann also leicht den Weg des Servianus verlassen und irgendwo anders wieder Primus Marcisus werden – mit Tillia auf einem neuen Weg gehen. Ist das Geschehene gar ein Wink der Götter, daß meine Forderung nach besserer Planung berechtigt ist? Daß meine Suche dereinst Erfolg haben wird?

Tillia wehrte sich jetzt nicht mehr, sie ging stumpf mit.

Hinter den Flihenden tobte der Vesuv und breitete sein aschenes Leichentuch über Pompeji und dessen Umgebung.

1985

# Rolf Krohn

## DER ARZT

### I

In der Ferne schreit ein Tucos. Mich fröstelt bei der Vorstellung, dieses alptraumhafte Tier könnte in den Lichtkreis meiner Nachtlampe treten. Ein bepelzter Greiffrüßel, dazu zwei dolchartige Hörner auf der Stirn, gegen die das erfaßte Opfer geschleudert wird – und erst die gelben Reißzähne! Aber der Tucos fürchtet sich, näher zu kommen. Die Feuer auf den Wachtürmen am Ortsrand und der monotone Ruf der Legionäre schrecken ihn ab.

Wir sind nicht wehrlos. Optimus Taurus hat schon drei dieser Raubtiere erlegt, andere Jäger töteten hier und dort eins... Mir scheint, die Bestien beginnen uns zu meiden.

Spät ist in diesem Jahr der Frühling eingezogen, doch seit einigen Tagen weht ein weicher Südwind und treibt den würzigen Duft der Cystalla-Büsche mit sich. Trotz ihrer Fremdheit erinnern mich die großen, dunkelblauen Blüten an die Heimat, an die Gärten und Obstaine Hispaniens. Vielleicht liegt das an der Jahreszeit. Sieben Sommer ist es jetzt her...

Der Schrecken blieb hinter uns und in uns begraben, die Angst wich der Neugier, der Alltag forderte seine Rechte. Die Ordnung ist seit langem zurückgekehrt, die alte, gewohnte Ordnung. Tagsüber denkt wohl kaum jemand an den Schock, aber in den Nächten...

Ich, Sabinus Julius, Freigelassener und ehemals Leibarzt des großen Julius Cäsar, glaube zu wissen, daß dieses Frühjahr mein letztes sein wird. Cassia will es mir ausreden, die anderen ahnen nichts. Doch ein Arzt sollte die Stunde kennen, die ihm bestimmt ist – oder er ist ein Schwätzer. Ich habe in Pergamon viel gelernt.

Schwäche füllt meine Adern mit Blei, lähmt die Sehnen und ermüdet den Willen. Ist das eine Krankheit, ist es das Alter, ist es eine unwissentlich verzehrte Giftpflanze? Gleichviel. – Wenn ich vor meinem Tod noch reden will, muß es bald sein. Ich glaube: Es muß heraus. Sieben Jahre sind genug und zuviel. Ich trete auf die Terrasse, atme tief die Düfte der Nacht. Meine Augen wandern zum Himmel, zur roten Mondsichel. Was wird werden? Gibt es ein Zurück? Hätte ich früher sprechen sollen? Fragen ohne Antwort.

Mit niemandem darüber reden zu können ist bedrückend; ich weiß

heute, weshalb *er* mir das Vergessen empfahl. Selbst wenn ich mein Versprechen bräche – wer fände Rat? Es gibt keinen, die einzige Folge wäre Hoffnungslosigkeit. Besser, wenn den anderen mein Wissen erspart bleibt. Etwas nicht zu wissen ist bisweilen segensreich. Jeder Arzt kennt diesen Grundsatz. Indes – gilt er auch für die Enkel und Urenkel? Gilt er erst recht vor dem ewigen Urteil der Geschichte? Oder wird man mich dereinst einen Feigling schimpfen? Vielleicht gibt es einen dritten Weg. Ich verwalte das Archiv des Jupitertempels. Man könnte die Niederschrift all meiner Erlebnisse in die Akten schmuggeln. Irgendwann wird man sie lesen und dann... für ein Märchen halten. Heute würde mein Wort geglaubt, aber die Künftigen kennen mich nicht. Hat das somit Sinn? Man muß es durchdenken.

Wieder brüllt der Tucus aus den Schluchten des Weißen Berges. Meinem ungeschulten Ohr scheint es, als ob er sich entfernt; das Tier hat wohl erkannt, daß hier keine leichte Beute zu finden ist. Morgen werden die Jäger aufbrechen und nach seiner Fährte suchen. Gekochtes Tucusfleisch schmeckt zarter als die feinste Delikatesse, aber die Bestie ist gefährlich wie ein ganzes Rudel germanischer Wölfe.

Die Müdigkeit in mir ist stark und schwach zugleich, denn Neugier und Alter kämpfen um die Herrschaft. Hinlegen? Wenn ich schlaflos liege, wird Cassia alsbald erwachen. Es ist besser, wenn wenigstens sie sich ausruht. Primus und Julia beanspruchen sie ohnehin zu sehr. Und schon am Morgen werden die Kranken unser Haus von neuem belagern. Vorderhand ist sie meine einzige Hilfe, denn Cäsonius muß noch zuviel lernen. Er ist freilich nicht dumm... Es wäre mir ja lieber, mein Wissen meinem Sohn zu vererben; doch ich fühle, die Zeit fließt mir davon. Mag es also ein Freigelassener sein. Auch ich war einmal Sklave. – Die ganze Wahrheit darf ich Cäsonius nicht sagen, sowenig wie meinem Freund Marcus Verus oder meiner geliebten Cassia. Wozu ihnen den Schlaf rauben?

Daß Marcus Verus keine Erklärung für das seltsame Ereignis fand, wundert mich nicht. Zeitlebens war er Soldat – ein guter Soldat, der es immerhin bis zum Tribun und Ortskommandanten von Taltesa brachte -, doch nie ein grübelnder Sucher. Ich bin in jeder Beziehung sein Gegenteil. Ich lernte bei den Griechen die Logik.

Das ist es eben.

Ich glaube nur, was ich sehe; noch nie aber sah ich einen Gott. Wenn es Götter gibt, müssen sie irgendwie... anders sein. Nicht wie *jene*. Können göttergewollte Gesetze überhaupt existieren? Cäsars Hausbibliothekar meinte einmal, mit solchen Ansichten wäre ich bei Spartacus willkommen gewesen. Das mag zutreffen.

Nein, wir sind damals nicht gestorben, wie Marcus Verus und die

meisten annehmen. Dies ist nicht die Welt der Toten. Mancher von uns verunglückte seither und starb. Kann ein Toter zum zweitenmal sterben? Außerdem fühlen wir uns so wie früher. Der Puls klopft, ich atme, ich denke, Kinder werden geboren... Das soll der Tod sein? So weit denkt zum Glück niemand. – Die anderen halten es für Zauberei, für Dämonenwerk. Vielleicht würde ich das trotz aller Logik ebenfalls geglaubt haben...

Doch ich weiß, was wirklich geschah. Wenn mein Gewissen mir erlaubte zu sprechen, könnte ich eine ungeheuerliche Geschichte erzählen. Ohne Beweise ist sie eine Sage, fast ein Märchen. Aber erschreckend logisch.

Angenommen, ich entschlösse mich dazu, sie aufzuzeichnen – was wäre zu schreiben?

## II

Damals kämpften die Legionäre gegen die letzten versprengten Scharen der aufständischen Galicier. Obgleich der Krieg in den Pyrenäen längst zu unseren Gunsten entschieden war, hatte die Provinzialregierung im fernen Tarraco\* der Siedlung Taltesa einen Offizier als Ortskommandanten vorgesetzt. Erst nach der Befriedung der Region würde es wieder Zivilbeamte geben. Das konnte noch Jahre währen.

All das kam mir zupaß. Zwar hatte ich sämtliche Spuren sorgsam verwischt, und sicherlich suchte niemand ausgerechnet im entlegenen Hispanien den flüchtigen Leibarzt Cäsars; doch in dem Augenblick, da ich einen festen Wohnsitz erwarb, würden die zuständigen Beamten Fragen stellen und eventuell Nachforschungen anstellen – falls ihnen nämlich meine Antworten ungenügend erschienen. Den vom Vorgänger übernommenen Amtsschreiber aber forschte niemand aus. Er gehörte sozusagen zum Inventar.

Zum Glück fragte Tribun Marcus Verus wenig, als ich ihn um den frei gewordenen Posten ersuchte. Er glaubte mir, daß ich von Pergamon käme. Mißhelligkeiten mit Vorgesetzten waren ein begreifliches Motiv, fortzugehen; und daß ich darüber den Mund hielt, galt in den Augen eines Soldaten sogar als ein Pluspunkt. Obendrein tat ich einiges gegen seine Leiden – ein aus Germanien mitgebrachtes Rheuma und schlecht verheilte Kriegswunden – und sicherte mir damit sein Wohlwollen. Er wunderte sich jedenfalls nie über meine medizinischen Kenntnisse und glaubte, ich hätte den pergamenischen Ärzten Tricks abgesehen.

---

\* Heute Tarragona, Stadt in Nordostspanien.

Ich hatte Lohn und Brot und ein Zuhause.

Eines Frühsommertags waren Verus und ich dabei, einen Weinkrug zu leeren und von alten Zeiten zu träumen. Da meldete der diensttuende Legionär Optimus Taurus einen Fremden.

Natürlich betrachtete ich jeden Fremden, der sich nach Taltesa verirrt, voller Mißtrauen. Octavianus Augustus suchte die letzten Mittäter der Verschwörung gegen seinen Stiefvater; und jedermann wußte, daß zu ihnen ein gewisser Sabinus Julius, Cäsars Leibarzt, gehört hatte. Freilich verloren sich dessen Spuren in Campanien. Wie weit trieb Roms neuer Diktator seine Nachforschungen? Zwar wußte außer Cassia kein Mensch in Taltesa, daß der Amtssekretär Rufus früher einmal Sabinus Julius geheißt hatte. Aber wenn es ein böser Zufall wollte, drohte mir Gefahr.

Verus' Gedanken liefen einen anderen Weg. Ich las sie auf seinem Gesicht. Man munkelte, eine Finanzrevision stehe ins Haus. Der Tribun sollte ihr besorgt entgegensehen. – Fremde Neugierige – eventuelle Spione der Provinzialverwaltung – mußten ihm daher von vornherein mißfallen. Aber Weitsicht war nie seine Stärke, und ich ahnte nicht, was er plante. Zumindest nichts Durchdachtes.

„Herein mit ihm!“\* sagte er zu dem Legionär.

Der Fremde verharrete an der Tür und riß die Hand zum römischen Gruß empor. „Ich grüße dich, Oberst Marcus Verus, Statthalter der blühenden Stadt Taltesa!“

Taltesa war vom Stadtrecht ebensoweit entfernt wie wir von der Unsterblichkeit, genausowenig besaß mein Gönner den kleidsamen Amtstitel eines Statthalters; doch dergleichen Schmeichelei gehörte zum Ritual eines Bittstellers.

„Man nennt mich Durgal.“

„Ich grüße dich, Durgal“, murrte mein Dienstherr, ohne sich zu erheben, und betrachtete ihn abschätzend.

Durgal war von durchschnittlicher Gestalt, etwas füllig, äußerlich sonst unauffällig. Seine Redeweise hingegen – solch ein Latein hatte ich noch nirgends gehört, obgleich Cäsars Gesprächspartner aus allen Teilen der Welt gekommen waren. Indes war der Akzent nur das eine. Viel eigentümlicher schien mir, daß die Worte irgendwie... eintönig klangen: fast so, als läse Durgal einen Text vom Blatt, ohne seinen Inhalt zu kennen.

„Was wünschst du?“ fragte Verus.

„Ich studierte die Heilkunde und will sie jetzt anwenden. Da ich mich dazu in der Stadt Taltesa niederlassen möchte, wünsche ich dem Vertreter der Staatsgewalt meine Ehrerbietung zu Füßen zu legen“, erwiderte Durgal in derselben monotonen Redeweise. „Man sagte mir, es seien gewisse Formalitäten zu erledigen. – Ich möchte mit meiner Arbeit

so rasch wie möglich beginnen. Die Zeit drängt nämlich, weil aus dem Süden eine Seuche naht. Taltesa wird einen Arzt brauchen.“

Eine Seuche? Bei Äskulaps Schlangenstab! Davon wußte ich nichts.

Zehn gegen eins: Dieser Mensch war ein Schwätzer und Kurpfuscher wie die meisten seinesgleichen, wie auch die beiden Ärzte Taltesas. Verständlicherweise lag gerade mir nichts daran, ihn zu widerlegen.

Manches sprach freilich für ihn. Zum ersten die mangelhafte Beherrschung des Lateinischen – er mußte von weither kommen. Das setzte Geld und einiges Können voraus. Zum zweiten dürfte ein Dummer besonders um Seuchen einen weiten Bogen schlagen. Vielleicht sollte ich mich mit ihm unterhalten, natürlich unverbindlich – der Ortsschreiber mit dem Ortsheilkundigen.

Verus machte ein ernstes Gesicht. „Sicher weißt du, daß du zur Ausübung deines Berufs in Kriegszeiten eine Lizenz brauchst.“ Ich sah dem Oberst bei dieser Lüge förmlich an, wie zufrieden er über die Zusatzsumme für seine Kasse war. Gönner hin und her – einen Atemzug lang hätte es mich gefreut, wenn Durgal auf die Rechtslage verwiesen hätte: Es gab keinen Kriegszustand in Taltesa, weil Rom überhaupt keinen *Krieg* führte. Jedenfalls nicht gegen die Galicier. Das war eine simple Ordnungsaktion unter dem Befehl eines Proprätors.

Doch vom römischen Gesetz wußte der Fremde offenbar wenig. „Das ist mir bekannt, großmächtiger Oberst“, leierte er und zog einen Lederbeutel aus dem rötlichbraunen Gewand. „Ich möchte die Summe so rasch wie möglich bezahlen, damit alles seine Ordnung hat.“

„Wohl gesprochen. Rufus wird es erledigen.“

Bei Jupiter! Was sollte ich schreiben, da das Gesetz solch eine Lizenz gar nicht kannte? Die Kopie im Archiv konnte man ja verschwinden lassen, aber das Original durfte keinen Beweis liefern, daß Tribun und Ortsschreiber etwa Bestechungsgelder annahmen – und das kurz vor einer Inspektion! Verus blitzte mich an. Daraufhin verfaßte ich einen möglichst unverfänglichen Text in zweifacher Ausfertigung.

Durgal überflog den Inhalt und nickte. Anstandslos zählte er mehrere Goldmünzen auf den Tisch. Ich pfiff durch die Zähne. So prägefrische Aurei hatte ich selten in die Hand bekommen. Ihr Gold schien heller zu leuchten als das gängige Münzmetall.

Ich gab ihm etliches Silbergeld zurück, doch er schob es mir wieder zu. Wir sahen uns an.

Ich erschrak. Der Mann, der mir soeben ein fürstliches Geschenk überreicht hatte, blickte befremdlich kalt. Eine Erinnerung quoll in mir hoch: Schon einmal hatte ich solch einen Blick gesehen – damals, als

Brutus das Todesurteil über Cäsar fällte und die Meinungen der Mitverschworenen abfragte.

Ein Arzt? Ein Henker blickte so, ein Mörder.

### III

Unter dem Vorwand, mein Amt gründlich auszuüben, durchstreifte ich die Umgebung von Durgals Domizil. Mochten seine Worte noch so einleuchtend klingen – er verbarg etwas. Ich fühlte es.

Gehörte er zu Octavianus Augustus' Schnüfflern? Zwar erfuhr das abgelegene Taltesa wenig von den Hintergründen der verworrenen Geschehnisse im Zweiten Triumvirat; aber ich wußte, daß nicht alle Cäsarmörder gefunden und gerichtet worden waren. Möglicherweise brachte der Diktator tatsächlich die Energie auf, jedes Dorf abzuhorchen.

Am nördlichen Ortsrand Taltesas – wo man bereits einen angenehmen Ausblick auf die Waldberge hatte, die die Grenze nach Gallien bilden – stand eine alte Villa. Man tuschelte, vor vielen Jahren habe der legendäre Rebell Sertorius dort residiert. Die wechselvolle Geschichte des nördlichen Hispaniens hatte das Anwesen verkommen lassen. Ich wußte, daß Durgal dieses Haus um billiges Geld gekauft hatte und mit einem halben Dutzend Dienern darin wohnte. Selten traf man die Fremden auf der Straße; und wenn doch, so hinterließen sie den gleichen unzugänglichen Eindruck wie ihr Herr und Meister.

Eigentlich mußte Durgal betrübt sein. Soweit ich erfahren konnte, hatte er seit seiner Ankunft keinen einzigen Patienten gehabt. Die Wohlhabenden scheuten Experimente und verließen sich auf die beiden eingesessenen Heilkundigen; die Armen meinten, ein Arzt und Hausbesitzer könne nur hohe Honorarsätze haben. Es war eine Zeitfrage, daß sich das änderte; doch gerade solche Durststrecken hinderten die meisten meines Standes an Umzügen.

Mir widerstrebte es, die Nachbarn nach ihm auszuforschen. Gewiß hätte man dem Amtsschreiber Auskunft gegeben, aber ebenso gewiß würde man mich für einen Zuträger des neuerrichteten Kaiserlichen Geheimbüros gehalten haben. Über vertrauliche Dinge dürfte ich fortan nie wieder etwas erfahren. Auch bestand die Gefahr, daß man Durgal aus stiller Solidarität warnte; und weil mir sowohl sein Erscheinen als auch seine Person verdächtig erschienen, wünschte ich ihn nicht zum Gegner. Menschen in meiner Position mußten vermeidbare Feindschaften umgehen.

Ich war wenig erfreut, daß Durgal gerade aus dem Anwesen trat, als ich vorbeiging. Er überrumpelte mich mit seiner Einladung. Unmöglich, in solch einer Situation abzulehnen.

Mitten im Atrium stand eine Statue des Octavianus Augustus. Hier in der Provinz fragte zwar niemand nach Ähnlichkeit, sofern nur der Name daruntergemeißelt war. Ich indes kannte Cäsars Stiefsohn und war beeindruckt. In Rom gab es wenig bessere Arbeiten. Ihre Existenz bezeugte Herrschertreue. Mein Argwohn verstärkte sich.

„Es freut mich, daß du meine Einladung angenommen hast, Herr Sekretär Rufus. Darf ich dir etwas bringen lassen?“

Erneut der Kontrast zwischen den höflichen Worten und der wegwerfenden Art, in der er sie aussprach!

„Danke, ich möchte dich nicht lange aufhalten.\* – Du hast dich bereits eingerichtet? Kommen die Patienten?“

„Noch nicht.“ Das klang, als wäre er darüber nicht betrübt. „Etwas anderes bekümmert mich weit mehr.\* Meinen Informationen zufolge gab es bereits Krankheitsfälle westlich von Tarraco. Ich erwähne das für den Fall, daß du irgendwelche Vorbereitungen treffen willst“, ergänzte er in einem Ton, als rede er von Alltäglichkeiten.

„Die Post der Provinzialregierung enthielt keinen Hinweis“, warf ich behutsam ein. Solche Dinge pflegte man freilich nicht auszuposaunen. Woher stammte überhaupt sein Wissen? „Ist es die Pest?“

„Nein. Daheim nennen wir die Seuche den Heißen Tod. Der Name verrät alles. Anfangs ist es wie eine fiebrige Erkältung, da unterschätzt man die Krankheit. Dann aber folgen gefährliche Schwächeanfälle und häufig der Tod. Wahrscheinlich versagt das Herz.“ Er fixierte mich.

Ich bemühte mich um Neugierde und Nichtverstehen. Das fiel mir leicht, denn der Name Heißer Tod war ungeläufig. Meinte Durgal jene Fiebergrippe, die Gerüchten zufolge im fernen Parthien grassierte? „Kennst du ein Gegenmittel?“ fragte ich. Ich rechnete nicht ernstlich auf eine Antwort. Es ist das gute Recht eines Arztes, seine Geheimnisse zu hüten.

„Kein gutes“, versicherte er denn auch vage.

„Trotzdem reist du der Seuche nach?“ fragte ich spitz.

„Ihr voraus!“ korrigierte er. „Hauptsächlich, um zu lernen. Außerdem hatte ich die Krankheit bereits, und es scheint, daß man sie kein zweites Mal bekommt.“

Das war häufig der Fall, ich wußte es; und daß Durgal etwas von der Heilkunde verstand, stand wohl auch fest. Im stillen entschuldigte ich mich bei ihm für mein Mißtrauen. Eigentlich war es bedauerlich, daß wir nicht ungeniert Erfahrungen austauschen konnten; aber ich war nun einmal ein Gejagter. „Welche Maßnahmen müßte die Obrigkeit deines Erachtens

ergreifen?“

„Man kann dies und das tun“, meinte er, „aber die meisten Vorkehrungen nützen wenig. Die Menschen sollen jedes Gedränge meiden. Leicht angeordnet. Versuche dem Herrn Tribun zu erklären, daß Festlichkeiten ausfallen müssen. Die Erkrankten sind abzusondern. – Weißt du, ob es noch mehr Heilkundige in Taltesa gibt? Wir werden einen jeden brauchen.“

Meine Stimme klang wohl gleichmütig. „Ich bin überfragt, aber ich glaube schon. Kräuterweiber und ein paar Kurpfuscher gibt's bestimmt, aber richtige Ärzte, die den Eid ablegten...“

„Ja, das ist meist so. Schade.“

Schade? Eigentlich mußte sich Durgal freuen. Konkurrenz drückte den Preis. Außerdem sah man in Notzeiten nicht aufs Silber, sobald einen das Fieber schüttelte.

„Du tätest dem Amt einen großen Gefallen, wenn du mich beim ersten Fall gleich benachrichtigst“, sagte ich. „Der Ortskommandant muß dann Befehle geben. Der Arzt erfährt ja als erster von Erkrankungen.“

„Ich werde darauf achten.“\* Durgal klatschte in die Hände, das rief einen Diener herein. „Bring Wein, Roba!“

Der Sklave gehorchte schweigend. Roba? Ein seltsamer Name.

Eine Ablehnung wäre beleidigend gewesen, übrigens hätte ich keinen Vorwand gewußt. Wir verspritzten ein paar Tropfen zu Ehren der Unsterblichen und leerten den ersten Pokal notgedrungen auf das Wohl Octavianus Augustus'. Es war ein sehr guter Wein aus Sizilien. Durgal erbot sich auch, mir sein Haus zu zeigen. Warum, blieb mir unklar. Vermutlich wollte er seine Beziehungen zur Obrigkeit verbessern. Ich nahm an. Vielleicht erlaubte mir die Einrichtung Schlüsse auf seine Herkunft.

Ein gebürtiger Römer war Durgal auf keinen Fall, und obwohl ich in seiner Rede nach charakteristischen Fremdworten oder einem Akzent suchte, fand sich doch kein Hinweis. Ich wurde eher noch ratloser. Griechisch und Punisch beherrsche ich fließend, das Etruskische, Oskische und Keltische leidlich. Nichts in seiner Aussprache wies irgendwohin, aber alles weg von Rom.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Wir besichtigten, gerade den Garten hinter dem Haus. Ein Diener jätete Unkraut. Auf den ersten Blick entdeckte ich, daß die meisten Pflanzen Heilmittel gegen Fieber spendeten. Ich selbst, hätte keine anderen gewußt; ja, manche war mir sogar fremd oder wenigstens nicht als Heilpflanze bekannt.

„Erlaube mir eine persönliche Frage, mein Durgal!“\*

„Frage nur!“

„Vorhin sagtest du, dieses Fieber sei dir von daheim bekannt. Dann kommst du wohl aus Syrien oder gar aus Parthien?“

Durgal blieb stehen und betrachtete mich mit seinen kalten Augen, wie ein Herr einen Sklaven ansieht, der sich vergangen hat. Er schien nicht begeistert zu sein, daß ich das erraten hatte. „Ich wurde außerhalb des Imperiums geboren, im Süden Parthiens, ganz recht“, bestätigte er schleppend, merklich langsamer als sonst. „Aber ein Arzt, der nichts hinzulernen möchte, ist keiner; und ein Arzt, der sich weigert zu helfen, noch weniger. Darum kam ich her. Das ist alles.“ Unausgesprochen klang darin: „... was du von mir hören wirst, Neugieriger!“

Ich senkte den Blick. Obwohl – oder gerade weil! – es so logisch klang, mißtraute ich der Auskunft. Brutus etwa hätte sich schwerlich damit zufriedengegeben. Er entlarvte auch die geschickteste Lüge. Doch der reiche Senator konnte sich bequem erlauben nachzufragen. Ich durfte das nicht, ohne den Rahmen der Konvention zu verletzen.

„Verzeih meine Aufdringlichkeit“,\* entschuldigte ich mich. „Nur selten trifft man einen Askulapschüler, der mehr weiß, als wie man eine Wunde verbindet.“

„Schon gut, schon gut.“ Jetzt klang seine Stimme wieder monoton.

#### IV

Mehrere Tage danach kehrte ich abends zur gewohnten Stunde von meiner Amtsstube heim. Der Tag hatte keine Unannehmlichkeiten beschert. Zwei Behördenbriefe waren eingegangen. Ich hatte die Übermittlung quittiert und registriert und die Dokumente Marcus Verus vorgelesen. Das erste betraf die Finanzrevision. Sie wurde in aller Form angekündigt. Im Verlauf des Herbstes würden Senatsbeamte sämtliche Ortschaften der Region bereisen. Offenbar mutmaßte man in Rom, daß die Galicier-Rebellion mit Unterschlagungen zusammenhing. Ich war davon überzeugt, die Korruption hatte zum Unwillen der freiheitsliebenden Bergvölker beigetragen. Doch das war nur der Anlaß, nicht die Ursache. – Das zweite Schreiben war die lakonische Feststellung eines Staboffiziers der 7. Legion im Norden, daß die letzte größere Banditenabteilung zersprengt worden sei. Die Gruppe wäre fortan bedeutungslos, doch hätte man nicht sämtliche Beteiligten fassen und kreuzigen können. Taltas Garnison möge darum die Augen offenhalten. Der Endsieg? Wortwörtlich dasselbe hatte er uns bereits dreimal mitgeteilt.

Vor der Fiebergrippe, Durgals Heißem Tod, waren wir jedenfalls nicht gewarnt worden. Allerdings berichteten Kaufleute von Erkrankungen

und Toten in schon nahe liegenden Orten.

Daß sich die dortigen Amtswalter um anderes sorgten, als uns zu informieren, konnte niemand so gut begreifen wie ich.

Ich ging also heim zu Cassia.

Als beamteter Schreiber von Taltesa leistete ich mir eine geräumige Wohnung am Ortsrand. Eine betagte Offizierswitwe hatte uns das Haus vermietet, weil ihr Einkommen sie dazu zwang. Ihre Vermögensverhältnisse hatten Spuren am Gebäude hinterlassen. Früher mochte es komfortabel gewesen sein, später sicher noch ziemlich hübsch. Inzwischen hatte die Zeit derart daran genagt, daß wohlhabende Leute einen Bogen darum schlugen. Für einen Sekretär war das Haus freilich wunderbar.

Wie immer empfing mich Cassia mit einem Kuß.

Einer, wohl der Weitsichtigste aus der Schar der radikalen Republikaner, hatte Cassius Longinus geheißt. Selbstverständlich wäre es diesem Erzrömer nie in den Sinn gekommen, seine *Tochter* einem freigelassenen Hausarzt zu geben. Manches mußte zusammentreffen, damit es dennoch geschah. Meine Geliebte war zum einen nur das Kind einer ehemals von ihm bevorzugten Sklavin und also nicht rechtens seine Tochter, ferner spielte ich im Ring der Verschwörer eine gewisse Rolle; darum zeigte er sich großzügig: Das Mädchen wurde freigegeben und durfte sogar den Namen Cassia führen, als ob... Beides bedeutete ihm wenig. Uns aber war geholfen.

Nur wenig hatte meine Frau von ihrem Vater. Sie war rundlicher und weitaus ruhiger als der nervöse, wenn auch für einen Adligen fast absurd redliche Hagere, als den ich Cassius Longinus in Erinnerung habe. Das Braun ihrer Mandelaugen war wohl das seine, doch es blickte freundlich und nicht so verachtungsvoll. Cassias lackschwarze Lockenhaare dagegen stammten von ihrer Mutter. Leider war diese schon tot, als ich Cassius' Haus zum erstenmal betrat. In den Berichten ihrer Tochter war sie wie eine gute Göttin: milde und lieb.

„Komm, ich habe ein neues Rezept ausprobiert!“ Cassia zog mich in die Seitenkammer. Sie kochte gern und versuchte die ungewöhnlichsten Kombinationen. Wenn ein Markthändler sie um ein oder zwei As übervorteilte, nahm sie das hin – sofern er ihr nur ein Geheimrezept irgendwelcher Bergbauern für eine Kräuterkraftbrühe verriet.

Heute hatte sie das Fleisch auf eine mir fremde Art gebraten und dabei so mit einer Gewürzmischung behandelt, daß ich nicht herauszuschmecken vermochte, wofür es sich handelte. War es Hammel? Oder Rindslende? Außerdem kannte ich Cassias Kunst; und das Raten gehörte zum Ritual. Zuletzt lachten wir gemeinsam über meine Bemühungen, auch das gehörte dazu.

Als ich mich zurücklehnte, räumte sie das Geschirr ab – ganz die dienstbare römische Hausfrau. Anschließend pflegten wir zu zweit einen Krug Fruchtsaft oder Wein zu trinken und zu plaudern. Heute kam sie vom Hundertsten ins Tausendste, und ich spürte, daß etwas sie bedrückte.

„Was ist passiert?“ fragte ich schließlich.

„Es hat Syriacus getroffen“, lautete ihre Antwort. „Das, was du neulich Fiebergrippe nanntest. Ich nehme es jedenfalls an. Die gesamte Familie. Ich hab’s von den Nachbarn.“

„Ach, du großer Äskulap!“ murmelte ich.

Der Kutscher Syriacus war vor kurzem mit einem Wagenzug aus dem Süden Hispaniens gekommen. Natürlich war es die Seuche. Ich hätte darauf gewettet. Daß er sie nach Taltesa eingeschleppt hatte, lag auf der Hand. Was jetzt? Die Nachbarn waren längst angesteckt...

„Wir werden uns wappnen, meine Liebe. Ich habe in den letzten Tagen eine Menge fiebersenkender Kräuter eingekauft. Es wäre gut, wenn du von heute an sowenig wie möglich aus dem Haus gingest. Soviel wir Ärzte wissen, bekommt man solche Krankheiten in der Nähe von anderen Kranken.“

Sie pustete eine vorwitzige Haarsträhne aus der Stirn und lächelte nachsichtig. „Und du bist gefeit, Sabinus? Nein. Ob die Götter unseren Tod wollen, wird sich zeigen. Aber jetzt müssen wir wohl den anderen sagen, daß du ein Arzt bist.“

Ich schwieg. Syriacus konnte an einer schweren Erkältung leiden, schlimmerenfalls war es die Malaria. Doch ich glaubte es nicht. Gerade üble Befürchtungen pflegten sich zu bewahrheiten. Dennoch: Die perfekte Tarnung beiseite legen? Uns beide hoffte ich über Wasser zu halten. Wir waren gut genährt und würden nicht leicht von einem Leiden niedergeworfen werden. Überdies hatte ich reichlich Absud von Eisenhutwurzeln daheim, um die rasenden Fieberpulse zu besänftigen – aber da waren die Freunde, die Nachbarn, die Stadt! Der dreimal verfluchte Eid des Hippokrates! Entweder galt ein Schwur immer oder überhaupt nicht. Ich wußte genau, ich könnte keinem Menschen mehr in die Augen sehen, wenn nicht...

„Bedenke, es wird uns höchstwahrscheinlich das Leben kosten, sobald jemand zu grübeln beginnt, warum ein Arzt sein Können so lange verheimlicht hat. Das Kaiserliche Geheimbüro besitzt tausend Ohren.“

Cassia strich mir übers Gesicht, wie nur sie es konnte. „Syriacus hat zwei kleine Mädchen. Sie fiebern und brauchen Hilfe. Wenn sie durch dich leben – wäre es dann nicht so, als hätten wir Töchter?“

Darauf gab es keine Antwort. Wie gern hätten wir Kinder gehabt! Doch die Götter mißgönnten uns ein volles Glück, und alle meine Elixiere blieben wirkungslos.

Hilfe für die Kranken... Das Eisenhutpräparat war bestimmt nichts, was man einem Unwissenden in die Hand drücken konnte. Ein Tropfen zuviel führte in den Tod, einer zuwenig bewirkte nichts. Man mußte auf einem Grat entlangwandern. „Ich werde zu ihm gehen, Cassia.“ Ich seufzte. „Zuallererst aber muß ich dem finsternen Durgal Bescheid geben. Er ist sozusagen ein Kollege. – Vor allem braucht Marcus Verus diese Information. Jubeln wird er nicht.“

Der Tribun nahm die böse, noch unbestätigte Neuigkeit gefaßt hin. Offenkundig hielt er sie für aufgebauscht. „Ein Soldat ist das Fieber gewöhnt“, knurrte er. „Es kommt, schüttelt und geht. Gelegentlich niest und schnaubt man, dann gibt sich das. Lebensgefahr? Ach, ihr Zivilisten! Nächstens haltet ihr eine Sumpfmücke für gefährlicher als einen germanischen Aurochs!“

Ich versuchte die Warnung zu unterstreichen. Mehr lag nicht in meiner Macht.

Dann zwang ich meine Abneigung nieder und ging zu Durgal. Der Fremde schien meine unfeine Neugier vergessen zu haben. Er empfing mich so wie bei erstmal: freundlich im Inhalt seiner Worte, aber empörend gleichgültig in ihrem Klang. Ich berichtete ihm, was ich wußte und vermutete.

Er lauschte mir aufmerksamer als Marcus Verus und bemerkte dann: „Gewißheit tut not. Mit meinem Diener werde ich dich zu diesem Syriacus begleiten. He, Rumba! Meine Tasche! – Vielleicht kann man dem Mann helfen.“

Weil er das Wort Geld nicht erwähnte, stieg er in meiner Achtung. Das konnte ich diesem Marmorgesicht freilich um keinen Preis sagen. „Wenn es dir recht ist, gehen wir sofort, Herr Durgal.“\*

## V

Syriacus' Behausung stand zwar auf sorgsam fundamentierten Kellern und zwischen stabil gemauerten Pfeilern, war in allem anderen jedoch ebenso notdürftig zusammengezimmert wie alle Hütten der Ärmeren. Vor geraumer Zeit hatte dort ein reicher Halbbrömer begonnen, ein Mietshaus bauen zu lassen. Noch während des Baus verstrickte er sich in die Wirren nach Cäsars Tod. Sein Vermögen wurde konfisziert, die Arbeiten daraufhin eingestellt. Niemand kümmerte sich mehr um die Baustelle. Also griff Syriacus zu und richtete sich in der viertelfertigen Ruine ein.

Cassia war bereits an Ort und Stelle. Ich sah es besorgt, äußerte

aber kein Wort des Vorwurfs. Sie hatte den Fiebernden den Schweiß abgewischt und flößte ihnen frischgekochte Kraftbrühe ein.

Daß die Situation bedrohlich war, erkannte ich auf den ersten Blick. Der Kutscher hielt sich noch einigermaßen, aber seine schwächliche, seit der Zwillingengeburt kränkelnde Frau vermochte nichts mehr zuzusetzen. Sie erkannte uns nicht und phantasierte. – In viele Decken gehüllt und dennoch zitternd, versuchten sich die beiden siebenjährigen Töchter, aneinander zu wärmen. Auch ihnen ging es sichtlich schlecht.

„Das ist Durgal, ein berühmter Arzt!“ stellte ich meinen Begleiter vor.

Syriacus antwortete, doch drang nur ein unverständliches Krächzen aus seiner fieberheiseren Kehle. Wahrscheinlich sollte es ein Wunsch um Hilfe sein, und vermutlich bot er hohen Lohn an. Als Kranker mußte man sich so verhalten. Umsonst war im Römischen Imperium nur der Tod zu haben.

Obwohl ich daheim schon viel über den merkwürdigen Mann aus der Fremde erzählt hatte, war ich doch neugierig, wie Cassia reagieren würde, wenn er direkt vor ihr stand. Cassia verneigte sich sittsam und forschte in den gleichgültigen Zügen des anderen. Was Durgal nicht sehen konnte, erkannte ich: Sie war tief betroffen.

„Meine Gattin.“

„Ich bin geehrt“, sagte er monoton. „Verzeih, Dame Cassia, aber die Kranken gehen vor. – Roba, frisches Wasser!“

Der Sklave ergriff einen Bronzeimer und eilte davon. Es würde eine Weile dauern, bis er wiederkehrte. Der nächste Brunnen war ein gutes Stück Wegs entfernt.

Unterdessen hätte sich der Schreiber Rufus flugs verabschiedet, weil ja nun die Behandlung beginnen mußte; der Arzt Sabinus Julius brachte das nicht über sich. Er war zu wißbegierig.

Durgal näherte sich Syriacus und betrachtete ihn aufmerksam, ohne zu erklären, wonach er suchte. Ich nahm an, er inspizierte die Augen. Bereits meine Lehrer in Pergamon hatten gesagt, daß man an ihnen genau erkennen könne, wie ernst es sei. – Der Heilkundige legte dem Kutscher die Hand auf die Stirn. „Hebe bitte deinen linken Arm, mein Freund!“ befahl er dann.

Verwundert gehorchte der Hausherr. Seine schweißnassen Finger zitterten.

Ah! dachte ich. Er glaubt, es könnte die Pest sein! Klug, aber die ist es nicht.

Durgal betastete kurz die Achselhöhle. „Ich verstehe. – So, jetzt die anderen Familienmitglieder, damit ich sicher bin.“

Das Geschehen wiederholte sich dreimal.

„Den Göttern sei Dank, glücklicherweise haben wir nicht die Pest im Lande“, warf ich ein, nachdem Durgal die Zwillinge mit einer Sorgfalt wieder in ihre Decken gehüllt hatte, die mich verwunderte. Das hätte sogar ich dir verraten können.“

„Es war mir bekannt, Herr Sekretär. Aber unter dem Arm kann man leichter und viel genauer spüren, wie schlimm das Fieber ist“, lautete seine Antwort. „Im übrigen habe ich das Gefühl, als ob du selbst einiges von der Heilkunde verstehst.“

Vor dem Arzt konnte ich mich nicht verstecken. „Ein wenig.“

„Wie ich die Dinge ansehe, wird Taltesa es nötig haben“, lautete sein lakonischer Kommentar.

Inzwischen war der Diener zurückgekommen und stellte den gefüllten Eimer ab. Demonstrativ wusch sich Durgal die Hände mit ägyptischer Natronseife, träufelte sogar aus einem winzigen Fläschchen ein intensiv duftendes Parfüm darauf, bis nichts mehr daran erinnerte, daß er soeben am Lager eines Todkranken gestanden hatte.

Ich fand das übertrieben, schwieg aber.

Vielleicht erriet Durgal meine Gedanken, denn sein Blick verharrte kühl auf mir. „Herr Rufus, ich habe mir angewöhnt, den hohen Stand eines erfahrenen Arztes dadurch zu unterstreichen, daß ich mir wie ein feiner Herr die Hände häufig wasche. – Ja, es ist wohl der Heiße Tod“, urteilte er dann. „Meines Wissens glaubt man hier oben in Nordhispanien, daß Fieberdämonen in den Körper des Kranken gefahren sind.“

Ich nickte. Dachte Durgal nicht so?

„Nun, jedes Land hat seinen Glauben. Bei mir daheim etwa... Ich werde den Leuten einen Kräuterextrakt geben, der die Dämonen hoffentlich verjagt, falls es nicht schon zu spät ist. Roba wird ihn nachher bringen.“ Er wandte sich an Syriacus: „Bitte die Götter um Kraft, damit ihr wieder gesund werdet!“

Mir zugewandt, senkte er die Stimme: „Du schätzt diesen Mann? Er ist wohl tüchtig?“

„Gewiß, ich mag ihn und seine Frau... und seine Kinder.“ Wie hatte er das erraten? „Es wäre schlimm...“

„Ich bezweifle, daß er durchkommt. In ihm wühlen noch andere Krankheiten, und sie alle sind schlecht ernährt. Fürchte das Ärgste!“ fügte er nach einer Pause hinzu. „Erlaube mir jetzt zu gehen. Ich muß den Extrakt bereiten.“

Nachdenklich blickte ich den beiden hinterher. Sie gingen durch die Gasse – Herr und Sklave nebeneinander.

Welcher Arztschule entstammte Durgal? Der pergamenischen gewiß nicht. Dort hatte ich gelernt. Der von Athen, ebensowenig. Einer ägyptischen? Möglich. – Über sie wußte ich nur, daß sich die Schüler aus

Memphis und Alexandria sehr mysteriös gaben. Paßte das nicht zu Durgal? Oder hatte er bei sich daheim, bei den Parthern gelernt? Oder gar im fernen Indien...

„Ich dachte, du wolltest Syriacus einen Absud geben!“

„Wenn sich zwei Diener Askulaps am Krankenbett treffen, Cassia, muß einer weichen, oder der Tod tritt als dritter hinzu. Ich glaube, das Sprichwort trifft zu. Außerdem versteht Durgal unsere Kunst. Ein kluger Mann, findest du nicht auch?“

Sie streifte das Haar aus der Stirn. „Das schon. Doch er ist kein guter Mensch. Ich spüre das. Irgendwie ist er – lach nicht, Sabinus! – überhaupt kein Mensch.“

Ich lachte nicht. Meine Gedanken hatten etwas Ähnliches gestreift. Durgal ein Zauberer oder gar ein Dämon? Zauberei war im Imperium per Senatsdekret verboten... In Pergamon wußte man zwar von heimlichen Besuchen Askulaps unter den Menschen. Aber der Gott würde sich nie in solch eine abgelegene Gegend verirren, zumal ihm in Rom höchste Verehrung gewiß wäre. – Ach, Unsinn! Wir machten uns überflüssige Gedanken.\*

„Morgen komme ich wieder, Syriacus! Sollte es dir dann nicht besser gehen...“

## VI

Der Tod kam mir zuvor und raffte die Familie hinweg. Der Tod war überall und unersättlich. Taltesas Straßen verödeten, weil sich die Menschen scheuten, anderen Menschen zu begegnen. Wie man bei der Pest die Ratte fürchtet, fürchtete man den Nachbarn. Wer bloß ein Stück Brot aus der falschen Kehle hustete, mußte erleben, daß alles fluchtartig aus seiner Umgebung verschwand.

Sobald bekannt wurde, daß ich Rat erteilte und Tränke mischte, rannten mir die Kranken buchstäblich das Haus ein. Sie kamen tags und nachts, baten, flehten und schrien. Zuletzt lebte ich nur mehr in einem Dämmerzustand. Ich hörte wohl, wie mir Cassia berichtete: Der ist erkrankt, dieser durchgekommen, jener verstorben; aber irgendwie hörte ich es auch nicht.

Meine Heilmittel wirkten leider mangelhaft, obgleich ich sie gewissenhaft nach den Anweisungen meiner Lehrmeister zubereitete. Viele Leute starben mir unter den Händen. In Stunden tiefer Verzweiflung sagte ich, daß jene, die keine Hilfe fanden, dieselben Chancen hatten wie die, denen ich Rat und fiebersenkende Elixiere gab. Cassia bestritt das; mir

scheint, weil ich sonst aufgegeben hätte. Innerhalb weniger Tage waren wir beide erschöpft, hohläugig und zittrig geworden.

Daß Durgal ähnliche Resultate zu verzeichnen hatte, hob meine Stimmung um keinen Zoll. Er war kein besserer Arzt als ich. Auch seine Patienten starben scharenweise – Leute darunter, um die es bitter schade war: Aulus Curio, ein pensionierter Centurio von den Pioniertruppen, erlag dem Heißen Tod binnen Stunden. Als gesuchter Architekt und Techniker hatte er in Taltesa gutes Geld verdient und umgekehrt Geld in Umlauf gebracht. Der geplante Aquädukt sollte sein Meisterwerk werden... Gewöhnlich blieben solche Leute in den großen Städten. Wann je wieder so ein Mann herkam, stand in den Sternen.

Wo derart wenig Hilfe winkte, dachten viele wie der junge Legionär Optimus Taurus: „Mir kann nichts passieren. Ich habe so viel Wein in mir; daß sich kein Dämon in mich wagt!“ Der Weinverbrauch stieg und stieg. Mir blieb das Lachen darüber in der Kehle stecken. Die Fiebergrippe verschonte die Trinker jedenfalls nicht. Und richtig: Etliche Tage später lag der tüchtige Optimus darnieder, um nicht wieder aufzustehen.

In den Unterküften der Provinzialtruppen am Westtor gähnte alsbald Leere, weil ein gut Teil der Legionäre dienstunfähig fieberte und ein anderer auf dem Friedhof lag. Die Seuche wütete wie der grausame Befehl des Feldherrn, der jeden zehnten Mann der Legion zum Tod verurteilt, sei er schuldig oder schuldlos. Meist traf es die Besseren.

Überraschend erkrankte schließlich auch Marcus Verus. Natürlich hätte ich meinen Gönner selbst behandelt, war aber zufällig außerhalb der Stadt, als ihn Fieberschauer niederwarfen. Darum rannte der Adjutant zu Durgal. Doch dessen Kunst versagte, und der Ortskommandant gab den Geist auf. Die bereits holpernde Verwaltung stockte.

Bei den Totengräbern herrschte ständige Arbeit. Von früh bis spät schachteten sie Gruben, schafften Verstorbene hin und schütteten die Gräber zu. Zeremonielle Verbrennungen widersprachen der Tradition Nordhispaniens. Gegen sie hatte sich Roms Ritus auch nach so langer Herrschaft nicht durchgesetzt. Für lange Opferfeiern fand außerdem niemand Zeit. Sie konnten nachgeholt werden, sobald die Seuche abgeklungen war. Dann würde man auch Grabmäler für die Reichen weißeln und aufstellen.

Doch das Ärgste sollte erst noch folgen.

Eines Abends hockte ich mich hinter einen Grabstein und wartete auf den Einbruch der Nacht. Der Himmel verdunkelte sich rasch, Sterne flammten auf, weit im Westen stand ein blasser Mond. Im Grunde wußte ich, was geschehen würde, und harpte nur der Bestätigung. Der Totengräber hatte heilige Eide geleistet. Er war kein Mann, der das

leichten Gewissens tat.

Am Mittag war ich zurückgekommen, Stunden zu spät, um Marcus Verus' Bestattung beizuwohnen. Aber ich suchte wenigstens sein Grab auf und verband das mit einem Krankenbesuch. Es handelte sich um die unhübsche fünfzehnjährige Tochter eines Totengräbers. Das Mädchen war robust und würde wohl durchkommen. Bis mein Trank zubereitet war, unterhielt ich mich zerstreut mit dem Vater. Er war aufgeregt; nicht weil er für sich fürchtete – aus unerfindlichen Gründen war seinesgleichen immun gegen das tötende Fieber –, aber er bangte um sein einziges Kind und schwatzte von der Rache der beleidigten Unterirdischen, die nun tödliche Dünste aufsteigen ließen. Anfangs ignorierte ich das Gerede, dann harrete ich aufmerksam hin und begriff alsbald, was er gesehen hatte.

Nun wartete ich im Versteck, sicherheitshalber mit einem langen Dolch bewaffnet. Der entlarvte Verbrecher würde sich nicht leicht ergeben.

Sie kamen zu viert. In der Dunkelheit vermochte ich Durgal nicht zu erkennen; aber mir war klar, daß er so etwas keinem Diener überließ. Leise gingen sie zwischen den Hügeln und orientierten sich zögernd. Kein lautes Wort fiel.

Am Grab von Marcus Verus stockte der vorderste, wandte sich um und erklärte mit einer Geste, man sei am Ziel. Ich verstand es so deutlich, als hätte er gesprochen. – Zwei zogen Militärspaten aus ihren Umhängen und begannen zu graben. Erde polterte dumpf, Steine schürften, gelegentlich knirschte Holz unter dem Eisen.

Weshalb zögerte ich? Warten, bis die Leichenschändung vollzogen war? War es Angst? Nein, Furcht konnte ich niederringen, sonst wäre ich Cäsars treuer Leibarzt geblieben.

Nicht ohne Mühe erhob ich mich und trat vor. Ein Zweig knackte unter meinem Fuß. Die Überraschten fuhren herum.

„Was tut ihr hier?“\*

Einer von den vieren hob die Hand. Er stand zu weit entfernt, um mir schaden zu können, trotzdem blieb ich stehen und faßte nach meinem Dolch. Einen Atemzug lang rührte sich niemand. Dann zischte es leise, wie wenn Wasser in helle Glut spritzt. Mit einemmal umgab mich ein unbeschreiblich süßer, fremder Duft. Tausend unbekannte, berauschte Blüten öffneten ihre Kelche nur für mich: weiße, rosa, rote, dunkelpurpurne...

## VII

Ein scharfer Geruch kroch mir in den Kopf und ließ mich niesen. Ich schlug die Augen auf. Bei Jupiters Donner und Äskulaps Schlangentab, wo befand ich mich?

Ich lag auf weichen, buntbezogenen Polstern in einem großen, fensterlosen, ungewiß erleuchteten Raum. Die verblüffend glatt verputzten Wände waren mit schreienden Farben bemalt. Fieberte ich?

„Du bist wach“.

Die Stimme kannte ich! Ich wandte den Kopf. Durgal, der Grabschänder!

Ich sprang auf. „Was willst du von mir, Verbrecher?“

Seine Miene blieb unbewegt. „Du magst mich einen Verbrecher schimpfen“, sprach er gleichmütig, „aber du wirst hören müssen, was ich dir sage. Es wäre auch redlicher von dir, mich anzuhören, bevor du mich verurteilst.“

„Bin ich etwa dein Gefangener?“

„Über deine Zukunft werden wir zuletzt sprechen. Beantworte mir offen zwei Fragen. Danach werde ich dir ebenso freimütig erzählen, weshalb man dich hierherbrachte. Nun, Heilkundiger: Ist nicht die rettende Arznei oft gallebitter? Und muß nicht der Arzt manchmal lügen, um zu helfen?“

Ich kniff die Augen zusammen. Schwindlig war mir wie nach einem großen Schreck. Was sollten diese merkwürdigen Fragen? Vorsichtig erwiderte ich: „Das stimmt schon.“

„Es freut mich, daß wir gleicher Ansicht sind;\* denn nichts anderes taten und tun wir“, lautete seine Antwort. „Höre nun, was mir meine Brüder für dich auftrugen. Wir sind nämlich...“

„Meinst du deine Diener, Roba und die anderen? Ich wußte doch gleich...“

Er schüttelte den Kopf. „Laß mich der Reihe nach sprechen.\* Es ist ohnehin schwierig genug.\* Willst du dich derweil nicht hinsetzen? Da drüben vielleicht? Möchtest du etwas zu essen, etwas zu trinken?“ Er beantwortete meinen unausgesprochenen Einwand: „Unser Saft enthält weder Gift noch Schlafpulver.“

„Was hast du mir zu sagen?\* Mach's rasch ab!“\*

Durgal erhob sich und begann auf und ab zu gehen. „Du befindest dich in unserer Hand, Arzt. Wir könnten dich spurlos verschwinden lassen. Während der Seuche würde kein Hahn nach dir krähen. Du weißt das selbst. – Aber wir gehorchen dem Ethos. Damit du meine Worte ganz verstehst, muß ich erklären, wer wir sind. Ich heiße tatsächlich Durgal,

aber ich stamme nicht aus Parthien. Ich stamme überhaupt nicht von deiner Welt.

Erinnere dich, am Nachthimmel leuchten zahllose Sterne. Hast du jemals darüber nachgedacht, was die Sterne in Wirklichkeit sind? Nun, es sind ebensolche Sonnen wie die eure, wenn auch unendlich weit entfernt. Nur darum scheinen sie dir winzig zu sein. – Bei vielen Sternen gibt es Welten...“

Ich griff mir an den schmerzenden Kopf. War Durgal wahnsinnig geworden? „Laß doch diesen Unsinn! Was willst du von mir? Rede!“

Er zauderte lange. „Wie ihr von Küste zu Küste segelt, reisen meine Brüder und ich von Stern zu Stern. Wir tun es aus dem gleichen Grund: Können wir auf einem von ihnen leben? Auf solch einer Reise kamen wir her.“

Ein Gott? Ein Gott. Kalt kroch es mir den Rücken herauf. Hatte ich in Durgals Nähe nicht gleich etwas Abartiges gespürt? Ich müßte ihm jetzt die Füße küssen, aber mir versagten die Kräfte. Ich hatte ein höheres Wesen beleidigt. Die Strafe mußte furchtbar sein. „Was wirst du mit mir tun?“ fragte ich heiser.

„Ich sagte schon, zu deiner Zukunft kommen wir zuletzt“, versetzte er. „Unterwegs fanden wir eine Welt, in der wir nicht zu leben vermögen..., aber *ihr* könntet es! Verstehst du? Es gibt dort Pflanzen und Tiere, aber keine Menschen. Zwischen den Sternen gibt es zuwenig bewohnte Welten, das ist nun einmal so; aber wir möchten Raststätten haben, Schüler, Freunde. – Ich nenne einen zweiten Grund, obwohl ich zweifle, daß du ihn ermessen kannst. In ferner Zukunft wird es keine Kriege, keine Feindschaften, keine Bedrückungen und keine Armut mehr geben. Der Weg zu diesem glücklichen Zeitalter ist aber lang und dornig. Manche straucheln und gehen zugrunde. Eventuell kann euch unsere Hilfe vor Schlingen, Fallgruben und Umwegen bewahren. Vielleicht findet ihr sogar Abkürzungen, von denen wir nichts ahnen... Aber ich sehe, du verstehst mich nicht. Wie solltest du auch! – Es traf sich gut, daß unser Heimweg wieder an jener Welt vorbeiführt; das vereinfachte vieles. Wie dem auch sei, wir berieten und entschieden, Menschen dorthin zu bringen. Kolonisten. Euch.“

„Wohin?“ stammelte ich.

„Ich möchte dir den Stern gern zeigen, aber er ist so unglaublich weit entfernt, daß du ihn von hier aus nicht einmal zu sehen vermagst. Ihr Menschen würdet noch in hundert Generationen nicht dorthin gelangen. Darum helfen wir euch ja, denn jene Welt ist schön. – Woher die Kolonisten nehmen? Keiner von euch ginge freiwillig. Die Angst wäre viel zu groß. Oder etwa nicht? Jemand zu betrügen oder zu zwingen, das erschiene uns unmoralisch. Bei euch regieren noch Gewalt und Betrug,

leider. Wir sind über diese Epoche längst hinaus. Darum suchten wir eine abgelegene Provinz des Römischen Imperiums, in der eine todbringende Seuche wütete. Selbstverständlich eignete sich nicht jede Krankheit – die Pest beispielsweise nicht. Du wirst auch einsehen, wie wichtig es war, weitab von Rom zu sein. Euer Kaiserliches Geheimbüro ist neugierig. Es hätte uns behindert.“

Wer begriff das besser als ich?

„Der für alles verantwortliche Arzt bin ich. Ich sah, daß der Heiße Tod nach Nordhispanien kam. Für unsere Mission war das der rechte Ort. Was wir taten, hast du möglicherweise bereits erraten: Wir gaben jedem, der nach eurem medizinischen Wissen ohnehin gestorben wäre, einen besonderen Trank. Das Elixier ließ ihn in einen Scheintod fallen. Man bestattete ihn; nachts gruben wir ihn wieder aus und schafften ihn hierher. Verstehst du?“

Es schien wie ein böses Possenspiel abzulaufen. „Dann ist das der Keller deines Hauses?“

„Nein.“ Durgal berührte einen Farbfleck, und wie eine riesige Schiebetür glitt die ganze Wand raschelnd beiseite. Dahinter gähnte ein schwarzer Abgrund voller Lichtpunkte wie ferne Fackeln oder...

Plötzlich begriff ich. „Nein!“ Meine Knie gaben nach, ich sank auf das Lager nieder.

„Du hast also verstanden. Ich war dir die Wahrheit schuldig.\* Befürchte nichts, dir droht keine Gefahr. Wir zwingen und foltern und töten niemand. Sobald die Kolonisten auf jenem Stern sind, werden wir davonfliegen und nie wiederkommen, jedenfalls auf lange, lange Zeit nicht. Wir suchen weiter, denn der Himmel ist groß. Schau nur!“

Unzählbar viele Sterne füllten den schwarzen Abgrund. Trotz meiner hervorragenden Augen, und obwohl ich besser rechnen konnte als die meisten Bewohner Taltesas, war es mir unmöglich, die Sterne zu zählen. Als erstes Sternbild erkannte ich den Orion. Wie hell und wie ruhig er leuchtete!

„Sprechen wir von dir, Sabinus Julius!“ sagte Durgal. „Du hast unsere Arbeit entdeckt und könntest sie verraten. Du wirst einsehen, daß wir dich nicht davongehen lassen konnten – auf dem Friedhof in Taltesa. Trotzdem wird dir kein Leid zugefügt werden. Im Gegenteil: Wir lassen dir selbst die Wahl, was geschehen soll.“

Ich erbleichte: Er kannte meinen richtigen Namen! Was wußte er noch von mir?

„Die erste Möglichkeit: Du bleibst in unserem Gewahrsam, bis die Zahl der Kolonisten voll ist – ein paar Wochen noch. Vor der Abreise bringe ich dich wieder nach Taltesa oder sonstwohin, ungekränkt und unverletzt. Du kannst Gold und Silber als Schmerzensgeld bekommen,

wenn dir daran liegt. Ihr Menschen strebt doch danach...“ Etwas wie ein Lächeln erschien auf dem starren Gesicht, aber das war wohl Täuschung.

„Oder?“ fragte ich mechanisch.

„Oder du fliegst mit deinen Brüdern in die fremde Welt unter der anderen Sonne und hilfst ihnen neu beginnen.“

Ich sprang auf, um fortzurennen. Doch wohin? Nirgends gab es eine Tür.

Durgal hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Nur seine kalten Augen folgten mir. „Du hast Angst, Arzt. Du brauchst keine Furcht zu haben. Unser Wort gilt: dir droht nichts. Die Entscheidung liegt frei bei dir. Ich weiß, sie ist schwer; aber bedenke: Du bist der erste Mensch auf deiner Welt, der diese Wahl hat. Deinen Brüdern widerfährt nur eine Gnade. Sie hätten sterben müssen, wir lassen sie weiterleben – woanders und nicht unter leichten Bedingungen. *Du* kannst wählen, Sabinus Julius!“

„Woher kennst du meinen Namen?“ fragte ich stockend.

„Nimm an, wir haben deine Gedanken gelesen, während du schließt. Wenn du deine Brüder begleitest, ist der falsche Name entbehrlich, du wärst aller Verfolgungen ein für allemal ledig. Dorthin kann Octavianus Augustus bestimmt nicht greifen.“

Ich schloß die Augen, preßte die Fäuste gegen die pochenden Schläfenadern. „Wer steht für dein Wort, Durgal? Ich weiß, man muß einem Gott trauen, aber... Ich habe nichts zu verlieren. Wo sind die Toten?“

Er berührte einen anderen Farbfleck. Eine zweite Wand glitt beiseite. Wieder ein riesiges Fenster. Dahinter dehnte sich ein düsterer Raum. Dicht bei dicht lagen menschliche Körper: Männer, Frauen, Kinder.

„Marcus Verus ist dort in der Ecke.“

Ich erkannte ihn. Steif reckte sich das narbige Gesicht empor, wie wenn er schlief. Doch er atmete nicht.

„Sie sind tot!“

„Nein, nur erstarrt wie im Frost. Während der Fahrt zu jenem Stern werden unsere Ärzte sie untersuchen und von sämtlichen Krankheiten heilen. Am Ziel seid ihr gesünder als je zuvor.“

Ich zauderte. Stimmt das? Nachprüfen! „Erwecke einen, damit ich sehe...“

„Ich könnte es. Doch anschließend müßten wir ihm die Erinnerung an diesen Moment nehmen. Das ist ein mühseliges Geschäft. – Du mußt mir schon glauben, daß diese Leute noch leben.“

Merkwürdig, ich glaubte es tatsächlich. Ein Umstand vor allem flößte mir Vertrauen ein: Er stand mir wie ein Schüler Rede und Antwort. Dabei lagen doch sämtliche Mittel in seiner Hand; ich war sein Gefangener, nicht er der meine.

„Du sprachst von eurer Moral, Herr... Ich nehme dich beim Wort:\*  
Was tätest *du* an meiner Statt?“\*

Durgal wandte sich abrupt um und starrte mich an. Nach langer Pause sagte er: „Sabinus Julius, du bist zu früh für deine Zeit. Du hättest verdient... Weißt du, mich reizt das Komplizierte, nicht das Bequeme. Darum flog ich mit den Meinen und blieb nicht geruhsam daheim.“

Auf dem fremden Stern, das ist das Schwerere. Ihr müßt Neues lernen und Altes vergessen. Andere Bäume, anderes Gras, andere Tiere, ein anderer Himmel, stell dir das vor! *Ich* würde mich fragen, ob nicht mein Können in Taltesa verrostet. *Dort* wird es bestimmt gebraucht, im perfekten Versteck in Nordhispanien stirbt es ab. Sabinus Julius, mein Wort darauf – ich würde fliegen!“

„Fahren!“

„Sagte ich etwas anderes? Ja, natürlich: fahren.“

„Nur mit Cassia!“

„Das ist möglich. Sofern sie einverstanden ist, mag sie dich begleiten. Ich werde sie fragen. Es ist kompliziert, weil ja alles geheim bleiben muß. Sie wird sich hinterher nicht daran erinnern. Eigentlich..., eigentlich müßten wir auch dir die Erinnerung nehmen. Es wäre nur zu deinem Besten – doch es wäre unmoralisch, denn du warst in einer Situation klüger als wir.“

Klüger? Ein Zufallserfolg. Er überschätzte mich. Und doch... Ein fast wahnwitziger Gedanke wühlte in mir. Ich blickte auf: „Herr, vorhin sagtest du, ihr wollt die Kranken unterwegs heilen. Schließlich bin ich Arzt – kann ich dabei lernen?“

Zum zweitenmal war Durgal merklich betroffen. „Ich spreche mit meinen Brüdern darüber. So eine Entscheidung liegt nicht bei mir allein. Aber du wirst uns in jedem Fall helfen können.“

## VIII

Stimmengewirr weckte mich – Rufen, Schreien, Kreischen, Schluchzen. Ich lag in einem kleinen Militärzelt, gekleidet wie immer und anscheinend unversehrt. Nur mein Rücken schmerzte, weil meine Toga eine Druckfalte gebildet hatte. Neben mir rekelte sich Cassia und murmelte Unverständliches. Sicherlich würde sie gleich erwachen. Der Zeltvorhang war geschlossen, aber nicht zugeknöpft, wie es üblich war. Dort, wo das Tuch den Boden berührte, stapelten sich Bündel und Kästchen. Ich kannte sie. Woher? Alles war mir irgendwie vertraut wie die Erinnerung an einen soeben entschwundenen Traum – gegenwärtig und

doch uneinholbar.

Ich setzte mich auf, bewegte mechanisch die Gliedmaßen, bemüht, mich zu erinnern. Eine gewisse Trägheit schwappte in mir. War ich krank? Nichts schmerzte, auch schwächlich fühlte ich mich nicht. Etwas matt, allenfalls. Wie kam ich hierher? War ich...? In einem Schwall kehrte die Erinnerung zurück. Am Ziel! Dies war eins der hundertfünfzig auf meinen Rat gekauften Militärzelte.

Am Ziel! Durgal war verschwunden und vergessen. Nein, vergessen nicht. Niemals. Aber gegangen auf Nimmerwiedersehen.

Wann hatten wir zuletzt miteinander gesprochen? Als er mir am Fenster einen dicken weißblauen Punkt zeigte und sagte, dahin müßten wir. Doch wie lange war das her? Tage mochten verstrichen sein. Oder nur ein langer Augenblick. Mein Zeitgefühl war zerrissen.

Durch das trockene Zelttuch sah ich die Sonne strahlen. Es war warm. Draußen wurde der Lärm lauter und schriller. Ich kroch zum Vorhang und öffnete ihn.

Obwohl ich ahnte, was mich erwartete, stockte mein Atem.

Nirgends eine Spur von Hispaniens vertrauten Bergen.

Unser Zelt stand inmitten der anderen auf einem sanft geneigten Grashang. In Blickweite senkten sich bewaldete Kuppen einem endlosen Silbermeer entgegen. Hier und da malten sich dunkle Striche an den Horizont. Inseln?

Merkwürdig, mein Schreck blieb gedämpft. Hatte mir Durgal etwas in den Wein getan, was mir nun eine abgeklärte Ruhe gab? Lag es daran, daß ich ja *wußte*, wo wir weilten? Oder daß Cassia im Zelt hinter mir schlief? Ich war gesichert...

Ich wandte mich nach rechts und links. Rings um die Wiese wuchsen eigentümliche Bäume, die bei flüchtigem Hinschauen Tannen und Fichten ähnelten. In größerer Entfernung schimmerten nackte Felsen, blaugrau getönt und stark zerklüftet – ein besonders auffälliger Berg war fast weiß und ziemlich hoch. Vor Bestürzung schloß ich die Augen, öffnete sie wieder. Das war das versprochene Ziel?

Unwillkürlich blickte ich zum Himmel empor. Heiß, aber von einem ungewohnten Goldrot stand die Sonne im Zenit. Am dunkelblauen Firmament trieben winzige weiße Wölkchen.

Schreie rissen mich in die Wirklichkeit zurück. Zwischen den Zelten rannten Leute ziellos umher. Ich sah ihre verstörten Gesichter und erkannte diesen und jenen. Ja, alles lief nach Durgals Plan – aber wie nun weiter?\*

Ich kroch vollends aus dem Zelt und stand auf. Meine Knie waren weich wie nach einem langen Schlaf.

Hundert fremde Gerüche drangen auf mich ein. Direkt neben

meiner Unterkunft stand ein wagengroßer Busch, besät mit unzähligen Blüten von tiefdunklem Blau. Angenehm würziger Duft entströmte den großen Kelchen. Die Blätter waren etwa so grün wie die des hispanischen Flieders, aber größer und gelappt. Die Äste wurden von schwach rissiger, bräunlicher Rinde umhüllt. Ich kannte den Strauch. Woher? Nicht von daheim. – Cystalla, ja, Cystalla hieß er. Jetzt wußte ich es wieder. Durgal hatte ihn mir beschrieben. Die Blütenform bestätigte es. So etwas wuchs nicht auf Erden.

„Mensch, Rufus, du?!“

Die Stimme klang nicht so befehlsgelehrt wie sonst, aber ich erkannte sie dennoch: Marcus Verus. Er krabbelte aus dem Nachbarzelt und starrte mich an. Der Tribun hatte, seine Paraderüstung an und den Federbuschhelm auf dem Kopf. Aber sein verstörtes Gesicht verriet Angst und Verständnislosigkeit.

„Rufus, was ist mir? Was ist bloß geschehen?“

Der pflichttreue Sekretär in mir erwachte. Ich berichtete zunächst, was sich seit seinem Hinscheiden in Taltesa ereignet hatte. Von Durgals Rolle sprach ich nicht.

„Das ist demnach die Totenwelt.“

Ich widersprach ihm nicht.

„Ich hatte sie mir düster und traurig vorgestellt“, murmelte er. „Und wie weiter? Wo sind die Totenrichter Minos und Rhadamanthys?“

„Das weiß ich nicht, Tribun.“

Das Geschrei vervielfachte sich. Männer, Frauen und Kinder rannten sinnlos zwischen den Zelten umher. Vergebens suchte ich nach einem Einfall, wie ich mein Wissen benutzen könnte.

„Warten wir also ab“, meinte Verus.

Da kam mir eine Idee. „Willst du nicht inzwischen Ordnung schaffen? Die Totenrichter werden dir dankbar sein. Wer weiß, wann sie Zeit für uns erübrigen!“

„Was verstehe ich schon von der Totenwelt? Gar nichts.“

„Gewiß, die Sachlage ist verworren; aber es gibt doch Anweisungen für eine unklare Situation, Herr Oberst...“

Das war das rechte Wort.

Er straffte sich, seine Augen schienen heller zu werden. „Dank für den Rat, Rufus. Es existiert ja eine Dienstvorschrift. – Alle Legionäre zu mir – antreten!“ brüllte er plötzlich los.

Das Chaos erstarrte wie unter einem Donnerschlag. Die Bewaffneten stürzten heran, stellten sich mechanisch in Reih und Glied auf.

„Optimus Taurus, durchzählen lassen! Die Centurionen zu mir!“ Er rückte das Schwert gerade und schritt betont aufrecht in die Mitte der

Zeltreihen. Ich hatte Zeit, die Ratlosen anzusehen. Da waren Bewohner Talties wie Syriacus, Dörfler aus der Umgebung, Fremde...

„Seht euch die Zelte an!“ donnerte Verus, als stünde er auf dem Appellplatz der Garnison. „Wer hat sie aufgeschlagen? Alle stehen verkehrt! – Aulus Curio, du verstehst das Handwerk. Betrachte dich als reaktiviert. Nimm, wen du brauchst, um die Zelte auszurichten. Man möchte glauben, wir sind bei Barbaren. – Sieh dich gleich um, wo notfalls eine feste Siedlung gebaut werden kann. Ein Bach müßte nahe sein... Na, du weißt das besser.“

„Zu Befehl, Tribun“, sagte der Grauhaarige. „Erlaube mir ein Wort.“

„Na?“

„Bevor ich herauskam, habe ich mein Gepäck durchgesehen. Da ist etwas nicht geheuer. Meine Aufzeichnungen – nun, die könnten mir ja die Verwandten mitgegeben haben. Aber sieh dir das an, Oberst!“ Er rollte einen Papyrusstreifen auf. Sauber gemalt fand sich eine Landkarte. Auf den ersten Blick erkannte man: Sie stellte die uns umgebende Landschaft dar. Vermerke wiesen auf Quellen und Erzvorkommen hin. In Cäsars Bibliothek hatten ähnliche Karten gelegen – die Planungsunterlagen für künftige römische Feldzüge in Germanien und Britannien...

Ich ließ die Offiziere allein und lief in mein Zelt. Durgal hatte mich damals nach Cäsars Bibliothek ausgefragt. Sicher war es seine Idee. Und wenn Curio... Richtig! Da stand ein Holzkasten: Meine Notizen über Krankheiten, über Behandlungsmethoden, Extrakte, Elixiere... Niederschriften über Pflanzen, die ich nie gesehen hatte! Verwendungsmöglichkeiten von Gewächsen, deren Zeichnungen mir fremd erschienen! Durgal hatte wohl von alledem geredet...

Sein Geschenk an uns! Wie Prometheus den Menschen das Feuer gab, gab Durgal uns Wissen über diese neue Welt.

„Sabinus... Ist alles gut?“

Ich drehte mich um. Cassia war erwacht und schaute mich aus großen, erstaunten Augen an.

„Ja, alles ist gut.“ Ich küßte sie. Mochte jetzt auch alles zusammenbrechen, ich hatte einen Halt.

## IX

Im Osten zeigt sich ein rosiger Schimmer, doch bis zum Sonnenaufgang bleibt noch Zeit. Der Ruf der Legionäre wird heiser. Die Leute sind müde. Jetzt ist die Stunde der größten Gefahr. Doch das ahnt

der Tucus nicht. Er ist weggelaufen.

Nach sieben Jahren wissen meine Brüder immer noch nicht, was wirklich geschah. Wäre es gut, den Mund aufzutun? Für wen? Um das Verdrängte doch heraufzubeschwören? Das ist von Übel. Ich meine, es ist gut, daß wir Rom – das alte Rom – vergessen haben. Vergessen? Zumindest in die Träume verbannt.

Das Neue Rom hat Gestalt angenommen. Die Steinhäuser in ihrer strengen Ordnung hinter den Palisaden sind besser als die Bauten in Taltesa. Auf der Kuppe thront ein goldverzierter Tempel des Jupiter Victor. Unsere Schmiede haben Erz gefunden und fertigen Waffen und Werkzeuge. Der Aquädukt nähert sich seiner Vollendung.

Doch alles geht so langsam. Menschen fehlen! Unsere Späher fanden keine Nachbarn, weder zum Handel noch zur Unterwerfung. Ich weiß genau, warum. Marcus Verus mußte den ungeheuerlichen Befehl unterzeichnen, die Sklaven zu schonen. Wer sollte denn arbeiten, wenn man die Faulenzer wie gewohnt kreuzigte?

Hier wachsen weder Weizen noch Gerste, noch Äpfel, aber wir fanden neue Pflanzen, wohlschmeckend und nahrhaft – wenn auch anders als das Obst und das Gemüse von Rom. Im Manuskript stand viel, und inzwischen wissen die Bauern selbst Bescheid.

Nur das Heimweh bleibt. Ich ahnte nicht, daß es so quälen kann. Manchmal denke ich, ich hätte Durgals Angebot ausschlagen sollen. In Taltesa wäre uns ein ruhiges Ende beschieden gewesen. Hier gibt es Arbeit und abermals Arbeit.

Aber hier kamen Primus und Julia zur Welt. Irgendwie überwand Durgal die geheime Krankheit in uns. Sollte ich ihm dafür nicht ewig dankbar sein? Ich bin es – und schweige.

Wir sind wie Verbannte an einem fremden Ufer. Das Schiff, in dem wir kamen, ist zerschellt. Niemand weiß den Rückweg. Die anderen ahnen nicht einmal, daß es ihn gibt. Hätte Durgal auch meine Erinnerung getilgt, mir wäre heute leichter. Er muß das vorausgesehen haben. Doch ich weiß alles. Ja, hier unter zwei Augen kann ich aussprechen, daß die Sonne hinter dem Horizont eine fremde Sonne ist, daß einer der zahllosen Sterne da oben die Heimat ist. Aber ein einmal beschrittener Weg kann nie mehr versperrt werden. Darum glaube ich, daß unsere Enkel und Urenkel, die Urenkel meiner Urenkel einmal zurückwandern werden in unser großes, prächtiges, ewiges Rom. Denn Rom ist ewig, ganz gleich, welche Sonne über ihm scheint.

Und doch... Wir leben anders. Wir können nicht tun, was unsere Väter taten. Wir können keine Feldzüge führen – es gibt niemanden zu besiegen. Wir sind anders geworden. Ist es das, was Durgal meinte: die vielen Wege zum gleichen Ziel! Wenn ich nur begreifen könnte, welches

Ziel er meinte!

Ich weiß: Unsere Nachkommen werden sich als echte Römer gründlich, bedenkenlos und weitsichtig auf den Heimweg begeben; wer aber weist ihn ihnen, wenn ich schweige? Niemand. Hundert Generationen wird es dauern, sagte Durgal; ich kenne die römische Zähigkeit besser: Wir werden eher heimfahren... oder fliegen, wie er meinte.

Ob er wiederkehrt? Auf jeden Fall seine Brüder. Sie kennen ja den Weg. Oder finden Roms Söhne – hier oder daheim – ihn eher? Das werde ich nie erfahren, und daher möchte ich es so gern wissen!

Das ist ein Grund mehr, den Bericht zu schreiben. Auch er wird nach ihm suchen – er vielleicht als erster. Er muß mein Urteil hören. Wahrscheinlich wird er mich einen undankbaren Dummkopf nennen, aber ich fechte seine gepriesene Moral an. Wir sind keine Haustiere, die man nach Belieben verfrachten darf. Er hätte die anderen wie mich überzeugen müssen; ich glaube nicht, es wäre unmöglich gewesen, Kolonisten zu finden.

Das muß geschrieben werden, das vor allem.

Die schillernden Quarra-Vögel haben ihr Lied angestimmt. Immer heller wird der Strich entlang der runden Kuppen am Osthorizont. Wolken schweben am Himmel, blasser wird der Schein der Sterne. Wo ist die Mondsichel? Wölkchen haben sie verschlungen.

Die Cystalla duftet immer stärker. Sie verdrängt meine Träume von Hispanien. Für diese Generation und für die nächsten ist es das beste, gar nicht mehr zurückzudenken und nur noch nach vorn zu schauen. Wir müssen in allem neu beginnen, da bleibt kein Platz für Durgal. Ich werde also nicht sprechen, sondern schreiben. Gleich heute abend werde ich beginnen. Erst die Urenkel sollen erfahren, was tatsächlich geschah. Für uns gibt es Wichtigeres. Und wenn unsere Ururenkel die Heimat ernstlich suchen, dann werden sie sie auch finden. Notfalls ohne Durgal.

„Kannst du nicht schlafen?“

Ich habe Cassia nicht kommen hören. Besorgt blickt sie mich an. Mir scheint, in ihren Locken ist eine Spur Grau. Ja, wir werden alt. Es ist Zeit, den Stab an die Jüngeren abzugeben.

„Ich wollte den Sonnenaufgang sehen“, lüge ich. „Wie geht es den Kindern?“

„Sie schlafen. – Sehen wir uns den Sonnenaufgang an.“ Ihr Lächeln verrät mir, daß sie mich durchschaut. Womöglich weiß sie längst die Wahrheit. Ich werde sie nie danach fragen. Es ist besser so.

Feuerfarben steigt die Sonne über die Berge, hüllt den Horizont in ein flammendes Meer. Ein neuer Tag bricht an in unserer neuen Heimat.

1985

## **Erik Simon**

### **DER BEOBACHTER**

*Ein gewaltiger Stoß erschütterte den Raumkreuzer. Für Sekundenbruchteile bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit beansprucht, stöhnten die Deckverstrebungen aus galaktischer Astronitiumlegierung. Guy Thunder aber zuckte mit keiner Miene, und nichts verriet die übermenschliche Anspannung, mit der das Gehirn des Astrogators arbeitete.*

*„Wir haben einen Treffer in Sektion 9!“ schrie Leutnant Fletcher heiser. „Der Energieschlag hat die Abschirmung durchbrochen! In Sektion 9. Die Strahlengeschütze...“*

*„Sektion 14.“ befahl Guy Thunder energisch. „Übernehmen Sie Feuersektor 9a! Sektion 15, Feuersektor 9b und d übernehmen! Sektion 4, Feuersektor 9c und Reserveabschirmung für Sektion 9 übernehmen!“*

*Die Diensthabenden der Sektionen meldeten über den Multikommunikator die Ausführung des Befehls. Der Astrogator überdachte die strategische Lage und faßte blitzschnell seinen Entschluß. Die Geräte zeigten an, daß die terranische Flotte fast die Hälfte ihrer Raumkreuzer verloren hatte. Die zwölf irdischen Spähboote waren hingegen völlig unversehrt, obwohl gerade sie nicht mit dem Energieschläge abschirmenden Theta-Feld ausgerüstet waren. Die Boote waren aber höchstens für die Aufklärung und für den planetaren Partisanenkrieg geeignet, gegen die Übermacht der rigelianischen Flotte war mit ihnen nicht anzukommen. „Hyperonenwerfer klar zum Gefecht! Kurs auf Xartis. Sofort nach Durchbrechen der gegnerischen Schlachtordnung Hyperdrive!“*

*„Sir, die Energie wird für einen Hyperdrive nicht ausreichen“, gab Kapitän Schneider zu bedenken, der am Steuerpult der Raumdeformatoren stand.*

*„Die Kreuzer, deren Energie nicht reicht, sollen notfalls die Abschirmung ausschalten. Wir müssen um jeden Preis die Flotte in die Planetenfestung bringen.“*

*„Wie ... wie sollen wir ohne Abschirmung die Linien der Rigels durchbrechen?“ Leutnant Fletcher starrte den Astrogator erschrocken an.*

*„Wir müssen es riskieren. Wir haben ohnehin nichts zu verlieren“, sagte Guy Thunder ruhig. „Sie wissen es, Leutnant. Wir müssen die Erde warnen.“*

Der Zug hielt, und der junge Mann blickte von seiner Lektüre auf. Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihm, daß er noch nicht am Ziel seiner Reise war. Schon wollte er sich wieder den aufregenden Abenteuern Guy Thunders widmen, doch da betraten zwei Passagiere das Abteil, in dem er bisher allein gewesen war. Der ältere der beiden Reisegefährten, ein etwas korpulenter Mann in den Vierzigern, sagte: „Grüß Gott. Sind die Plätze hier frei?“

Der junge Mann nickte schweigend, was wohl gleichzeitig Gruß und Antwort auf die Frage bedeutete, nahm seine aus an den Knien ausgebeulten Jeans hervorschauenden Füße von der gegenüberliegenden Sitzbank und steckte sie in die braunen Wildlederschuhe, die auf dem Boden des Abteils standen. Der zweite Mitreisende sagte „Guten Tag“, und wieder war die Antwort ein wortloses Nicken. Der ältere der beiden hatte inzwischen seine zwei Koffer in das Gepäcknetz befördert, sich neben den jungen Mann gesetzt und war damit beschäftigt, mit einem karierten Taschentuch den Schweiß von seiner von einem schmalen Kranz dunkelgrauer Haare umgebenen Glatze zu wischen. Der andere setzte sich auf den Platz dem älteren Mann vis-a-vis. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, trug einen sehr korrekten hellgrauen Anzug und ein weißhellblau gestreiftes Hemd. Trotz der modischen, schreiend bunten Krawatte wirkte er ausgesprochen unauffällig, ja langweilig – wie er sahen in dieser Saison unzählige Männer aus. Sein einziges Gepäckstück war eine schwarze Colleg-Mappe, und auch die wies ihn als Dienstreisenden aus, der sich in einen Zug der Bundesbahn verirrt hatte.

Der Sitz gegenüber dem Guy-Thunder-Verehrer blieb frei, und dieser plazierte dort erneut seine Füße, nachdem er sie aus den Schuhen extrahiert hatte. Dann nahm er die unterbrochene Lektüre wieder auf. In einer Stunde etwa würde der Zug Regensburg erreichen, und bis dahin wollte er das Heft zu Ende gelesen haben – übermorgen würde schon das nächste auf dem Markt sein –, die 274. Folge der Abenteuer von Astrogator Guy Thunder, Admiral der terranischen Raumflotte, Vizeregent des Eridanischen Imperiums und Präsident der Solaren Föderation...

*Die Flotte war auf dem Weg zur Planetenfestung Xartis. In der Kommandozentrale der ‚Queen of Tharntis‘, des Flaggschiffes der terranischen Flotte, hatte Guy Thunder den Kommandostab der Flotte versammelt. Außer Admiral Thunder, Kapitän Schneider, Major De La Croix, Dr.Carter, Dr.Gonzales und Leutnant Fletcher waren noch die Kommandanten der übrigen Raumkreuzer und Kapitän Sibyl Forrest vom Spähboot 7 anwesend.*

„Ich begreife nicht, wie die Rigelianer die Theta-Felder durchdringen und sieben unserer Kreuzer zerstören konnten. Normalerweise können die feindlichen Werfer unserer Abschirmung gar nichts anhaben“, sagte Dr. Gonzales.

„Es sind nur sechs Kreuzer mit Schutzfeld vernichtet worden“, berichtete Major De La Croix den Physiker. „Der siebente, die ‚Photon‘, ist ohne Abschirmung geflogen, um Energie für den Hyperdrive zu sparen. Trotzdem ist es erstaunlich, daß gerade die Spähboote nicht angegriffen wurden. Ich kann mir das nicht erklären.“

„Unsere Spähboote müssen dem Gegner sehr am Herzen gelegen haben“, bemerkte Guy Thunder nachdenklich. „Das mit dem Herzen natürlich im übertragenen Sinne – diese verdammten Rigelianer haben ja keine.“

„Welches Interesse sollten die Rigels an unseren Booten haben?“ erkundigte sich Sibyl Forrest.

„Nun, weniger an den Schiffen. Aber vielleicht an der Besatzung?“

Die Versammelten schwiegen verständnislos, und der Astrogator fuhr fort: „Ich meine, an Bord eines der Boote befindet sich jemand, den die Feinde nicht gefährden wollen – eine für sie sehr nützliche Person. Wenn die Rigelianer die Theta-Schirme durchbrechen können, dann heißt das, daß sie das Prinzip der Abschirmung erfahren haben. Von wem wohl? Was meinen Sie, Leutnant Fletcher?“

Der Leutnant starrte den Astrogator erschrocken an.

„Meinen Sie... ein Spion?... Sir?“

„Richtig.“

Die Mitteilung schlug ein wie eine Antimateriebombe. Zuerst faßte sich Sibyl Forrest. „Guy, das ist doch Unsinn!“ rief sie, alle Regeln der Disziplin vergessend. „Kein Mensch würde sich dafür hergeben, diesen Ungeheuern zu helfen! Und kein Rigelianer kann sich auf einem unserer Schiffe verbergen. Die sehen doch ganz anders aus als wir. Wir würden ihn sofort erkennen.“

„Zum rigelianischen Großreich gehören nicht nur die Rigelianer“, erwiderte Guy Thunder.

„Der Admiral hat recht“, sagte Dr. Carter. „Im Machtbereich der Rigelianer liegt auch Fferra II, und die Fferraner sehen den Menschen erstaunlich ähnlich. Natürlich, es sind im Prinzip noch Wilde, aber das ist für die Rigels kein Hindernis, wenn es um Sieg oder Niederlage geht.“

„Aber irgendein Unterscheidungsmerkmal muß es doch einfach geben! Und Sie als Xenologe müssen es kennen“, warf Major O'Brien vom Raumkreuzer ‚Herald of Sol‘ ein. Alle blickten voll Hoffnung auf Dr. Carter.

„Es gibt eins. Die Fferraner haben fünf Schneidezähne – oben und

*unten, meine ich. Nicht vier wie wir, sondern fünf.“*

*„Und weiter keine Unterschiede?“ wollte Kapitän Schneider wissen.*

*„Keine sichtbaren.“*

*„Trotzdem, wir hätten es bemerken müssen, wenn man uns einen von diesen Fferranern untergeschoben hätte“, sagte Major O’Brien.*

*„Haben Sie darauf geachtet, ob alle ihre Männer vier Schneidezähne in jedem Kiefer haben?“ erkundigte sich Guy Thunder.*

*„Nein, natürlich nicht. Aber...“*

*„Sehen Sie, ich habe auch nicht darauf geachtet.“*

*„Aber das ist ja schrecklich!\* Dann läuft also in einem unserer Schiffe ein Spion herum, ein Feind! Und keiner hat es gewußt!“ Leutnant Fletcher schien sich nicht an den Gedanken gewöhnen zu können.*

*„Warum eigentlich nur in einem der Schiffe?“ warf der Xenologe ein. „Woher können wir wissen, wie viele von denen anderswo eingeschleust worden sind? In unseren Stäben, in den Wirtschafts- und Forschungszentren, in der ganzen Föderation?“*

An dieser Stelle schoß dem jungen Mann ein Gedanke durch den Kopf, er senkte das Heft und musterte seine beiden Reisegefährten mißtrauisch. Neben ihm war der ältere der beiden damit beschäftigt, einen Berg von Wurstbrot langsam, aber kontinuierlich zu verspeisen. Der Guy-Thunder-Fan entfernte wieder seine Füße von der Sitzbank, steckte sie in die Schuhe und beugte sich herab, um sich an den Schnürsenkeln zu schaffen zu machen. Dabei schielte er verstohlen schräg nach oben auf den Essenden. Aber mit dem war alles in Ordnung, er hatte vier Schneidezähne und nicht fünf. Beruhigt zog der junge Mann die Schuhe wieder aus und brachte die Füße an ihren früheren Ort. Dann fiel sein Blick auf den anderen Mitreisenden, der eine Nummer des „Stern“ las. „Fahren Sie auch nach Regensburg?“ fragte er ihn.

Der Dienstreisende – oder was immer er war – blickte über den Rand seiner Illustrierten. „Wie bitte?“\*

„Ich meine, ob Sie auch nach Regensburg fahren.“

„Ja, natürlich. Warum fragen Sie?“

„Ach, nur so.“

„Hmm.“

Der korrekte Herr hatte die Illustrierte gesenkt und bedachte den jungen Mann mit einem betont freundlichen Lächeln, wie man es Irren schenkt in der Hoffnung, sie möchten sich als harmlos erweisen.

Der junge Mann begriff die Idiotie seiner Frage, denn Regensburg war die nächste Station, und weiter fuhr der Zug nicht. Aber er hatte den

anderen dazu gebracht, den Mund aufzumachen; jetzt wußte er, daß auch bei dem die Zahl der Schneidezähne stimmte, und er las weiter.

*„Das glaube ich nicht“, sagte Major De La Croix. „Wenn es wirklich viele wären, müßte es zumindest bei einigen aufgefallen sein, daß sie fünf Zähne haben.“*

*„Fünf Schneidezähne, und zwar je oben und unten, also insgesamt zehn“, warf Dr. Carter ein.*

*„Das ist ja wohl unerheblich.\* Wenigstens in einem Fall muß sich doch dann einer der Fferraner verraten haben. Wenn er den Mund aufmacht, kann doch jeder sehen, wieviel Schneidezähne er hat.“*

*„Richtig, aber darauf achtet doch kein Mensch. Eben weil es so ein gewöhnliches, unkompliziertes Unterscheidungsmerkmal ist, fällt es keinem auf. Sowas wird vielleicht im Unterbewußtsein registriert, aber solange man nicht bewußt darauf achtet, bleibt es auch dort. Im Unterbewußtsein, meine ich“, erwiderte Dr. Carter.*

Ja, das war es,\* dachte der junge Mann im Zug nach Regensburg. Irgend etwas hatte ihn beunruhigt, doch er konnte nicht sagen, was. Es war wie ein Traum, dessen Inhalt man vergessen hat, kaum daß man aufgewacht ist, von dem aber eine seltsame Stimmung zurückbleibt. Man versucht, sich zu erinnern, und kann es nicht. Irgend etwas war ihm aufgefallen, irgend etwas Außergewöhnliches – aber was? Vielleicht bildete er sich das alles nur ein. Dennoch ...

*„Jedenfalls müssen wir zuerst den Spion in unserer Flotte suchen“, schnitt Guy Thunder die Diskussion ab. „Für psychologische Betrachtungen ist später Zeit. Es könnte sonst sein, daß bald niemand mehr da ist, die Erde zu warnen – Sie verstehen. Zum Glück wissen wir etwa, wo wir den Fferraner zu suchen haben.“*

*„In den Spähbooten“, konstatierte Kapitän Schneider. Die hübsche Sibyl Forrest, die als einzige von den Anwesenden von einem Spähboot kam, lächelte ihn demonstrativ an, und man sah ihre blendend weißen Zähne. Es waren acht Schneidezähne, ganz wie es sich für eine Tochter der Erde gehörte. Ihre blauen Augen blitzten.*

*„Schön, Kapitän Forrest“, sagte Guy Thunder, der dies bemerkt hatte, amüsiert. „Wir wissen, daß Sie...“*

Plötzlich zuckte der junge Mann zusammen. Jetzt wußte er, was es gewesen war! Als er den Satz von den blauen Augen der Sibyl Forrest gelesen hatte, war ihm plötzlich die Erleuchtung gekommen. Mit Mühe unterdrückte er einen Aufschrei. Aber daß er zusammengesuckt war, hatten seine beiden Mitreisenden bemerkt.

„Der Roman ist wohl sehr spannend?“ erkundigte sich der ältere der beiden. Auch der Dienstreisende schaute, die Illustrierte in den Händen, mit mäßigem Interesse auf den jungen Mann. Ihre Blicke trafen sich, und der Romanleser starrte fasziniert in die gelben Augen des anderen. In die *gelben* Augen!

„Bitte?“ sagte der Dienstreisende mit einem fragenden Unterton.

„N-nichts“, antwortete der junge Mann abwesend. „Nichts. Entschuldigen Sie.“

„Es gibt nichts, wofür Sie sich entschuldigen müßten“, sagte der Dienstreisende, und ein geheimnisvolles Lächeln schien für einen Augenblick über sein Gesicht zu huschen, bevor er es wieder hinter der Zeitschrift verbarg.

„Meine Frau liest auch sehr viel“, teilte der ältere Mann mit. „Aber weniger Krimis, mehr was fürs Gemüt – so mit Grafen und Baronen, wissen Sie. Für mich wär das ja nichts. Meinen Sie nicht auch?“\*

„Ja. Natürlich. Sie haben völlig recht“,\* antwortete der Science-fiction-Leser mechanisch, ohne in den Sinn der Worte einzudringen. Er überlegte fieberhaft, was er tun sollte. Da saß im Abteil ihm schräg gegenüber ein Mann mit gelben Augen. Natürlich, genaugenommen war nur die Iris gelb, aber es war nicht jene gelbliche Schattierung, die man manchmal in braunen oder grünen Augen findet. Nein, der Mensch mit dem hellen Anzug und dem Dutzendgesicht hatte Augen mit einer Iris von reinem, leuchtendem Gelb und einer schwachen Nuance von Orange. Aber das war ja Unsinn – ‘der Mensch mit dem hellen Anzug’: Solche Augen hatte kein Mensch! Der junge Mann war sich seiner Sache jetzt völlig sicher – das war ein Außerirdischer, ein Spion, ein Beobachter, wer weiß was, jedenfalls ein Fremder, *kein* Mensch. Aber was, was sollte er jetzt unternehmen?!

Sollte er es ihm ins Gesicht sagen? Nein, das wäre wohl das Dummste, was er tun konnte. Der Fremde würde sich im besten Fall aus dem Staube machen. An die anderen Möglichkeiten dachte man besser gar nicht – wer wußte, wozu so ein Außerirdischer fähig war?

Die Polizei alarmieren? Oder vielleicht die Armee? Er hatte genug gelesen, um zu wissen, daß dergleichen sinnlos war. Kein Mensch würde ihm glauben; sie würden alles mögliche vermuten – etwa, daß er sich über sie lustig machen wolle oder daß er womöglich verrückt sei –, nur nicht, daß er die Wahrheit spräche. In den einschlägigen Geschichten war das

auch immer so. Die Helden taten dann in der Regel etwas Heroisches, und zwar ganz auf sich allein gestellt. Es ergab sich meistens aus dem Charakter der Situation – und aus dem Charakter des Helden. Dem jungen Mann wurde schmerzlich bewußt, daß ihm absolut nichts Heroisches einfiel. Das mußte am Charakter der Situation liegen.

Schließlich kam ihm die ganz und gar abwegige Idee, überhaupt nichts zu tun. Das widersprach allem, was er je gelesen hatte; keinem einzigen Helden wäre so etwas eingefallen. Doch je länger er darüber nachdachte, um so verlockender erschien ihm diese absurde Variante. Ihm fiel nichts Besseres ein, solange er auch überlegte, nichts Besseres als zu warten.

Und er wartete. Von Zeit zu Zeit blickte er zu dem Fremden hinüber, dessen Gesicht hinter der Illustrierten verborgen war. In der Zwischenzeit starrte er auf den Roman in seinen Händen, doch er konnte nicht lesen – am Ende eines Satzes hatte er den Anfang schon wieder vergessen, es gab alles keinen Sinn. Manchmal las er Absätze zwei- oder dreimal, ohne es zu bemerken, manchmal ließ er versehentlich ganze Sätze aus, und seine Gedanken drehten sich im Kreise.

Dann aber geschah etwas: Der Fremde legte seine Zeitschrift beiseite, stand auf und verließ das Abteil. Der junge Mann wollte ihm folgen, besann sich jedoch eines Besseren und wandte sich an den zweiten Mitreisenden, der inzwischen alle seine sichtbaren Vorräte an Wurstbrotten aufgegessen hatte und damit beschäftigt war, eine Apfelsine zu schälen, was er sehr sorgfältig und gründlich erledigte.

Der junge Mann verzichtete auf die Vorrede und sagte halblaut: „Haben Sie gesehen? Der Mann da – kennen Sie ihn?“ Er deutete mit einer Kopfbewegung in die Richtung, wo der Fremde gesessen hatte, gleichsam als ob er noch dort säße.

„Nein, Sie etwa?“ antwortete der Dicke, von der plötzlichen Gesprächigkeit des Jüngeren einigermaßen überrascht, und widmete sich wieder dem Ritus des Apfelsinenschälens.

„Ist Ihnen nichts an ihm aufgefallen?!“ beharrte der Romanleser, und der Ältere nahm seine Apfelsine in die linke Hand, holte mit der rechten sein kariertes Taschentuch hervor, wischte sich damit über Stirn und Scheitel und sagte dann: „Nein, eigentlich nicht. Sein Schlipsknoten ist ein bißchen schief, wenn Sie das meinen. Aber...“

„Sein Schlipsknoten! Er hat *gelbe* Augen, verstehen Sie? Gelbe Augen! Wissen Sie, was das heißt? Das ist gar kein Mensch, das ist ein Exoterrist! Verstehen Sie? Ein außerirdischer Beobachter!“ sagte der junge Mann hastig und gar nicht mehr leise.

„Was Sie nicht sagen“,\* erwiderte der Ältere und schaute seinen Reisegefährten aus blaugrauen Augen erstaunt an. „Meinen Sie wirklich?\*

Was ist das eigentlich, ein Exo...? Haben die alle gelbe Augen?“

Da öffnete sich die Tür des Abteils, und das Wesen im hellen Anzug betrat das Abteil. Der junge Mann, der schon zur Antwort auf die erstaunlich naive, ja dumme Frage des älteren angesetzt hatte, senkte den Kopf und starrte wieder schweigend auf die Buchstaben, die von Astrogator Guy Thunders galaktischen Heldentaten kündeten. Der Herr mit der Apfelsine jedoch erklärte laut und vernehmlich: „Sie haben recht, er hat wirklich gelbe Augen. Seltsam“, und an den Besitzer dieser seltsamen Augen gewandt: „Nichts für ungut, sind Sie wirklich ein Exorz... äh... ein außerirdischer Beobachter? Der junge Mann hier hat das gesagt.“

Dem Science-fiction-Leser verschlug es die Sprache angesichts solch erschreckender Ignoranz, und unfähig, irgendeinen klaren Gedanken oder womöglich einen Entschluß zu fassen, wartete er auf die Katastrophe, die nunmehr hereinbrechen mußte. Der Fremde blickte erst den älteren, dann den jungen Mann aus seinen orangegelben Augen an und lächelte melancholisch. „Entschuldigen Sie“, sagte er, „das habe ich nicht gewollt...\* Es ist aber auch zu komisch.\* Sie sind der erste, der auf diesen Gedanken... Entschuldigen Sie, bitte.“ Und noch bevor sich der junge Mann von seinem Schock erholt hatte, nahm der Fremde ein weißes Tuch aus der Brusttasche seines korrekten hellgrauen Anzuges und griff sich mit diesem Tuch in der Hand ans linke Auge. Der Effekt war verblüffend: Nun war das rechte Auge des Fremden gelb mit einem Anflug von Orange, das linke aber war ganz gewöhnlich graugrün. Er sah jetzt noch unheimlicher aus als zuvor, aber dieser unheimliche Anblick hatte zugleich etwas Groteskes und wirkte daher weniger beangstigend. Der Fremde hielt seinen beiden Mitreisenden das aufgefaltete Tuch hin, und sie betrachteten es, der Ältere neugierig und der Jüngere mit einer seltsamen Gelassenheit, denn er hatte das Stadium erreicht, in dem man sich über nichts mehr wundert und über nichts mehr aufregt, vergleichbar der Wirkung starker Beruhigungsmittel.

Auf dem weißen Tuch lag eine kleine runde Glasscheibe von orangener Färbung. „Eine Kontaktlinse“, erklärte der hellgekleidete Dienstreisende. „Ich habe damit schon einigen Ärger gehabt. Aber was sollte ich tun? Ohne Kontaktlinsen sehe ich schlecht, und eine Brille besitze ich nicht. Normalerweise trage ich natürlich farblose Linsen, aber davon ist mir vorgestern eine abhanden gekommen, und da mußte ich diese hier nehmen. Die habe ich mir vor knapp zwei Jahren anfertigen lassen, als Ergänzung zu einem Karnevalskostüm. Ein Scherz, nicht mehr. Entschuldigen Sie.“

Da die beiden anderen schwiegen, praktizierte er die Kontaktlinse wieder auf sein linkes Auge und fuhr fort, nun direkt an den Science-

fiction-Leser gewandt: „Wissen Sie, den meisten fällt es gar nicht auf. Jeder hat ja seine eigenen Sorgen, nicht wahr? Ein paar haben es aber doch gemerkt, und das ist ein ziemlich unangenehmes Gefühl – für mich, meine ich, wenn sie einen so anstarren. Aber Sie sind, glaube ich, der erste, der auf den Gedanken gekommen ist. Auf den Gedanken, ich wäre ein – wie sagten Sie? – Exoterrist. Wenn ich mich nicht irre, heißt das, ich bin ein Marsmensch oder dergleichen? Wirklich, ein seltsamer Gedanke. Aber ich bin natürlich selbst daran schuld, natürlich.“

„Wie hatten Sie das eigentlich gemeint, mit dem Exoterristen?“ erkundigte sich der glatzköpfige ältere Herr, der unterdessen wieder mit vorbildlicher Akkuratess an seiner Apfelsine herumschälte. „Exoterrist“ sprach er mit der Sorgfalt eines Musterschülers aus, der ein neues Fremdwort gelernt hat und nun sein Wissen vorführen möchte.

„Ach, das ist natürlich Unsinn“,\* sagte der junge Mann hastig und wünschte, der lästige Alte wäre stumm oder er selbst weit weg. Die Sache war schon peinlich genug.\*

Derselben Ansicht war offenbar auch der Urheber dieser Situation, und um den entstandenen Eindruck zu verwischen, versuchte er, dem Gespräch eine mehr theoretisierende Richtung zu geben. „Sehen Sie, wenn ich braune Augen hätte wie Sie“, wandte er sich wieder an den Jüngeren, „dann würde die Färbung der Linsen gar nicht so stark zur Geltung kommen. Aber ich habe nun mal sehr helle Augen, genau wie Sie“ – das sagte er zu dem älteren Mitreisenden – „mit Ihren blaugrauen Augen.“

„Ich brauche aber keine Gläser“, warf dieser ein. „Aber meine Schwiegertochter hat auch eine Brille, sie ist nämlich kurzsichtig. Sie hat so eine neumodische Brille mit großen runden Gläsern. Sind Sie auch kurzsichtig?“

„Ja“, erklärte der Dienstreisende ein wenig widerwillig, „und ohne die Linsen komme ich nicht aus. Eigentlich kein Wunder, daß man für einen ‚Exoterristen‘ gehalten wird, sie sind ja gerade wieder einmal im Gespräch. Obwohl ich persönlich nicht daran glaube.“

„Woran?“ fragte der junge Mann.

„An Exoterristen. Und insbesondere an außerirdische Beobachter. Wissen Sie, ich habe auch ein paar von diesen Büchern gelesen. Es erscheint mir alles sehr unwahrscheinlich.“

Der Science-fiction-Fan fühlte sich verpflichtet, diese Behauptung nicht unwidersprochen zu lassen. Außerdem kam er so von dem unrühmlichen Ereignis der vergangenen Minuten weg. „Sie müssen doch zugeben, daß es auf anderen Planeten auch Zivilisationen geben kann. Das sagen sogar die Wissenschaftler.“

„Zivilisationen schon“, räumte der Hellgekleidete ein, „aber wohl kaum Zivilisationen, die Spione auf die Erde entsenden. Wozu auch? Um

unseren Planeten zu erobern? Unsinn! Selbst wenn sie noch so unvernünftig sein sollten wie wir – wer den interstellaren Raum überwinden kann, hat es einfach nicht mehr nötig, irgendwelchen anderen Wesen etwas wegzunehmen. Ich bin kein Astronom, aber eine gewisse Vorstellung von den Entfernungen zwischen den Sternen habe ich doch. Interstellare Spionage und dergleichen ist einfach absurd.“

„Ich weiß nicht, aber vielleicht könnten die da oben trotzdem jemanden schicken?“ meinte der ältere Mann, der seine Apfelsine schließlich doch noch geschält hatte und dabei war, sie Stück für Stück zu verspeisen. „Warum muß es denn eigentlich ein Spion sein? Vielleicht schicken die einfach mal jemanden her, damit er sich ansieht, was hier so los ist? Ich meine, so ganz ohne böse Absicht, wäre das nicht auch möglich? Nur um zu erfahren, wie wir zu der Sache stehen, ob wir die richtigen Leute sind für sie, die richtigen Partner? Ich glaube... Aber jetzt sind wir gleich da.\* Wir sollten uns fertigmachen.“\*

Tatsächlich hatte der Zug inzwischen Regensburg erreicht und verringerte allmählich seine Geschwindigkeit. Sie mußten jeden Augenblick im Bahnhof eintreffen. Die drei Reisenden bereiteten sich auf die Ankunft vor – verstauten ihre Sachen in den Koffern und Taschen, zogen ihre Mäntel an. Die begonnene Diskussion war uninteressant geworden; jeder würde wieder seinen eigenen Angelegenheiten nachgehen. Als der Zug im Bahnhof hielt, sagten der junge Mann und der Dienstreisende aus Bochum gewohnheitsmäßig „Auf Wiedersehen“ und gingen aus dem Abteil. Der glatzköpfige ältere Herr machte sich noch an seinem Gepäck zu schaffen. Als es ihm schließlich gelungen war, auch den zweiten Koffer vom Gepäcknetz zu holen, bemerkte er das Heft auf dem Sitz gegenüber. Er nahm es in die Hand, blätterte darin und packte es schließlich sorgfältig in einen der Koffer. Dann griff er in die Seitentasche seines Jacketts, nahm einen kleinen runden Spiegel heraus, steckte ihn wieder weg und verließ nun ebenfalls das Abteil. Es war alles in Ordnung; die blaugrauen Kontaktlinsen saßen noch immer am rechten Ort, und niemand konnte dahinter orangegelbe Augen vermuten.

1973

## **Erik Simon**

### **GESPRÄCHE UNTERWEGS**

#### **Die erste Ebene**

Das Raumschiff hieß „Sternenschiff Eins“, denn es war das erste Mal, daß sich Menschen aus dem nur teilweise erschlossenen und doch schon wieder zu engen Sonnensystem herausgewagt hatten und sich anschickten, den Abgrund zu durchqueren, der die Sonne von Proxima und Alpha Centauri trennte. Nur wenige der hundertvierzehn, die von der Erde gestartet waren, würden die Rückkehr noch erleben. Das Licht unserer Sonne braucht fast viereinhalb Jahre, um die Proxima zu erreichen; während das unvorstellbar schnelle Sternenschiff Eins denselben Weg zurücklegte, mußten an Bord vierunddreißig Jahre vergehen.

Im neunzehnten Jahr des Fluges geschah es, daß der zwölfjährige Raul erst spät am Abend nach Hause kam, aufgeregt und glücklich, mit wirrem Haar und nicht eben sehr sauber. Das war nun allerdings nichts Außergewöhnliches; trotzdem setzte seine Mutter eine möglichst strenge Miene auf – ob ihr das ausreichend überzeugend gelang, blieb freilich fraglich. „Du kommst reichlich spät“,\* sagte sie in einem Ton, der eine Erklärung forderte, und unterbrach für ein paar Augenblicke ihre Manipulationen am Kommunikationspult der Wohnung, von wo man Bekannte anrufen, den Servoroboter der Wohnung steuern oder auch zusätzliche aus der Dienstleistungszentrale anfordern, die Computer der Forschungsgruppen und den Zentralspeicher benutzen oder einfach in der Küche ein Abendbrot bestellen konnte. Letzteres hatte Sveta eben tun wollen.

„Wir waren unten im Park“, teilte Raul mit, als wäre absolut alles in Ordnung.

„Den ganzen Nachmittag?“ wunderte sich seine Mutter. „Und was hattest du dort so Wichtiges zu tun?“\*

„Och, nichts Besonderes... Na ja, wir haben Fußball gespielt. Auf dem Sportplatz. Mit Mischa und den anderen.“

„In *den* Sachen?“ entsetzte sich Sveta. Natürlich war es für die Servomaten ein leichtes, die schmutzige Kleidung wieder in Ordnung zu bringen, das ging schnell und gründlich. Aber das mußte schließlich nicht

sein; daß der Junge notfalls jeden Tag neue Sachen haben konnte, war eins, etwas ganz anderes, daß es unnötige Verschwendung gewesen wäre. Irgendwo mußten Ökonomie und Ordnung anfangen, und Rauls Mutter war der Ansicht, daß sie eben an diesem Punkt begännen. Der Junge sah die Strafpredigt schon auf sich zukommen, doch das Erscheinen des Vaters unterbrach vorerst Svetas pädagogische Bemühungen.

„Hallo“, sagte Karel, der aus einem der botanischen Labors kam, wie der gelbe Arbeitskittel verriet, den er noch immer trug.

„’lo“, erwiderte sein Sohn den Gruß.

„Wie war der Tag?“ erkundigte sich Karel, ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden.

„Das sieht man doch.“ Sveta deutete auf Raul. „So sieht ein Held aus, der gerade vom Fußball kommt.“

„Hm...“, meinte Karel und ging ins Nebenzimmer. „Wer hat denn gewonnen?“ fragte er durch die offenstehende Tür.

„Wir natürlich!“ stellte Raul fest.

„Wieso ‚natürlich‘? wollte sein Vater mit gespielter Verwunderung wissen. „Seid ihr so gut?“

„Jedenfalls könntest du dich erst einmal waschen“, warf Sveta ein und meinte damit logischerweise Raul.

„Na klar“, sagte der, und es war nicht zu erkennen, ob er damit sein Selbstbewußtsein als Fußballer unter Beweis stellte oder seine Einsicht in Sachen Sauberkeit. Wahrscheinlich beides, denn er verließ die Wohnung in der Richtung, wo die Waschräume der vierten Ebene lagen.

Als er zurückkam, begegnete ihm in dem nur schwach erleuchteten Hauptgang der Servomat aus der Wohnung. Der flache, mit Rädern und Manipulatoren versehene Dienstleistungsroboter holte wohl das fertige Abendessen. Die Besatzung des Sternenschiffes Eins lebte nach einem 28-Stunden-Rhythmus, der sich als optimal erwiesen hatte, davon waren 20 Stunden ‚Tag‘ und 8 Stunden ‚Nacht‘. Während dieser acht Stunden war die Beleuchtung in der ersten und zweiten Ebene gedämpft, also in den beiden äußersten Etagen des zylinderförmigen Schiffes, wo sich der Park, der Sportplatz, das Schwimmbad, das Theater und andere Zentren des gemeinschaftlichen Lebens befanden. Auch die darüber, also weiter innen gelegenen Ebenen 3 und 4, die Wohnebenen, waren in dieser Zeit verdunkelt, soweit es die Hauptgänge zu den einzelnen Wohnungen betraf. Hier schaltete sich nur segmentweise die Beleuchtung ein, wenn ein Mensch durch die Korridore ging. Allerdings lösten auch die Servomaten diesen Mechanismus aus, und so kam der Lichtwelle, die den Jungen auf seinem Rückweg in die Wohnung begleitete, mit dem Servomaten eine zweite Woge gedämpften Lichts entgegen. Der Roboter wich dem Menschen aus, als sie sich auf derselben Seite des Korridors begegneten,

und die beiden wandernden Lichtregionen, die für ein paar Augenblicke verschmolzen waren, trennten und entfernten sich wieder voneinander.

„Gegen wen habt ihr eigentlich gespielt?“ interessierte sich Karel, als sie zu dritt zu Abend aßen.

„Gegen die Mädchen“, erklärte Raul.

„Hm...“ murmelte der Vater. „Und wie habt ihr gespielt?“

„Fünf zu vier.“

„Das ist ja fast unentschieden“, gab Karel zu bedenken.

„Ja, aber wir waren weniger! Ben, Eddie, Yüan, Mischa, John, Gert und ich gegen neun Mädchen.“

„Wer ist John?“ mischte sich Sveta erstaunt in das Gespräch ein. Nicht, daß sie sich sonderlich für Fußball interessiert hätte, aber eins wußte sie sicher: Es gab an Bord keinen John.

„Das ist Jus“, erläuterte Raul bereitwillig.

„Du meinst Jussuf“, vermutete Karel. „Wieso nennt ihr ihn John?“

„Weil er so groß ist. Wie Little John.“

„Wer ist denn das nun wieder?“\* wollte Rauls Mutter wissen.

„Na eben Little John, der mit Robin Hood gegen den Sheriff von Nottingham gekämpft hat. Das ist so ein altes Buch von Ben, ich meine, wo die Abenteuer von Robin Hood drin stehen. Er sagt, es ist fast hundert Jahre alt, das Buch. Und die Geschichte selbst ist sogar noch viel älter. Robin und Little John und die anderen haben immer im Wald gelebt und den Bauern gegen den Sheriff geholfen, sagt Ben. In einem richtigen Wald! Phantastisch, was?“

„Und wo war das?“ fragte sein Vater und überlegte, ob er noch etwas essen oder lieber aufhören sollte.

„Auf der Erde natürlich“, sagte Raul, erstaunt über die Frage.

„Und wo auf der Erde?“

„Wo? Hmm... weiß nicht. Eben auf der Erde.“

Karel und Sveta schwiegen.

„Na ja, irgendwo auf der Erde, wo es richtigen Wald gibt“, fuhr Raul fort. „Viel größer als der Park, viel größer. Mindestens... hundertmal so groß. Und ohne eine zweite Ebene darüber.“

Später, als Raul schon schlief, saßen seine Eltern noch im Wohnzimmer, Sveta hatte irgendein Nachschlagewerk auf den kleinen Bildschirm projizieren lassen und drückte in rascher Folge immer wieder den Taster, worauf jedesmal die nächste Seite erschien.

„Sag mal“, wandte sie sich an ihren Mann, „weißt *du* vielleicht, was es mit diesem Robin Hood auf sich hat?“

Karel legte die theoretische Untersuchung über gezielte Mutationen bei Koniferen beiseite. Dabei fiel ein anderes Buch vom Tisch; der

Servomat aktivierte sich und hob es auf, dann trat er in seine Wandnische zurück.

„Keine Ahnung“, sagte Karel. „Warum fragst du?“

„Ach, es war nur so ein Gedanke.“ Sie überlegte, ob sie wieder davon anfangen sollte. „Es war wie neulich – du erinnerst dich doch, als der Junge mit diesem Gedicht über die blinkenden Sterne ankam – na, du weißt schon. Als er fragte, wieso die Sterne blinken könnten.“

„Ich dachte, ich hätte ihm das erklärt“, sagte Karel etwas unwillig.

Sie ließ die Schultern hängen und nickte müde; sie wußte, daß es eigentlich keinen Sinn hatte, diesen Punkt zu erörtern. „Ja“, sagte sie, „du hast ihm erklärt, wie das mit den veränderlichen Sternen ist, Helligkeitsschwankungen und dergleichen.“

„Habe ich“, bestätigte er und wollte wieder nach dem Heft mit den Aufzeichnungen seines Kollegen Günther greifen. Der hatte sich offenbar ganz diesen Koniferen verschrieben, es war wohl ein altes Hobby von ihm. Vielleicht könnte man wenigstens eine Versuchsserie mit Samen und mit den Keimlingen machen, dachte Karel. Dumm, daß man die bestrahlten Samen nicht im Park pflanzen kann; Zeit genug wäre vorhanden aber da lassen sie uns natürlich nie ran, es ist gar kein Platz da. Wie sich Günther das bloß gedacht hat...

„Das hättest du nicht tun sollen. Nicht so“,\* fuhr Sveta fort.

„Ja doch, es war ein Versehen. Ich weiß selbst, daß in dem Gedicht keine Veränderlichen gemeint waren, sondern eben ganz gewöhnliche Sterne und die Streuung der Lichtstrahlen in der Erdatmosphäre, das ist mir auch eingefallen. Später. Aber was soll's? *Hier* ist die eine Erklärung so gut wie die andere. Der Junge kennt die Sterne nur vom Bildschirm her, und da blinken sie eben nicht. Aber das weißt du schließlich selbst. Ich verstehe nicht, was das Ganze soll.“\*

„Es ist nicht wegen dieser einen Erklärung. Aber ich möchte nicht, daß sich der Junge ein falsches Bild von der Erde macht. Heute wieder, die Sache mit dem Wald. ‚Ein richtiger Wald‘, hat er gesagt. Weißt du, wie er sich den vorstellt? So wie den Park, nur ein bißchen größer. ‚Hundertmal so groß‘, sagt er, und das ist für ihn schon unvorstellbar viel. Dabei würde kein Mensch so ein paar Bäume einen Wald nennen, und wenn es tausendmal so viel wie im Park wären. Wenn er einen *richtigen* Wald kennt, meine ich.“

„Eben“, stellte Karel fest. „Wenn er einen richtigen Wald kennt. Raul kennt keinen – na und? Meinst du, man ist ein schlechterer Mensch, wenn man noch keinen Wald gesehen hat? Das ist doch absurd!\* Sogar auf der Erde hat es Zeiten gegeben, in denen manche Städter nie im Walde waren, nie aus ihrer Kleinstadt heraus kamen. Wir haben doch schon so oft darüber gesprochen, daß es keinen Sinn hat, sich an Dinge zu klammern,

die ohnehin der Vergangenheit angehören. Das gilt erst recht für den Jungen. Verstehst du, dieses Schiff hier ist seine normale Umgebung, und es gibt keinen Grund, warum er sich hier nicht wohl fühlen sollte. Wie oft denkst *du* eigentlich an die Erde? Etwa täglich? Stündlich?“ Er sprach nicht laut, aber eindringlich wie immer, wenn es um diese Angelegenheit ging.

Sveta wollte etwas erwidern, aber dann besann sie sich. In der Tat, das Argument war ihr nicht neu, und Karel hatte wieder recht: Die Trennung von der Erde tat ihr nicht so weh, wie sie anfangs, in den ersten Jahren des Fluges, manchmal befürchtet hatte. Die Erinnerung verblaßte allmählich, und der Alltag gehörte dem Schiff.

„Trotzdem ist die Erde unsere Heimat“, sagte sie, und das ‚trotzdem‘ war die Antwort auf seine Frage. „Ich will nicht, daß der Junge dieses Schiff als seine Heimat betrachtet, diesen Metallsplitter, daß die Erde und die Menschheit für ihn bloße Abstraktionen sind! Ich will es nicht! Die Menschheit – weißt du, was für ihn die Menschheit ist? Das sind wir hier, die anderthalb Hundert der Besatzung. Natürlich, er weiß von denen auf der Erde, aber was besagt das schon? Er kennt keinen einzigen von ihnen, sie sind für ihn nur Namen. Namen. Es ist, als ob sie alle längst tot wären, als ob es sie nicht mehr gäbe, vielleicht nie gegeben hätte. Sie gehören einfach nicht in seine Welt.“\*

„Richtig, denn seine Welt ist das Schiff! Das haben wir doch schon tausendmal erörtert, ohne daß etwas Neues dabei herausgekommen wäre. Ja, Rauls Welt ist das Schiff. Was willst du eigentlich? Daß er sich nach etwas sehnt, womöglich um etwas trauert, was er sowieso erst in ... zig Jahren sehen kann? Wozu das?\*" Manchmal frage ich mich sogar, ob es nicht überhaupt besser wäre, wenn er nicht andauernd mit unseren Erinnerungen an die Erde konfrontiert würde. So muß er ja geradezu das Gefühl bekommen, um etwas betrogen worden zu sein, nur weil wir der Angelegenheit zuviel Bedeutung beimessen. Denn gerade dadurch wird seine Aufmerksamkeit erst darauf gelenkt. Das verwirrt die Kinder doch nur.“

„Trotzdem – mir ist nicht wohl dabei. Manchmal... Was wird sein, wenn wir zurückgekehrt sind? Wie soll er sich zurechtfinden, wenn ihm die Erde fremd ist, wenn er keine Beziehung zu ihr hat? Wird er dann nicht das Schiff als seine Heimat betrachten? Verstehst du, ich will nicht, daß er dann einer Welt nachtrauert, in der der Himmel mit einer Leiter zu erreichen ist. Der Park in der ersten Ebene ist fünfzehn Meter hoch, die anderen Ebenen haben nicht einmal drei Meter. Für uns ist das Schiff immer nur ein Transportmittel, mit dem sich ein paar Menschen auf den Weg gemacht haben. Ja, wir haben uns auch hier eingewöhnt, aber es ist trotzdem nicht unser Zuhause. Doch wie ist es mit den Kindern? Hast du

gemerkt, wie fern ihnen die Erde ist? Und das Schiff – ist es nicht etwas zu klein für eine Heimat? Ist die Besatzung nicht etwas zu klein für eine *Menschheit*?“

„Und die Forscher, die sich jahrelang einsperren ließen, um die Arbeitsmöglichkeiten in der Isolation zu testen? Denkst du auch an sie? Taku Ishihara hat mit seiner Familie vier Jahre lang in der alten Raumstation gelebt, ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen, nicht einmal durch Funk mit ihnen verbunden. Dort gab es keinen Park, kein Schwimmbad, keinen Sportplatz, keine großzügig eingerichteten Labors... Haben sie sich etwa beklagt? Haben sie etwa nicht gut gearbeitet? Sind die Kinder in den vier Jahren etwa nicht gut erzogen worden? Dabei waren sie dort nur zu viert! Und nicht einmal für vier war wirklich ausreichend Platz – du weißt ja, wie die alte Raumstation ausgesehen hat. Wie können wir uns da beklagen?“

Auch das hatte er schon oft gesagt... Sveta wußte, daß er recht hatte, doch sie wußte ebenso gut, daß sie wieder daran zweifeln würde, wieder und immer wieder. Karel sprach weiter: „Und für sie war das tatsächlich nur ein Experiment; sie wußten, daß diese vierjährige freiwillige Gefangenschaft keinen anderen Zweck verfolgte, als ihre Reaktion darauf zu erproben. Sie hatten kein Ziel.“

„Und wir?“

„In fünfzehn Jahren landen wir auf den Planeten von Alpha Centauri.“

„Dann ist Raul siebenundzwanzig“, sagte Sveta leise.

## **Die zweite Ebene**

Es war im neunzehnten Jahr des Fluges.

Der Vorfall war so außerordentlich, daß die Zentrale für Astronautik einen Inspektor in die Station geschickt hatte. Er war mit der turnusmäßigen Zubringerrakete gekommen, ein dunkelblonder großer, hagerer Mann Ende Vierzig, dessen ansonsten recht ausdrucksloses Gesicht aussah, als wolle er jeden Augenblick einschlafen. Jetzt saß er im Büro des Stationspsychologen, eines mittelgroßen Südländers, der etwa ebenso alt wie der Inspektor sein mochte und dessen muskulöser Körper erste Anzeichen von Korpulenz zeigte. Der Leiter der Station, der den Inspektor hierhergebracht und ihm den Psychologen vorgestellt hatte, war inzwischen unter dem Vorwand dringender Arbeiten wieder aus dem Büro verschwunden und hatte den unangenehmsten Teil des Gespräches seinem

Untergebenen überlassen.

„Ich habe Ihren Bericht gelesen“, stellte der Inspektor fest. „Trotzdem bitte ich Sie, mir den Hergang des Vorfalls noch einmal im Überblick darzulegen. Das hilft uns vielleicht, die Angelegenheit zu klären und in Zukunft derartiges zu vermeiden. Oder nein, machen wir es anders: Ich sage Ihnen, was ich aus Ihrem Bericht entnommen habe, und Sie ergänzen, falls nötig.“

Der Psychologe nickte.

„Gut“, fuhr der Inspektor fort. „Whitbey hat also seit dem vierten August in der Station gearbeitet. Er hat seine Arbeiten zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erledigt und keinerlei Anzeichen psychischer Instabilität erkennen lassen. Das wurde durch die üblichen Routineuntersuchungen bestätigt. Am dreiundzwanzigsten August kam es dann zu...“

Hier unterbrach ihn der Psychologe, indem er den Kopf schüttelte und sagte: „Ich muß darauf verweisen, daß Whitbey hier auf der Station nur dem Standardtest ‘F vier’ unterzogen wurde, wie es nach der Ankunft der neuen Besatzung stets üblich ist.“

„Soviel ich weiß,\* ist ‘F vier’ ein rein physischer Leistungstest?“ wunderte sich der Inspektor, und der Psychologe registrierte, daß der andere „soviel ich weiß“ gesagt hatte. Vielleicht war der Inspektor selbst kein Spezialist – das kam vor.

„Richtig“, bestätigte er. „Es ist in den Dienstanweisungen so vorgesehen, da bei dem Flug zur Station doch gewisse Beeinträchtigungen des physischen Zustandes der Mitarbeiter eintreten können – rein theoretisch zumindest. Der erste psychische Test – in der Regel ‘H sieben’ oder ‘H elf’ – findet vier Wochen nach der Ankunft hier statt. Aus diesem Grund“ – die Stimme des Psychologen wurde eindringlicher, er sprach jetzt ein wenig langsamer, aber doch nicht so, daß es auffällig gewesen wäre – „konnte ich Whitbey auch nicht untersuchen, bevor es zu dem Zwischenfall kam. Die Mitarbeiter der Station werden alle vor dem Abflug hierher in der Zentrale eingehend getestet – so lautet zumindest die Vorschrift. Wenn die Kollegen auf der Erde... Aber ich will da natürlich nichts anzweifeln. Bisher haben sie uns immer nur ausgesuchte Leute geschickt.“

Der Inspektor hatte ein kleines Notizbuch aus der mittleren Tasche seines modischen Pulloveretts gezogen und schrieb eine kurze Bemerkung hinein, die seinen Gesprächspartner nicht sonderlich interessierte. Ist wohl tatsächlich keiner vom Fach, dachte der Psychologe, eher so einer aus der Administration, der die Gelegenheit genutzt hat, sich höchstpersönlich in den Kosmos zu begeben, so ein verhindertes Eroberer des Alls.

Der so Eingeschätzte hatte sein Büchlein wieder zugeklappt und

fuhr fort, dem Psychologen zu erzählen, was er aus dessen Bericht erst erfahren hatte. Der hörte sich den Vortrag geduldig an, bis der Mann von der Erde endlich zum Schluß kam.

„Es ist mir daher nach wie vor unerklärlich, wieso Whitbey als Beobachter bei einem derart wichtigen Projekt beschäftigt werden konnte, wie es die Operation ‚Sternenschiff eins‘ ist. Was hat er eigentlich selbst dazu gesagt? Sie schreiben schließlich, daß der Mann trotz des Vorfalls als voll zurechnungsfähig betrachtet werden muß. Warum hat er das dann getan?“

„Er hat sich eingeredet, wir hätten kein Recht zu dem, was wir hier tun.“

„Und da hat er eben versucht, durch die Hauptschleuse in das Raumschiff vorzudringen und so das ganze Experiment zu gefährden?! Nur, weil ihm plötzlich Zweifel kamen? Das ist doch einfach nicht zu glauben!“\*

Wirklich, der Mann hat von der ganzen Angelegenheit keine Ahnung, dachte der Psychologe. Zugeben will er das natürlich auch nicht, und ich muß mich zurückhalten – nach dem, was passiert ist.

„Sie haben vollkommen recht“,\* stimmte er dem Inspektor zu. „Ihm sind sicherlich nicht aus heiterem Himmel Skrupel gekommen. Im Gegenteil, wir müssen annehmen, daß sein Verhältnis zu dem Projekt von Anfang an recht zweispältig war, schon auf der Erde, als er den Sachverhalt erfuhr. Allerdings ist ihm das vermutlich selbst nicht gleich klargeworden, war mehr unterbewußt. Nun, und hier auf der Station hat sich der Konflikt für ihn verschärft – er muß es ziemlich schwer gehabt haben.“

„Hat er nicht vielleicht von Anfang an diesen Anschlag auf das Projekt geplant? Was meinen Sie? Ich finde es logisch.“

„Nein. Der Mensch denkt nun mal nicht streng logisch, zumindest empfindet er nicht so. Was weit entfernt geschieht, berührt ihn emotional weniger, als wenn es vor seinen Augen passiert – insbesondere, wenn er im ersten Fall darüber nur sehr abstrakte, sorgfältig redigierte Informationen erhält. Es ist ein Unterschied, ob einem auf der Erde von Fachleuten schonend beigebracht wird, daß da seit neunzehn Jahren ein Raumschiff die Erde umkreist, dessen Besatzung sich auf dem Wege zum Alpha Centauri wähnt, oder ob man hier oben in der Station sitzt, sozusagen direkt daneben. Es ist schon ein verdammt komisches Gefühl, wenn man in einer der Beobachterkabinen Dienst hat und sieht, wie hinter der Wand aus Titanlegierung Menschen leben, völlig isoliert von der Außenwelt und in einer Weise betrogen, daß mancher lieber tot wäre als in diesem Titanzylinder. Möchten *Sie* dort drin sein, zu diesen Bedingungen?“ Der Psychologe deutete mit einer Kopfbewegung nach

oben, wo beide den Körper des „Sternenschiffes“ wußten, das in die Beobachtungsstation eingesponnen war wie ein gefangenes Insekt in die Fäden einer Spinne.

„Nun ja, nicht daß ich...“, begann der Besucher von der Erde und fuhr dann fort, ohne den Satz zu vollenden: „Trotzdem, die Beobachter werden schließlich sorgfältig auf ihre Arbeit vorbereitet. Es sind letzten Endes ausgesuchte Leute. Man hat Whitbey natürlich auch erklärt, daß... Nun, eben die Notwendigkeit des Experiments. Heute weiß ja jedermann, daß der größte Unsicherheitsfaktor in der Astronautik niemals die Technik, sondern immer der Mensch selbst ist. Wir können es uns einfach nicht leisten, derart viel Aufwand in ein Projekt wie die erste interstellare Expedition zu stecken, wenn wir nicht gewiß sein können, daß es nicht an der menschlichen Unzulänglichkeit scheitert. Es muß daher gewährleistet sein, daß diese Gruppe von Menschen in der Zeit des Fluges ein, äh, soziologisch stabiles System darstellt; und weil man sich bei solchem aufwendigen Projekt nicht auf ein Risiko einlassen kann, muß das eben vorher erprobt werden, nicht wahr?“ Will der eigentlich mich oder sich selbst überzeugen, dachte der Psychologe. Oder ist er wirklich so schwatzhaft? Lassen wir ihn also reden...

„Und daß die anfänglichen Versuche dafür nicht ausreichen, ist auch offensichtlich. Es ist ein Unterschied, ob eine Handvoll Menschen drei, vier Jahre lang isoliert ist, oder ob anderthalb Hundert es zig Jahre lang sind, nicht wahr? Zumal die Leute im ersten Fall wußten, daß sie sich im äußersten Ernstfall doch noch auf Hilfe von der Erde verlassen konnten. Tests dieser Art waren natürlich nicht ausreichend, und da mußte die psychologisch-soziologische Belastbarkeit eines derartigen Systems doch notwendigerweise auf einer zweiten, höheren Ebene erprobt werden!“

„Natürlich“, sagte der Psychologe pflichtgemäß.

„Die Versuchspersonen mußten wirklich davon überzeugt sein, einen interstellaren Flug zu unternehmen, wenn das Experiment unter *sauberen* Bedingungen durchgeführt werden sollte. Und es ist ja schließlich für ein wahrhaft großes Ziel, nicht wahr? Dieses Experiment dient der Vorbereitung eines wirklichen Fluges. Das ist dem Beobachter Whitbey doch wohl erklärt worden?“

„Sicher“, antwortete der Psychologe, und dachte: Verglichen mit diesem Typ war der Whitbey ja geradezu ein Stoiker. Den hier möchte ich mal als Beobachter sehen – er hat jetzt in zwei Minuten dreimal ‚nicht wahr‘ gesagt. Oder war es viermal? „Es ist jedenfalls anzunehmen“, fuhr er fort. „Das wird allen Mitarbeitern der Station klargemacht, und hierher kommen nur die, die auch wirklich fest davon überzeugt sind.“ Oder denen das alles so ziemlich egal ist, wie unsereinem. „Bisher war es

jedenfalls so.“\*

„Und wir werden dafür sorgen, daß es auch so bleibt“, erklärte der Inspektor. „In Zukunft werden wir eine noch sorgfältigere Auswahl treffen, notfalls sogar mit hypnotischen Sperren arbeiten – wenn es wirklich nicht anders geht. Natürlich auf streng gesetzlicher, also freiwilliger Grundlage. Und Sie werden alle vierzehn Tage einen ‘H-Test’ durchführen, auch bei den Beobachtern. Die schriftliche Anweisung bekommen Sie anschließend.“

„Es geht das Gerücht, die Beobachterposten sollten ganz abgeschafft werden?“ sagte der Psychologe in unbestimmt-fragendem Tonfall.

„Das ist natürlich Unsinn. Sie wissen selbst, daß wir außer den Spezialschaltungen der Servoroboter keine Beobachtungsgeräte *im* Schiff installiert haben – die Gefahr einer Entdeckung wäre zu groß. Um so mehr sind wir auf die Beobachtung durch periphere Geräte angewiesen, sonst hätten wir ja überhaupt keine Ahnung, was in dem Schiff vor sich geht. Nein, die Beobachter bleiben. Aber wir werden dafür sorgen, daß die Hauptschleuse in Zukunft nicht mehr von jedem x-beliebigen geöffnet werden kann – von außen, versteht sich, von innen geht es ja ohnehin nicht so einfach. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn\* Whitbey auch noch die innere Schleusentür aufbekommen hätte – die jahrzehntelange Arbeit an dem Projekt umsonst! Ganz zu schweigen von den Jahren der Vorbereitung, von all der aufreibenden Kleinarbeit unter strengster Geheimhaltung... Der Mann muß verrückt gewesen sein, ja, ja, ich weiß schon, Ihr Gutachten – so habe ich es auch nicht gemeint.\* Ich verstehe ihn jedenfalls nicht.“

„Ich auch nicht“, versicherte der Psychologe. „Trotzdem – ich bin froh, daß ich in einem halben Jahr hier fertig bin. Weiß Gott, ich möchte nicht dabeisein, wenn sie die Schleuse öffnen und die da drin es erfahren. Und irgendwann muß es ja geschehen.“\*

„Das geht uns nichts an“,\* sagte der Inspektor.

### **Die dritte Ebene der Erzählung**

Drei Wochen nach seinem Besuch in der Raumstation empfing der Inspektor den Stationspsychologen im Verwaltungszentrum des ‚Sternenschiff‘-Projekts auf der Erde. „Sie wundern sich, daß wir Sie vorfristig abgelöst haben“, sagte er. „Ich kann Ihnen aber versichern, daß wir mit Ihrer Arbeit durchaus zufrieden sind. Doch wir haben einen

anderen Auftrag für Sie. Würden Sie unter Umständen in die Station zurückkehren, und zwar nicht als Psychologe?“

„Sondern?“

„Sagen wir: als Beobachter.“

„Als Beobachter? Davon verstehe ich nichts. Ich habe keine Ausbildung an den Geräten, und ich glaube auch nicht, daß es mich interessieren könnte. Für einen Mann mit meinem Ausbildungsprofil ist das eine ziemlich eintönige Arbeit. Tut mir leid.“

„Ich muß Ihnen allerdings noch sagen, daß es keine gewöhnliche Beobachterarbeit ist, die wir Ihnen vorschlagen. Sie sollen vielmehr versuchen, Verbündete unter den anderen Beobachtern oder überhaupt unter dem Stationspersonal...“

Ein Summton der Wechselsprechanlage auf seinem Tisch unterbrach ihn, und aus dem Lautsprecher erscholl eine Stimme: „Ist Kollege Sanchez schon da?“

„Ja“, sagte der Inspektor ins Mikrofon. „Ich bin gerade dabei, ihm unseren Vorschlag zu unterbreiten.“\*

„Ist er schon über den Charakter des Projekts informiert?“

„Nein, ich bin noch nicht dazu gekommen.“

„Gut, dann sprechen wir in meinem Büro darüber. Am besten jetzt gleich.“\*

Ein Klicken zeigte an, daß der unsichtbare Gesprächspartner die Verbindung unterbrochen hatte, und der Inspektor wandte sich wieder seinem Gast zu. „Das war Kollege White, der Leiter unseres Projekts. Würden Sie mich bitte in sein Büro begleiten? Er will selbst mit Ihnen sprechen. Bitte, hier entlang.“

Im Korridor des Bürogebäudes fragte Sanchez: „Wie meinen Sie das mit den Verbündeten?“

„Der Direktor erklärt es Ihnen gleich“, antwortete der Inspektor. „Sie sollen Whitbeys Versuch wiederholen, möglichst mit ein paar anderen Leuten zusammen. – Da sind wir.“

Sie gingen durch ein leeres Vorzimmer, dann öffnete der Inspektor eine Tür. „Nach Ihnen, bitte. Kollege White, unser Direktor. Kollege Sanchez.“

Sanchez sah verständnislos den Mann an, der sich erhoben hatte und lächelnd hinter dem Schreibtisch hervortrat, um seine Besucher zu begrüßen. „Sie...? Kollege Whitbey?“ Der Psychologe suchte nach Worten. „Was soll... Sind Sie etwa...?“

„Ich bin's wirklich“, sagte der Direktor, ein noch ziemlich junger Mann, nicht über Mitte Dreißig. „Die Rolle des Beobachters Whitbey habe ich nur gespielt, und den Grund sollen Sie jetzt erfahren. Aber nehmen Sie doch Platz.“

Er wies auf die Sessel, die in der Zimmerecke um einen kleinen Tisch gruppiert standen, und setzte sich, als der Psychologe und der Inspektor Platz genommen hatten, zu ihnen. Dann fuhr er fort: „Also der Reihe nach.\* Sie wissen: Ehe man eine Expedition zu den Sternen schicken kann, muß man sich vergewissern, ob so eine Gruppe von Menschen diese Zeit überhaupt übersteht, ob sie über Jahrzehnte hinweg als isoliertes soziales System funktionsfähig bleibt. Man muß das also erproben, und zwar unter Bedingungen, wo man das Verhalten der Raumschiffinsassen beobachten und im äußersten Notfall – im äußersten Notfall auch eingreifen kann. Das bedeutet, von den Testpersonen ein gewaltiges Opfer zu fordern; und wir können ihnen nicht einmal vorher mitteilen, *wie* groß es ist. Man könnte sagen: ein grausames Opfer.“

„Als Whitbey *haben* Sie es gesagt, und noch mehr“, warf der Psychologe ein.

„Ja.“ White ignorierte den Einwurf. „Es ist grausam, aber es ist auch nötig. Und außerdem: Wer diesen Flug antritt, ist bereit, Opfer zu bringen, damit Menschen die Sterne erreichen, und genau das tut er – auf andere Weise, aber zu demselben Zweck. Doch selbst dieses Opfer wäre sinnlos, wenn der Test infolge eines Fehlers vorzeitig abgebrochen werden müßte.“

„Ich kann ihnen leider nicht mehr folgen“,\* erklärte Sanchez reserviert. „Ich hatte den Eindruck, daß Ihre Aktion als Whitbey gerade den Abbruch des Experiments bezweckte.“

„Eben nicht! Das Gegenteil ist der Fall.“ Zum ersten Mal schaltete sich der Inspektor in das Gespräch ein.

„Es ist alles genauestens durchdacht.“\*

„Gewiß“, sagte der Psychologe mit beherrschter Höflichkeit.

Der Direktor blieb weiter gelassen und setzte seine Argumentation fort, die er offenbar vorher konzipiert oder schon bei anderer Gelegenheit benutzt hatte.

„Ganz einfach. Um einen Fehlschlag des Tests zu vermeiden, müssen vorher die Testbedingungen selbst überprüft werden. Das heißt, bevor man die Testpersonen auf den simulierten Sternenflug schickt, muß erst einmal...“

„Nein“, sagte Sanchez tonlos. Er hatte begriffen.

„Doch. Wir testen momentan, ob wir überhaupt eine garantiert unauffällige, störungsfreie Beobachtung der Testgruppe...“

Der Psychologe hatte die Beherrschung schnell wiedergefunden und unterbrach jetzt den Direktor. „Nicht die Leute im Raumschiff werden getestet, sondern wir! Die Beobachter, überhaupt das Stationspersonal. Das ist wirklich... Aber wie wechseln Sie die Leute im Raumschiff aus? Wenn die uns was vorspielen, wissen sie Bescheid; keiner würde sich

unter diesen Umständen neunzehn Jahre und länger isolieren lassen. Wie wechseln Sie sie also aus, ohne daß die Beobachter es merken?“

„Gar nicht. Es ist nämlich niemand in dem Schiff. Was die Beobachter sehen, sind vorgefertigte Szenen. Filme, Datenbänder, die auf die Beobachtungsterminals gegeben werden.“

„Aber ich habe im Archiv selbst ein paar Szenen aus dem Schiff gesehen, so ein paar Filme, wie Sie sagen. Natürlich als ‚Aufnahmen‘ der Beobachtungsgeräte im Schiff. Sie stammen aus ganz verschiedenen Jahren, und man sieht die Leute wirklich älter werden, die Kinder heranwachsen!“

„Selbstverständlich. Die Vorbereitungen für das Projekt laufen seit Jahrzehnten; wir haben dreißig Jahre lang gefilmt, und zwar verschiedene Varianten.“

„Gründliche Arbeit.“

„Nur durch gründliche Arbeit werden wir unserer Verantwortung gerecht“, ließ sich der Inspektor wieder vernehmen. Sanchez blickte ihn einigermaßen überrascht an und wartete, was der Inspektor wohl sagen würde. Der aber schwieg, statt seiner erläuterte der Direktor: „Wir müssen herausfinden, wie die Beobachter auf verschiedene Situationen im Raumschiff reagieren; manche von den Situationen sind wirklich ergreifend, glauben wir, oder einfach kritisch. Später, wenn wir den Haupttest durchführen, müssen wir eine Möglichkeit haben, im Extremfall schnell einzugreifen, aber wir können es uns nicht leisten, daß zum Beispiel einer versucht, ins Schiff einzudringen und das Experiment abzubrechen, nur weil er die Nerven verloren hat.“

„Und Sie selbst...“

„Ich selbst habe das in meiner Rolle als Whitbey versucht, um herauszufinden, wie sich das übrige Stationspersonal verhalten würde. Verstehen Sie, um später sicherzugehen, müssen wir jetzt die Reizschwelle herabsetzen. Wir schaffen bewußt Risiken. Wenn die Station damit fertig wird, wie sie mit ‚Whitbey‘ fertig geworden ist, können wir beruhigt sein.“

„Nun, wir haben Sie ja ziemlich schnell erwischt“, bemerkte der Psychologe mit unverhohlener Genugtuung.

„Um so besser. Aber wir müssen es mit härteren Belastungsproben versuchen. Und das sollen Sie tun: als ‚Beobachter‘ in die Station zurückkehren und ein paar Kollegen zu einem weiteren, diesmal organisierten Versuch veranlassen, das Experiment abzubrechen. Wir werden Filme einsetzen, die Ihren Auftrag erleichtern. Sie sind natürlich der einzige Eingeweihte, die anderen werden glauben, daß dort wirklich Menschen im Raumschiff einem Test unterzogen werden.“

„Sie wollen wissen, ob es mir gelingt, eine Gruppe von Gegnern

des Experiments zusammenzubekommen.“

„Ja, und ob Sie mit ihnen die Sicherungsanlagen überwinden können.“

„Was für Sicherungsanlagen?“

„Das brauchen Sie nicht zu wissen. Es soll ja alles möglichst echt sein. Aber ich kann Ihnen versichern: Gefahr für Leib und Leben droht von den Anlagen niemandem.“

„Das ist allerdings sehr beruhigend.“\*

„Sie nehmen den Auftrag an?“

„Nein. Ich bin Psychologe, Wissenschaftler. Was Sie brauchen, ist ein Schauspieler. So einer von denen, die diese Szene aus dem Raumschiff gespielt haben. Oder machen Sie es doch selbst, nachdem Sie das Stationspersonal ausgewechselt haben.“

„Ich selbst scheidet aus. Ich sagte ja schon: Es ist besser, wenn Sie die Sicherungsanlagen nicht kennen. Ich kenne sie. Außerdem möchte ich den Kreis der Eingeweihten möglichst klein halten, und Sie sind mit den Bedingungen in der Station vertraut. Sie müssen sich natürlich nicht sofort entscheiden \* Wenn Sie noch eine Woche Bedenkzeit brauchen oder auch zwei... Wir haben Zeit.“

„Das kann man wohl sagen.\* Vor dem interstellaren Flug ein ... zigjähriger Test, vor dem wirklichen Test noch ein Test des Tests, und vorher... Sind Sie eigentlich sicher, daß Sie nicht selbst auch nur...“

Er vollendete den Satz nicht und blickte Direktor White mit unverhohlenen ironischem Lächeln an. Der aber schwieg überrascht, statt dessen erklärte der Inspektor mit Bestimmtheit: „Natürlich nicht, das wäre ja völlig sinnlos!\* Zumal wir so viel Zeit gar nicht haben. Wir erwarten in den nächsten Jahren das entscheidende Resultat unserer Physikergruppe.“ Er schwieg einen Augenblick, dann fügte er hinzu: „Ich meine die Lösung des *technischen* Problems: ob interstellare Flüge überhaupt prinzipiell realisierbar sind.“

Er registrierte befriedigt, daß weder Sanchez noch White übernormale Reaktionen zeigten.

1973/1978

# **Erik Simon**

## **DIE RIDDHANER**

### **I**

#### **Signal aus dem All**

Nachdem das Signal zwölf Jahre lang mit Lichtgeschwindigkeit durch das Weltall geflogen war, traf es auf die Antennen der riesigen Empfangsanlagen des Planeten Riddh. Nach vierundzwanzig Umläufen des Planeten um die Sonne Epsilon Indi, das heißt nach neun irdischen Jahren, hatten die Bewohner des Riddh die Botschaft fast vollständig entschlüsselt. Der erste Teil des Signals enthielt mathematische Zeichen und Gleichungen. Darauf aufbauend, machte der zweite Teil mit der Denkweise der Absender des Signals und mit den Grundlagen der englischen Sprache vertraut. Im dritten Abschnitt erfuhren die Bewohner des Planeten Riddh, daß das Signal vom dritten Planeten der gelben Sonne kam, die genau beschrieben wurde und die sie deshalb in ihren Sternenkatalogen verzeichnet fanden.

Nur die eigentliche Botschaft verstanden sie nicht. Sie vermuteten, auch der vierte und letzte Teil des Signals müßte etwas Wichtiges enthalten, doch sie konnten nichts damit anfangen: „Coca-Cola is the best drink in the Universe! Drink Coca-Cola!“

### **II**

#### **Spuren im All**

Nachdem an Bord des Raumschiffes vom Planeten Riddh einundvierzig Jahre vergangen waren, wurde die Besatzung von der Automatik aus der Anabiose erweckt, und sie erblickten auf dem Bildschirm ihres Schiffes statt des heimatlichen Sterns Epsilon Indi unsere Sonne. Bald darauf landeten sie auf dem Uranus, und dort fanden sie Spuren, die offenbar die Bewohner des dritten Planeten hinterlassen hatten, jenes Planeten, von dem auch das rätselhafte Signal gekommen war.

Zuerst entdeckten sie die Funkbake, die ununterbrochen gleichförmige Impulse sendete, und in ihrer Nähe einen reichlich primitiven Landeplatz. Sie versammelten sich voller Erwartung in der

Zentrale ihres Schiffes, und der Kommandant selbst gab den Funkspruch durch, in dem er die Bewohner dieses Stützpunktes begrüßte und um Landeerlaubnis bat. Es kam keine Antwort. Er versuchte es noch einmal, doch ohne besseres Ergebnis. Dann überließ er es dem Bordfunker, nacheinander alle Wellenlängen auszuprobieren. Als die Station auf dem Planeten nach mehreren Umläufen des riddhanischen Schiffes noch immer schwieg, beschlossen die Raumfahrer nach langen Debatten, ohne Erlaubnis eine Landung zu riskieren.

Dann stand das Raumschiff auf dem Landeplatz. Wieder warteten sie, doch niemand kam ihnen aus den drei halbkugelförmigen, durch Röhrengänge miteinander verbundenen Gebäuden der Station entgegen. Nachdem sie eine halbe Stunde später noch immer kein Lebenszeichen entdeckt hatten, gelangten sie zu der Überzeugung, daß die Station wohl verlassen sein mußte, und wagten sich aus ihrem Schiff heraus.

Ohne besondere Mühe gelang es ihnen, die Tür zum größten der drei Gebäude zu öffnen. Die Station war in der Tat verlassen, und einige Besatzungsmitglieder konnten es kaum erwarten, die Bauwerke zu erforschen, nachzusehen, wo sich die Laboratorien befänden, die zu solch einer Station sicher gehörten, die fremde Technik zu untersuchen. Der Kommandant jedoch mahnte zur Vorsicht und forderte Zurückhaltung: „Stellt euch vor, fremde Raumfahrer würden bei einer unserer Stationen landen und womöglich aus Unwissenheit die wertvollen Geräte beschädigen – würden wir sie nicht als ungebetene Eindringlinge betrachten? Nein, wir haben kein Recht, hier irgend etwas zu verändern; schon genug, daß wir ohne Erlaubnis gelandet sind.“

Doch sie sollten enttäuscht werden. Die meisten Räume der Station waren leer, in den übrigen herrschte ein unvorstellbares Chaos; nur der Raum mit der Funkbake ließ Spuren von Ordnung erkennen, und die Bake war auch das einzige funktionierende Aggregat der Station. Andere Geräte, deren Funktion sie nicht ergründen konnten, schienen ihnen beschädigt zu sein (weil sie es aber nicht mit Sicherheit sagen konnten, tasteten sie auch diese nicht an), und in manchen Räumen lagen unterschiedlichste kleine und mittelgroße Gegenstände systemlos verstreut. Ein Raum in dem zentralen Gebäude war mit rechteckigen Platten angefüllt, die waagrecht auf jeweils vier dünnen Metallpfeilern ruhten; es gab größere Platten und andere, die kleiner und nur halb so hoch waren. Auf allen größeren und vielen kleineren Platten fanden sich Reste verschiedener organischer Substanzen. Der Gedanke eines der Forscher, es könnte sich hierbei um Tische und Stühle handeln, wurde sofort verworfen; kein vernunftbegabtes Wesen würde sich auf so unbequeme Konstruktionen setzen.

Schließlich sprach einer aus, was alle schon erkannt hatten: Hier

mußte eine entsetzliche Katastrophe stattgefunden haben. Alles deutete darauf hin, daß die Wissenschaftler ihre Station fluchtartig verlassen hatten; vielleicht war das Chaos auch durch eine Explosion zu erklären... Sie wußten es nicht. Die fremden Forscher hatten alle Aufzeichnungen vernichtet oder mitgenommen – es waren jedenfalls keine zu finden. Es mußte ein schreckliches Experiment gewesen sein... Sicherlich hatten die Bewohner des dritten Planeten nicht zufällig diese Station so weit von ihrer Heimat eingerichtet.

Später untersuchten die Riddhaner die Umgebung der Station. Sie fanden unter dem Kohlendioxidschnee kleine kreisförmige Plattformen und in deren Nähe – doch seltsamerweise fast nie auf ihnen – dieselben Gegenstände wie in den Gebäuden, ja sogar in viel größerer Anzahl: Leere Behälter unterschiedlichster Formen und Größen aus Metall, Kunststoff und vor allem aus Papier, Fetzen dünner Folien aus denselben Materialien, geringe Mengen organischer Stoffe ähnlich denen auf den rechteckigen Platten, verschiedene kleinere Gerätschaften, schließlich eine sehr große Anzahl Flaschen aus Silikatverbindungen, die mit bunten Folien beklebt waren und früher, wie eine sorgfältige Analyse der gefrorenen Reste darin ergab, ein Gemisch aus Wasser, Äthanol und anderen Stoffen enthalten hatten.

Auch hier konnten sie keinerlei Informationsspeicher finden. Um so seltsamer erschien ihnen darum die Entdeckung eines Besatzungsmitglieds, daß an einer Felswand ganz in der Nähe viele rätselhafte Zeichen eingeritzt seien. Sie kopierten diese Informationen sorgfältig und ließen sie vom großen Bordcomputer übersetzen, leider ohne Erfolg. Keines dieser Wörter kam in dem Signal vor, das seinerzeit ihren Planeten erreicht und ihren Flug veranlaßt hatte; auch die linguistische Strukturanalyse konnte nichts erklären.

Eine einzige Aufschrift vermochte der Computer zu entziffern: „Ich war hier“, und lange schwiegen sie, versuchten sich vorzustellen, wie der fremde Raumfahrer diese Worte geschrieben hatte – vielleicht der letzte Versuch, nach einer tödlichen Katastrophe eine Spur zu hinterlassen...

In der Station hatten sie eine weitere Aufschrift gefunden, doch wieder war der kybernetische Übersetzer machtlos gewesen. Und sie malten sich aus, welcher dramatischer Sinn wohl in diesen wenigen Worten verborgen sein mochte: „Campingplatz Uranus Nordwest. Außerhalb der Saison gesperrt.“

„Groß ist das All und voller Wunder“, sagte der Kommandant der Riddhaner schließlich, und sie starteten zum Weiterflug.

### III

#### Begegnung im All

Nachdem das Raumschiff vom Planeten Riddh den Planetoidengürtel südlich der Ekliptikebene passiert hatte, bemerkten die Riddhaner, daß sie ihrem Ziel, dem dritten Planeten der gelben Sonne, schon ziemlich nahe sein mußten. Immer häufiger empfangen sie Fragmente oder auch längere Teile von Funksprüchen, und sie konnten es kaum erwarten, endlich ihre irdischen Verstandesbrüder zu begrüßen. Da begab es sich eines Tages, als sie auf halbem Wege zwischen Mars und Erde waren, daß ihnen ein Raumschiff begegnete.

Zu spät bemerkten sie das kleine fremde Schiff. Im System ihres Sternes Epsilon Indi gab es keinen Planetoidengürtel und fast keine Meteoriten, das Raumschiff der Riddhaner war deshalb gegen Kollisionen nicht automatisch geschützt. So erfuhren sie vom Vorhandensein des anderen Schiffes erst wenige Sekunden vor dem Zusammenstoß. Der diensthabende Pilot reagierte blitzschnell und schaltete die Starttriebwerke ein, trotzdem wurde ihr Schiff von der fremden Rakete seitlich am Heck gestreift, und sie verspürten eine leichte Erschütterung.

Das riddhanische Raumschiff hatte keinen Schaden genommen, die Bildschirme zeigten auch die kleine Rakete anscheinend unversehrt; nur eine Antenne schien beschädigt zu sein. Die Riddhaner waren sehr froh über den glimpflichen Ausgang des Zwischenfalls.

„Du hast wohl Tomaten auf den Augen?“ sagte da eine Stimme aus den Lautsprechern des Funkempfängers, und jedes Wort wurde automatisch aufgezeichnet, um später analysiert und übersetzt zu werden. „Bildest dir wohl ein, mit so ’ner großen Kiste kannst du dir alles erlauben, du häßliches Mondschaft?!“

Die Analyse dieser Worte durch den Bordcomputer ergab keinen logischen Sinn, und die Riddhaner reihten diesen Vorfall in die Kette der Rätsel ein, die sie auf dem dritten Planeten zu lösen hofften.

### IV

#### Besuch aus dem All

Nachdem das Raumschiff der Riddhaner auf der Erde gelandet war, stellten die Raumfahrer erfreut fest, daß natürlichen Bedingungen denen ihres Planeten ähnelten. Die Luft erwies sich als atembar, die Temperatur als erträglich, obwohl es etwas kühl und feucht war; auch entdeckten sie

keine schädlichen Mikroorganismen, gegen die ihre Impfstoffe nicht gewirkt hätten.

Der abgeerntete Acker, auf dem ihr Raumschiff stand, erinnerte an die heimatlichen Sordh-Felder. In der Nähe verlief eine Landstraße, die in der einen Richtung hinter einem kleinen Hügel und in der anderen in einem entfernten Waldstück verschwand. An der Flanke des Hügel, etwas abseits der Straße, erblickten sie eine kleine Gruppe von Häusern, vielleicht einen Weiler, vielleicht den Ausläufer eines hinter dem Hügel verborgenen größeren Dorfes.

Nach einer kurzen Beratung schickten die Riddhaner eine dreiköpfige Gruppe – den Biologen, den Zweiten Piloten und den Linguisten – zur ersten Kontaktaufnahme zu den Häusern. Von einem Fahrzeug oder anderer Großtechnik hätten sich die Einheimischen vielleicht irritiert oder bedroht gefühlt, also gingen die drei zu Fuß – es war ja nicht weit. Sie trugen ihre leichten hellgrauen Kombinationen für riddhaähnliche Planeten; auf Helme und Skaphander konnten sie verzichten. Der Linguist nahm seinen tragbaren Übersetzungscomputer mit (für den Fall, daß hier eine der bereits analysierten irdischen Sprachen üblich war), der Biologe den Koffer mit den Bildtafeln (für den Fall, daß der Übersetzungscomputer versagte) und der Zweite Pilot den kleinen Schutzfeld-Generator (für alle Fälle). Jeder stand durch einen winzigen Ohrhörer drahtlos mit der Übersetzungsmaschine in Verbindung, über die sie notfalls auch Funkkontakt mit ihrem Schiff aufnehmen konnten.

Als sie aufbrachen, setzte ein schwacher Regen ein, und sie fanden die beiden Straßen des Weilers menschenleer. Die ersten Gebäude, an denen sie vorbeikamen, dienten augenscheinlich zu Wirtschaftszwecken; endlich erreichten sie ein kleines einstöckiges Haus, dessen Fenster erleuchtet waren, und klopfen behutsam an die Tür. Daraufhin geschah nichts, also wagten sie, stärker zu klopfen, bis der Biologe auf den Gedanken kam, den Knopf neben der Tür auszuprobieren. (Dabei legte der Zweite Pilot vorsorglich die Hand auf den Schalter des Schutzfeldgenerators.) Es klingelte.

„Ja doch, ja, ich komme ja schon!“ ertönte eine Stimme aus dem Haus, vom Automaten auch richtig übersetzt, und sie vernahmen schlurfende Schritte hinter der Tür, die schließlich von einer alten Frau geöffnet wurde. „Ich dachte, ihr würdet erst abends kommen, weil doch der Junge... Aber kommt nur erst mal rein, ihr werdet ja ganz naß! Ein Wetter ist das ... Nun kommt schon!“

Zögernd taten die Raumfahrer, wie ihnen geheißen, und folgten der Frau, die beim Gehen die Füße kaum über den Boden hob. „Ach ja“, sagte sie, während sie die Riddhaner durch einen kurzen Korridor in ein Zimmer führte, „so ein verregnetes Jahr, das Wetter wird immer schlechter“, und

daß daran diese vielen Raketen schuld wären, die neuerdings da oben rumflögen – wobei sie anklagend ihren Zeigefinger empor streckte.

„Wir sind...“, begann der Linguist ratlos, und: „Ja, natürlich“, unterbrach ihn die Alte, „ich hol gleich was. Natürlich seid ihr hungrig. Momentchen, ich bin gleich wieder da.“\*

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, nutzten die Riddhaner die Gelegenheit, ihre Umgebung zu betrachten und Eindrücke auszutauschen. Sie befanden sich in einem ziemlich großen Raum mit zwei Fenstern, die ein kaum durchsichtiger Stoff halb verdunkelte. Entlang der Wände standen Möbelstücke, deren Bestimmung sie nur teilweise erraten konnten; völlig unklar blieb vorerst – wie so vieles in diesem Sonnensystem – der Zweck etlicher Gegenstände aus Glas und Keramik hinter den Scheiben eines gewichtigen Schrankes. Die Möbel schienen aus verschiedenen technologischen Epochen zu stammen, etwa die drei um den Tisch gruppierten, offenbar doch als Stühle dienenden Konstruktionen – der eine schwer, voluminös, mit viel Textilstoff bespannt und gepolstert, der andere eine halsbrecherische Vorrichtung aus Metallrohren und Plast, der Erinnerungen an die verlassene Station auf dem äußeren Planeten weckte, der dritte schließlich nach einfachstem Muster aus braunem Holz gebaut. An den Wänden sahen sie mehrere Fotografien, die beiden größten hingen nebeneinander – eine zeigte einen Mann, eine Frau und ein halbwüchsiges Kind, die andere den Kopf eines Tieres mit kurzen spitzen Ohren, zusammengekniffenen Augen und langen Haaren über dem Maul. Die Frau war auf mehreren Bildern zu sehen. Die Fotos bestätigten den ersten Eindruck: Sie sah erstaunlich riddhanisch aus.

Wieder hörten sie Schritte, die alte Frau öffnete die Tür und kam mit einem ovalen Tablett herein, auf dem eine Kanne samt Tassen und Teller mit großen Stücken Gebäck standen. „Nun setzt euch schon und langt zu.“ Sie stellte das Tablett auf den Tisch und begann, Tassen und Teller zu verteilen. Da sie das Zögern ihrer Gäste bemerkte, sagte sie eilig: „Ja, ja, setzt euch nur, ich hol mir einen Stuhl aus der Küche.“ Das tat sie dann auch.

Als sie mit dem Stuhl zurückkam, blieb sie an der Tür stehen und schaute verwirrt auf die drei Männer, die abwartend und förmlich am Tisch saßen. „Warum eßt ihr denn nicht? Oder ist der Kaffee noch ...“

„Wir sind...“, begann der Linguist erneut, doch in diesem Augenblick erhellte sich die Miene der Frau.

„Ach so, die Milch! Man wird eben vergeßlich. Ihr hättet doch was sagen können.\* Wollt ihr Zucker?“

„Eigentlich...“ Den dritten Anlauf des Linguisten sabotierte der Zweite Pilot. „Ja, bitte“, sagte er, und wieder geriet die Frau außer Sicht.

„Wir müssen uns anpassen“, erklärte der Zweite Pilot. „Sie erwartet

von uns, daß wir essen und trinken, bevor wir Wichtiges besprechen. Das ist ja auch bei vielen riddhanischen Völkern üblich. Also richteten wir uns danach.“

„Und wer sagt, daß diese Speisen für uns unschädlich sind?“ erwiderte der Linguist. „Soll ich mich etwa vergiften?“

„Ach was, bei biologisch derart ähnlichen Wesen...“

„Bist du dir dessen wirklich so sicher? \* Halt, was...“

„Nein“, gab der Zweite Pilot mit vollem Munde zu. „Ganz sicher nicht. Aber es schmeckt.“

„Es schmeckt“, wiederholte er, als die Gastgeberin zurückkam.

„Ihr könnt ruhig zulangen, wenn's nicht reicht, hol ich noch was. Ich wußte ja, daß ihr kommt, und hab mich drauf eingerichtet. Ich zeig euch dann...“ Sie hielt inne und klopfte dem neben ihr sitzenden Biologen auf den Rücken. Der Biologe hatte gerade zu essen begonnen und sich prompt verschluckt, als er hörte, was die Frau sagte.

„Woher wußten Sie...?“ stotterte der Linguist und starrte die Frau entgeistert an. Sogar der Zweite Pilot hatte aufgehört zu kauen.

„Na, Bert hat doch geschrieben. Der Brief ist vorgestern gekommen. Ich hab mich drüber gefreut und gleich alles vorbereitet. Der Junge schreibt ja so selten, ich weiß gar nicht richtig, was er an der Universität macht, und daß er dort Freunde hat, sogar gleich drei aus Übersee! Bei uns in der Zentralschule nämlich, wißt ihr, also... Ach, ich hab ganz vergessen zu fragen: Ich sag die ganze Zeit ‚du‘ zu euch, dabei seid ihr... ich meine, Sie sind ja schon längst erwachsen, und da muß ich vielleicht ‚Sie‘ sagen?“

„Ich verstehe nicht ganz, worin der Unterschied liegt“, \* antwortete der Biologe vorsichtig.

„Das mein ich ja“, \* sagte die Frau erfreut, „das ist gar nicht so wichtig. \* Aber hätte ja sein können, daß ihr beleidigt seid.“

„Keineswegs, wir sind schließlich Verstandesbrüder“, erklärte der Linguist. Jeder Raumpiloter wußte, daß beim Kontakt mit fremden Intelligenzen die belanglosesten Mißverständnisse schreckliche Folgen haben konnten, wenn man sich nicht flexibel verhielt. „Wir streben ja alle zu demselben Ziel.“

„Hm, Bert hat so was geschrieben, daß ihr schon morgen weiter wollt, ich hab aber vergessen, wie der Ort heißt. Ist ja auch egal, Hauptsache, ihr habt diese Nacht ein Dach überm Kopf und euch gefällt's hier. So schön wie daheim ist's natürlich nicht, \* vor allem das Wetter, aber daran habt ihr euch sicher schon gewöhnt. Oder regnet's in Kanada auch so viel?“

„In Kanada?“ Diesen Namen kannte der Linguist, es war ein Land auf der Erde. Seine Zweifel an der Qualität der maschinellen Übersetzung

hatten sich immer mehr verdichtet, und nun überlegte er fieberhaft, wo der Fehler im Programm stecken mochte. Oder war ein Semantikfilter defekt? Jetzt die Bildtafeln auszupacken mußte doch recht unpassend erscheinen...

Auch der Biologe hatte inzwischen Gewißheit erlangt, daß irgend etwas nicht stimmte, und wiederholte vorsichtig: „Ja, in Kanada allerdings ...“

Der Zweite Pilot aber war, während er schweigend und mit offensichtlichem Genuß aß, zu einem Entschluß gekommen. „Wir sind nicht aus Kanada“, sagte er, „und wir kennen auch keinen Bert.“

Nun war das Erstaunen auf Seiten der Frau. „Ihr seid nicht...? Ja, aber Bert hat doch geschrieben... Wer seid..., wer sind Sie denn dann?“

„Wir sind“, erklärte der Zweite Pilot, „Raumfahrer. Wir sind eben erst auf der Erde gelandet. Unser Schiff steht hier in der Nähe. Wir kommen vom Planeten Riddh.“ Dann aß er weiter.

„Mein Gott“, sagte die Frau. „Ich hab Sie mit jemandem verwechselt. Mein Gott ...“

„Wir bedauern außerordentlich, falls wir Ihnen irgendwie Schaden zugefügt haben sollten“, \* deklarierte der Linguist. „Wir hatten keinesfalls die Absicht...“

„Wer spricht denn von Schaden? Was denn für einen Schaden... *Wo* kommt ihr her?“

„Vom Planeten Riddh. Er liegt zwölf Lichtjahre von der Erde entfernt, ist der zweite Planet der Sonne Epsilon Indi mit einer Umlaufzeit von...“ begann der Linguist, doch die Gastgeberin unterbrach ihn. „Das macht nichts“, \* sagte sie bestimmt. „Bloß was wird mit Berts Freunden? Für sechs Gäste hab ich keinen Platz. In der Scheune kann man jetzt nicht schlafen. Wir haben hier nämlich noch Scheunen, ganz wie früher, aber bei dem Wetter holt ihr euch dort ja den Tod.“

„Das ist nicht nötig“, \* sagte der Biologe entschlossen. „Ich meine, falls Sie meinen, daß wir ein Problem...“ Er verlor den Faden. „Wir schlafen im Raumschiff.“

„Aber nein, es findet sich schon was.\* Ich geh gleich mal zu Richters und frag dort, die haben bestimmt noch Platz. Oder bei Schuffenhauers... Hier wohnt ja kaum noch jemand, sind alle weggezogen, in die Stadt, ins Zentraldorf, in die Siedlung... Wir finden schon was.“\*

„Wir schlafen im Schiff“, sagte der Zweite Pilot, und um komplizierte Erklärungen zu vermeiden, log er: „Das ist so Vorschrift.“\*

Diese Vorschrift gab es nicht, doch sicher nur, weil niemand eine solche Situation vorausgesehen hatte. „Ach so ... Aber wenn ich mit euch nicht wenigstens mal kurz vorbeischaue, reden Richters nicht mehr mit mir. Wo doch sonst kein Mensch hierher kommt. Der Junge wird bestimmt auch in der Stadt bleiben, na klar, was soll er denn hier im Dorf, höchstens

daß er mich mal besuchen kommt. Er kommt aber kaum. So ist das heute. Dabei hat er's gar nicht so weit, und früher war er nicht von Zuhause wegzukriegen. – Momentchen, ich gieß gleich nach. Zucker? Also ich nehme auch keinen, der Doktor hat mir's verboten. Was ich sagen wollte: Früher war der Junge nicht aus dem Haus zu kriegen, er hatte im Internat von der Zentralschule wohnen können, aber nein, er ist lieber jeden Tag mit dem Rad hingefahren. Über zwanzig Kilometer. Später hatte er dann so ein Moped, bei jedem Wetter ist er gefahren. Hier regnet's ja andauernd, seit Jahren hatten wir keinen richtigen Sommer mehr, und einen richtigen Winter auch...“

Sie unterbrach sich, denn nun hatte sie bemerkt, daß keiner ihrer Gäste mehr zuhörte. Den Grund kannte sie freilich nicht: Über die Übersetzungs- und Kommunikationsanlage der Riddhaner hatte sich deren Raumschiff gemeldet. Der Kommandant informierte sie, in der Umgebung seien mehrere Flugapparate gelandet und hätten Funkkontakt zum Raumschiff aufgenommen. Die drei würden jetzt beim Schiff gebraucht.

„Ist was?“\* fragte die Frau.

„Wir müssen zu unserem Schiff zurück“, antwortete der Linguist.

„Ihr wollt schon gehen? Jetzt? Wartet wenigstens, bis der Regen nachläßt.“

„Wir müssen“, sagte der Linguist. „Vorschrift.“

Der Zweite Pilot blickte ihn wütend an.

„Ja dann... Nehmt wenigstens Schirme mit, ich hab noch zwei da. Momentchen, ich hol sie gleich.“\*

Als sie aufstand, ertönte Lärm vor der Tür, und dann klingelte jemand energisch. „Das werden Berts Freunde sein“, sagte die Frau und ging öffnen.

Es war aber eine Abordnung der eilends gebildeten Außerordentlichen Kommission für Interstellare Kontakte. Die Vertreter der Kommission vor der Tür blickten nicht weniger erstaunt auf die Frau als diese auf die Vertreter. Hinter den Kontaktexperten mit ihren Funkgeräten und Bildtafeln standen in dezentem Abstand bewaffnete Uniformierte, und noch ein Stück weiter entfernt etliche Panzer – nur für alle Fälle;\* man mußte schließlich auf alles gefaßt sein bei der Begegnung mit völlig fremden Wesen.

1972/1978

## **Erik Simon**

### **MARSMENSCHEN GIBT'S NATÜRLICH NICHT...**

Northon (Ill.) im Verlauf des II.Internationalen Astronomischen Symposiums sprach gestern der bekannte Astrobiologe Dr. S.F.Areson zum Problem der Lebensmöglichkeiten auf den Planeten unseres Sonnensystems. Das seit Beginn dieser Woche in Northon stattfindende Symposium, über das wir schon in unserer Mittwoch-Ausgabe berichteten, fand mit diesem Beitrag einen seiner Höhepunkte.

In Weiterführung seiner in zahlreichen Publikationen dargelegten Theorien zeigte Dr.Areson überzeugend die Unmöglichkeit hochentwickelten extraterrestrischen Lebens innerhalb unseres Sonnensystems. Damit dürfte die in letzter Zeit wiederaufgekommene "Extraterristen-Hypothese" (siehe unseren Artikel "Wieder fliegende Untertassen?" in Nummer 4/11 des Vorjahres) endgültig widerlegt sein. – Einen ausführlichen Bericht finden Sie in unserer nächsten Ausgabe.

*"Illinois Review", 29.2.1985, S.2*

Obwohl es nun schon lange her ist, erinnere ich mich noch an jede Einzelheit. Kein Wunder, war dieser Vortrag doch das Ergebnis und die Vollendung umfangreicher Vorbereitungen und Spezialstudien. Ein Mißlingen hätte die Arbeit von Jahrzehnten in Frage gestellt.

Diese Gefahr war um so größer, als kurz zuvor die "Außerirdischen" wieder mal ins Gespräch gekommen waren. Und das nur, weil sich eine Gruppe von Wissenschaftlern fand, die – in völlig unwissenschaftlicher Weise – aus dem zufälligen Zusammentreffen einiger ungeklärter Vorfälle den unhaltbaren Schluß zogen, ein Raumschiff (!) von außerirdischen Wesen (!) könne die Erde besucht haben! Der leuchtende Punkt, der in der Nacht zum 14. August über dem Nordatlantik gesichtet worden war, soll dieses Raumschiff gewesen sein – nur, weil der Punkt später nicht mehr aufzufinden war – "das Raumschiff ist wieder abgeflogen"! Die Radiowellen, die ein paar Stationen empfangen haben, wurden als "Signale dieses Raumschiffs" ausgelegt, und der "Flugkörper", den tags zuvor einige völlig unkompetente Leute über verschiedenen Siedlungen des Staates Nevada gesehen haben wollen, war natürlich eine "Landungsrakete". Ja, es gab sogar Fachleute, die diese Hirngespinnste für möglich hielten. Und erst die Zeitungen! "Wieder UFOs über den Vereinigten Staaten", "Droht uns eine Invasion vom Jupiter?", "Botschaft vom Andromedanebel", "Marsianer verkünden das Nahen des Jüngsten Gerichts!", "Handel mit Mars – Ende der Stagnation?" – um nur einige Schlagzeilen verschiedener amerikanischer Journale zu zitieren.

Doch nicht nur in den USA, überall kam plötzlich ein starkes Interesse an den Problemen des Lebens im All auf, als habe es nur eines Anstoßes bedurft.\*

Die soliden, nüchternen Wissenschaftler hatten viel Mühe, die Phantasten unter den Fachleuten und die Laien davon zu überzeugen, daß das alles Hirngespinnste waren. Sie widerlegten jeden einzelnen Punkt dieser "Hypothese":

erstens war die "Landungsrakete" ein gewöhnlicher großer Meteorit,

zweitens waren die Angaben der Leute, die den Körper gesehen haben wollten, keinesfalls exakt und fundiert, und es kann sich also auch um eine optische Täuschung gehandelt haben, zumal in ganz Nevada keine Überreste des Körpers zu finden waren,

drittens gingen die "Signale" offenbar von einem anderen Objekt aus, zum Beispiel von einem Flugzeug, und wurden durch Störungen verzerrt,

viertens war das "Raumschiff" selbst höchstwahrscheinlich einer der unzähligen künstlichen Satelliten, und

fünftens ist das Zusammentreffen dieser Ereignisse dem Zufall zuzuschreiben.

Doch selbst nach dieser Beweisführung blieb das Thema im Gespräch, und es war im Interesse der Wissenschaft nötig, dem Gerede von den Extraterresten endgültig ein Ende zu bereiten. Dieses edle Ziel stellte ich mir, als ich meinen Vortrag über die Lebensmöglichkeiten auf den Planeten vorbereitete. Und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich diese Aufgabe glänzend gelöst habe – jedenfalls ist es meinen Gegnern trotz hartnäckiger Bemühungen nicht gelungen, meine Beweisführung zu widerlegen.

Zu Beginn sagte ich einige Worte über die Unwahrscheinlichkeit des Lebens im Kosmos, ohne jedoch die Möglichkeit von Leben (vielleicht sogar vernunftbegabtem) ganz auszuschließen, wenn wir dabei andere, unerreichbar weit entfernte Sonnensysteme im Auge haben. In unserem Sonnensystem jedoch gibt es nur auf der Erde vernunftbegabtes Leben und sonst nirgendwo. Jedes höherentwickelte Leben ist auf den anderen Planeten völlig ausgeschlossen.

Dies zu beweisen gelang mir mittels der eigens dafür entwickelten physiko-chemo-astrobiologischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, die ich theoretisch begründete und dann an einem Beispiel demonstrierte.

Aus mir völlig unverständlichen Gründen gilt das besondere Interesse der Menschen seit Jahrhunderten dem Mars; seitdem Schiaparelli die "Marskanäle" zu sehen glaubte, geistern die "Marsmenschen" durch die menschliche Phantasie und sind einfach nicht mehr daraus zu vertreiben. Aber auch seriöse Wissenschaftler waren der Meinung, daß

---

\* Dabei hat sicher auch der Umstand eine Rolle gespielt, daß gerade damals die Entsendung der ersten bemannten interplanetaren Expedition durch die UNESCO erwogen wurde; die Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens war in der Fachwelt heiß umstritten.

Leben (wenn auch kein vernunftbegabtes) am ehesten noch auf dem Mars entstanden sein könnte. Bis ich sie eines Besseren belehrt habe.

Mit Hilfe meiner Methode habe ich ermittelt, daß die Wahrscheinlichkeit von Leben auf dem Mars verschwindend gering ist, praktisch gleich Null. Der Mars ist eine öde, lebensfeindliche Welt. Seine Oberfläche ist eine trostlose Kraterlandschaft ähnlich der des Mondes, die Temperaturen sind wesentlich niedriger als auf der Erde, die Atmosphäre hat einen viel zu geringen Druck und enthält fast keinen Sauerstoff, auch Wasser fehlt fast gänzlich. Wie sollte unter solchen Bedingungen Leben möglich sein?

Es liegt auf der Hand, daß auf dem Mars Leben ausgeschlossen ist. Und sollte es dort trotzdem irgendwelche Lebewesen geben, dann kann es sich nur um äußerst primitive Formen handeln – Bakterien oder ähnliches. Selbst das wäre schon ein Wunder – von höherentwickeltem Leben kann also keine Rede sein. Und daß es keine Marsmenschen gibt, weiß inzwischen ja sowieso jeder, der auch nur über eine Spur logischen Denkvermögens verfügt.

In diesem Sinne also führte ich den Beweis meiner Behauptungen, und es gelang mir zweifellos, die Fachwelt mit meinen unwiderlegbaren Fakten und unanfechtbaren Schlußfolgerungen zu überzeugen. Ich bin sicher, daß dies auch einen nicht geringen Einfluß hatte bei der Entscheidung, ob in den folgenden Jahren ein bemanntes Raumschiff zum Mars starten sollte – das Projekt ist bekanntlich zurückgestellt worden, und mit den dafür vorgesehenen Mitteln wird das internationale Mondobservatorium gebaut.

Leider konnte ich die begonnene Arbeit nicht fortsetzen. Der Vortrag hatte mich so erschöpft, daß sich mein Gesundheitszustand bald darauf verschlechterte, so daß ich nicht mehr in der Lage war, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ich war den damit verbundenen Strapazen einfach nicht mehr gewachsen – rein körperlich, versteht sich.<sup>\*\*\*</sup>

---

\* Nachdem ich das alles dargelegt und so elegant bewiesen hatte, daß meine Schlußfolgerungen als Paradebeispiel astrobiologischen wissenschaftlichen Denkens in alle Lehrbücher der Astronomie, Astrobiologie, Astrobiochemie, Astrobiophysik, Astrochemie, Astrobotanik, Astrozoologie, Astrophysiochemobiologie und Astrogastromie aufgenommen wurden, mußten selbst die haltlosesten Phantasten einsehen, daß am Mars nichts, aber auch gar nichts Bemerkenswertes ist und daß es kaum einen anderen Planeten gibt, der ebenso langweilig wäre wie der Mars, so daß es die fiktiven Marsmenschen schon deshalb nicht geben kann, weil sie auf so einem eintönigen Planeten längst vor Langeweile gestorben wären!

\*\* Um Krater zu fotografieren, Temperaturen zu messen und den Boden zu analysieren, reichen automatische Sonden voll und ganz aus, und mehr hat der Mars eben nicht zu bieten.

\*\*\* Geistig hatte mich der Vortrag kaum angestrengt – ich hätte ebenso mühelos den Beweis führen können, daß nach menschlichem Ermessen auf dem Planeten Erde kein Leben existieren kann. Ich tat es natürlich nicht – wozu auch?

Trotz des Spezialtrainings – auf die Dauer sind die fürchterliche Hitze und der hohe Luftdruck nicht auszuhalten, ganz zu schweigen von den Präparaten, die ich tagtäglich einnehmen mußte, um den vielen Sauerstoff in der Luft wenigstens einigermaßen ertragen zu können. Und erst diese häßliche, schrecklich unbequeme künstliche Haut, die ich ständig zu tragen hatte, um anstelle meiner eigenen schönen, gesunden dunkelblauen Haut eine andere von geradezu widerlicher rosiger Farbe zur Schau zu stellen, und die außerdem noch meine Sehkraft minderte, da sie das dritte Auge auf der Stirn verdeckte – all das zwang mich, die Arbeit abubrechen. Man schickte einen Ersatzmann für mich,\* der das begonnene Werk fortsetzte und alles tat, um die Entsendung eines Raumschiffes zum Mars zu verzögern. Denn zweifellos war damals die Zeit noch nicht reif für eine Kontaktaufnahme zwischen den Menschen und uns Marsianern.

1970

---

\* Seine Rakete landete wie üblich in der Wüste von Nevada; nach meiner Beweisführung hätte eine ganze Raumschiffflotte bei New York oder sonstwo landen können – man hätte sie für eine Fata Morgana gehalten.

## Michael Szameit

### DAS TIER

„Wir sollten den Planeten verlassen, er ist nicht bewohnt.“ Dr.Jank lehnte sich in den Sessel zurück und schwieg. Während er unsicher von einem zum anderen blickte, zupfte er nervös an den Haaren hinter seinem rechten Ohr. In der Kommandozentrale des schweren Raumkreuzers vom Typ ‚Kundschafter VII‘ war sekundenlang nur das hastige Atmen des etwas asthmatischen Expeditionsleiters zu hören.

„Nein!“ Es klang eher wie ein Befehl, als wie eine Antwort. Kapitän Bertold blickte den Physiker durchdringend an und fügte hinzu: „Ob Sie die Erkundungsarbeiten fortsetzen lassen, ist Ihre Angelegenheit, der Starttermin die meine!“

Die Luft in der Zentrale schien drückend schwül. Ursache dafür war weniger die Klimaanlage als die unheilvolle Spannung, die über den Köpfen der vier vor dem Bildschirm versammelten Männer lastete.

Seit Stunden versuchten sie Einigung über den weiteren Verlauf der durch tragische Vorkommnisse in Frage gestellten Expedition zu erzielen.

Expeditionsleiter Jank knöpfte den Kragen seiner braunen Lederkombi auf und wedelte sich mit dem abgegriffenen Notizheftchen frische Luft zu. Immer wenn er sich im Zustand höchster Erregung befand, plagten ihn die tückischen Asthmaanfalle besonders stark.

Bisher hatte er die starrköpfige Selbstsicherheit des Raumschiffkommandanten belächelt und die fachlichen Qualitäten des versierten Kapitäns Bertold mehr geschätzt als die menschlichen Schwächen des ungehobelten Klotzes Bertold verachtet. Diesmal hatte er jedoch Mühe, sich zu beherrschen.

„Navigator, wie ist Ihre Meinung?“\* Jank sprach Mirk Hoiman in der Hoffnung an, der junge Mann würde ihn unterstützen.

Mirk schwieg und wich dem Blick des Wissenschaftlers aus. Er mochte Dr.Jank. Aber er verehrte seinen Chef. Die Erkundung der Planeten im System Zaurak, zweihundert Lichtjahre hinter den Grenzen des heimatlichen Sonnensystems, war sein erster Dienstauftrag nach dem erfolgreichen Abschluß der Akademie. Sein Offizierspatent roch noch nach Druckerschwärze, und die Seiten knisterten noch beim Umblättern.

Mirk erinnerte sich an seine erste Begegnung mit Kapitän Bertold. Von der Tür der Steuerzentrale konnte der frischgebackene Navigator nur den Rücken und die breiten Schultern des Kommandanten erkennen, der

am Kartentisch stand und mit dem Laserstift über die gewölbte Glasscheibe des mit winzigen, flimmernden Sternenpünktchen bedeckten Koordinators strich.

Die unmittelbare Nähe des berühmten, ranghöchsten Kapitäns der Erkundungsflotte verwirrte ihn, und er stotterte: „Guten Tag, ich..., ich bin der Neue.“

Bertold hob nicht einmal den Kopf. Dafür erwiderte er scharf: „Haben Sie diese Art der Meldung auf der Akademie gelernt, Navigator?“

Mirk zuckte zusammen und brüllte: „Navigator Hoiman meldet sich zum Dienst auf Raumkreuzer ‘Götterfunke’! Auftragsnummer zwozwounddreißigstrichsiebenzig!“

Bertold drehte sich bedächtig um – und lächelte.

„Wie ist Ihre Meinung?“ wiederholte Doktor Jank ungeduldig.

Umständlich kramte Mirk ein Exemplar der über achtzig Jahre alten und seltsamerweise immer noch gültigen Dienstvorschrift aus der Tasche seiner Uniformhose und begann zögernd: „Das Gesetz erlaubt nur, auf unbelebten Planeten zu siedeln...“

Kapitän Bertold unterbrach ihn mit einer unwilligen Geste und sagte schroff: „Was kann diese Bestie schon Sinnvolles mit den Reichtümern des Planeten beginnen! Kupfer, Uran, Vanadium in solchen Mengen, daß der Weltbedarf auf Jahrzehnte gedeckt wäre! Ich darf die Menschheit nicht um diese Schätze betrügen.“

Guy Wallis, Astrophysiker und Radiologe, hatte mit nachdenklichem Gesicht zugehört. Er redete nicht viel, manche behaupteten allen Ernstes, der kleine Blondschof mit den ewig sorgenvoll dreinschauenden Augen hatte einen Sprachfehler und sei deshalb so schweigsam. Wenn er sprach, öffnete er kaum den Mund, und auch jetzt sah es so aus, als müsse er sich zu jedem Wort zwingen.

„Selbst wenn das Wesen, das Blor und Gila getötet haben soll, wirklich der einzige Bewohner dieser öden und doch so kostbaren Welt ist – der Planet gehört ihm.“

Bertold brauste auf. „Was heißt hier ‚soll’? Es ist ja wohl erwiesen, daß nur dieses Scheusal schuld am Tod der beiden sein kann!“ Er sprang unbeherrscht auf und verließ die Zentrale.

Jank schaute ihm erstaunt hinterher. Auch Mirk war verblüfft; sein Chef hatte sich noch nie gehenlassen. Dieser harte, unnahbare Mensch hatte es sich zur Regel gemacht, sich der gleichen strengen Disziplin zu unterwerfen, die er von seinen Untergebenen forderte – ebendas hatte ihn bisher unangreifbar gemacht. Sollte ihm der Tod der Gefährten doch nähergehen, als er zu zeigen bereit war?

Wallis stützte den Kopf in beide Hände und murmelte leise vor sich hin: „Nichts ist erwiesen, Kapitän, nichts...“

Jeder erkundete Planet erhielt einen Namen. In den Katalogen der Astronomen waren Tausende von Planeten verzeichnet – mit einer nichtssagenden, leblosen Zahl, mit Angaben über Dichte, Durchmesser und Bahnelemente. Das waren Himmelskörper, auf die nie ein Mensch den Fuß gesetzt hatte. Aber beinahe täglich tauchten hinter den Ziffern phantasievolle, bisweilen skurrile Namen auf, die den erforschten Planeten von den Erkundern verliehen wurden.

Die Erkunder des Raumkreuzers ‚Götterfunke‘ taufte den dritten Planeten der Sonne Zaurak „Schatzinsel“. Schatzinsel war unbewohnt, nahmen die Erkunder an. Bis sie eines Besseren belehrt wurden.

Niemand hatte damit gerechnet, in dieser toten Welt mit ihren unfassbaren reichen Lagerstätten an wertvollen Erzen – manche Metalle kamen in elementarer Form vor – auf Spuren von Leben, geschweige denn auf eine Pflanzen- und Tierwelt zu treffen. Plötzlich war dieses Wesen da. Nur dieses eine rätselhafte Tier.

Die Erkunder brachen ihr Programm ab und durchstreiften die Erzfelder und Kupfergebirge, kletterten durch Vanadiumtäler und bestiegen die von Silberadern durchzogenen Gipfel der buckligen Bauxitberge. Sie erforschten mit automatischen Sonden die zahlreichen blinkenden Quecksilberseen und – gaben auf.

Keine noch so niedrigen Formen des vielseitigen, anpassungsfähigen Lebens.

Bis auf das Tier.

Was sollte man tun, den Planeten verlassen, wie es das strenge Gesetz für den Fall fordert, daß in Entwicklung begriffenes Leben vorgefunden wird? Wie konnte man sich erklären, daß es auf der ganzen Schatzinsel nur dieses eine Lebewesen gab?

Bertold hatte auf den Passus „in Entwicklung begriffen“ verwiesen und verlangt, da dies nicht nachweisbar sei, die Erkundungen fortzusetzen. Jank hatte zugestimmt.

Die Erkunder, von ihren Reisen an allerlei unirdisches Getier gewöhnt, beachteten das kleine, zottlige Etwas von der Größe eines Kaninchens bald nicht mehr. Das Tier folgte den Menschen auf Schritt und Tritt in sicherem Abstand und beobachtete sie unausgesetzt mit seinem fühlartigen Stielauge.

Wollten sie sich ihrem fremden Begleiter nähern, zog dieser sich blitzschnell zu einer schmalen Spindel zusammen und bohrte sich im Bruchteil einer Sekunde in den Boden des Planeten.

Einmal bemerkte Mirk, wie der Kapitän mit grenzenlosem Staunen auf ein mit Laserbohrern beladenes Raupenfahrzeug starrte. Von Bertold unbemerkt, trat er um die Landestützen des ‚Götterfunken‘ herum, damit er ein besseres Blickfeld hatte.

Da sah auch er, was den Kommandanten mit angehaltenem Atem reglos im Schatten des Aufzugs, den er gerade verlassen wollte, verharren ließ.

Das zottlige Wesen hockte auf der Ladefläche des Fahrzeugs und hielt in zwei winzigen, bislang unbemerkt gebliebenen Greiforganen einen der Laserbohrer. Sein Stielauge pendelte aufgeregt hin und her, es betastete vorsichtig das Gerät – und stellte es exakt in die dafür vorgesehenen Stützen zurück! Der Navigator erwartete, daß Bertold diesen Vorfall den Erkundern gegenüber erwähnen würde, doch der Kapitän schwieg.

So zog es auch Mirk vor, seine Beobachtungen nicht preiszugeben. Sein Kommandant mußte zwingende Gründe haben, nicht über das ungewöhnliche Interesse eines allgemein als Tier angesehenen Lebewesens für technische Geräte zu sprechen.

Die Erkunder arbeiteten in einem nahegelegenen Talkessel, in dessen schroffen, steil aufragenden Kupferwänden Wallis Spuren des seltenen stabilen Transurans hundertvierzehn entdeckt hatte.

Mirk hatte Freiwache und war damit beschäftigt, sich die wenigen dünnen Bartstoppeln vom Kinn zu kratzen. Verstummt musterte er das pausbäckige, mit Pickeln verunzierte Gesicht, dem auch der dünne Flaum auf der Oberlippe nicht den rechten männlichen Ausdruck verleihen wollte und das ihm mit kleinen hellblauen Augen aus dem Spiegel entgensah.

‚Mit solch einem Gesicht kann man einfach nicht Kapitän einer Raumflotte werden!‘ dachte er und sah trotzdem in Gedanken drei Sternchen silbrig auf seinen Schultern glänzen.

Die grauen Strähnen, die er sich vom anstrengenden Navigationsdienst versprochen hatte, würden bei der Geschwindigkeit, mit der seine Haare den angestammten Platz auf der Kopfhaut verließen, ebenso Illusion bleiben wie die herben Falten, um die er sein Idol Bertold beneidete.

Plötzlich riß jemand die Tür zu Mirks Kabine auf. Der Maschinist Bron keuchte atemlos: „Blor...“

Mirk schwieg betroffen.

„Blor ist tot...“, sagte Bron mit versagender Stimme.

Mirk stieß den zitternden Maschinisten zur Seite und hastete den Gang zur Luftschleuse hinunter.

Blor lag im Schleusenvorraum.

Der Schiffsarzt richtete sich gerade wieder auf und zuckte müde die Schultern. „Nichts mehr zu machen...,\* keine Verletzungen..., er muß gleich tot gewesen sein.“

Fassungslos blickte Mirk in die Gesichter der Männer, die seinen Freund gefunden hatten.

Die Erkunder senkten den Blick vor der deutlichen Frage in seinen Augen. Einer der Männer erzählte stockend: „... im Talkessel..., er lag einfach so da..., wir dachten, er schläft... Sein Raumanzug ist unbeschädigt...“

Das Tier sei in der Nähe gewesen und habe reglos, wie zu Stein geworden, auf den toten Gefährten gestarrt, fügte ein zweiter hinzu.

Mirk beugte sich über den toten Freund. Blors Gesicht war leicht gerötet und hatte einen gelösten, friedlichen Ausdruck. Die Augen waren geschlossen. Blor lag da wie im Schlaf.

Niemand, selbst der Arzt nicht, konnte sagen, wie Blor sein Leben verloren hatte.

Noch schöpften sie keinen Verdacht, daß ihr stummer, unaufdringlicher Begleiter seinen Tod verursacht haben konnte.

Zwei Tage später fand man Gila tot auf. Gila, den Spaßvogel. Der Tod hatte seinen erstarrten Zügen das Lächeln nicht zu nehmen vermocht.

Zwei Geologen, die im Talkessel Vermessungen ausführen wollten, hatten seinen Leichnam gefunden.

Sie hatten auch seinen Mörder gesehen. Er hockte auf Gilas Brust und stieß einen schrillen Schrei aus, als er die Menschen bemerkte. Dann verschwand er, zu einer schmalen Spindel zusammengezogen, im Boden.

Hätte das Tier sich durch den Schrei nicht verraten, wäre Gila vielleicht nie gefunden worden.

Keiner bezweifelte die Schuld des unbekanntes Wesens.

Der Arzt stellte durch die Autopsie fest, daß bei beiden Toten ein starkes biomagnetisches Feld die Gehirntätigkeit gelähmt hatte. Es hatte keinen Kampf gegeben. Wahrscheinlich hätten die Opfer zuerst Erschöpfung, später Müdigkeit verspürt. Dann hatten sie sich gesetzt, um auszuruhen. Sie waren friedlich eingeschlafen – um nie mehr zu erwachen.

Das unscheinbare stieläugige Zotteltier mußte über unglaubliche und unheimliche Kräfte verfügen.

Nur Wallis schüttelte den Kopf. „Warum, warum, zum Teufel, hat es die beiden getötet?“

Diese Ereignisse hatten Erkunder und Raumschiffbesatzung gezwungen, über den weiteren Verlauf der Expedition zu beraten. Dr.Jank

hatte alle Erkunder an Bord des Raumkreuzers beordert, fest damit rechnend, der Kommandant würde sofort starten.

Aber Bertold verhielt sich eigenartig, betonte immer wieder, es gäbe doch nur dieses eine Lebewesen, und verwies nachdrücklich auf den unermeßlichen Reichtum des Planeten.

Was hatte er vor?

Als Bertold die Unterredung auf diese unerwartete Weise unterbrochen hatte, war bis in die Zentrale zu hören, wie er seinen Ärger am Funker abregelte, der während seiner Wache gegen sich selbst Schach spielte. Da erhob sich Wallis und verließ, tief in Gedanken versunken, ebenfalls den Raum. Die Hände in die Tasche der Lederkombi vergraben und den Blick auf den Fußboden geheftet, ging er zum Lift und fuhr in das unterste Geschoß des Raumkreuzers.

Dort standen die unbeholfenen, Käfern ähnelnden, gepanzerten Geländefahrzeuge. Wallis lud Meßgeräte, Indikatoren und einen Gravitonendetektor auf einen Wagen und öffnete die Schotte der Luftschleuse.

Als der Wachhabende das auf den Talkessel zurollende Fahrzeug bemerkte, war es bereits zu spät. Wallis reagierte nicht auf den über Funk erteilten Befehl zur sofortigen Rückkehr.

Nur einmal knackte es in den Lautsprechern, und Wallis' heisere Stimme war zu hören. „Mir ist da eine Idee gekommen.\* Vielleicht ist alles ganz anders...“

Der Kapitän stand mit verkniffenem Gesicht vor dem Bildschirm. Er starrte dem in einer Staubwolke verschwindenden Kettenfahrzeug hinterher, und die Adern auf seiner Stirn schwellen an. „Solch eine Disziplinlosigkeit kann es nur bei den Erkundern geben!“

Dieser bissige Kommentar war für Jank bestimmt, der sich vergeblich bemühte, Wallis zurückzurufen.

Auf dem Bildschirm war zu erkennen, daß Wallis die das Tal säumenden Kupferfelsen erreicht hatte. Der winzige Punkt, als den man den Geländewagen gerade noch ausmachen konnte, verschwand zwischen den Kupferblöcken, und nur die aufgewirbelte Staubfahne, die sich träge auflöste, zeugte noch von der eigenmächtigen Aktion des Erkunders.

Bertold ließ sich dazu bewegen, eine Relaissonde zu starten, da die kupfernen Felswände jeden Funkkontakt von vornherein unmöglich machten.

Der Expeditionsleiter rief unaufhörlich ins Mikrofon, er befahl, fluchte und flehte. Wallis antwortete nicht.

Schweren Herzens beschloß Jank, ein zweites Fahrzeug zu beauftragen, Wallis um jeden Preis zurückzuholen. Dafür hatte der Kommandant überhaupt kein Verständnis, er schüttelte mißbilligend den

Kopf und warf dem Wissenschaftler vor, unnötig Leute in Gefahr zu bringen.

Der Suchtrupp sollte sich in wenigen Minuten auf den Weg machen, als der Geländewagen plötzlich zurückkehrte. Er war auf Programmsteuerung umgeschaltet.

Wallis lag leblos zwischen den unversehrten Instrumenten auf dem Boden der Ladefläche.

„Ich werde es mit dem Plasmawerfer machen“, sagte Bertold entschlossen und schnallte sich die Waffe um.

„Dazu haben Sie kein Recht!“\* protestierte Dr.Jank. „Es kann unser Eindringen in seinen Lebensbereich als Angriff verstanden haben!“ Sein stoßweises Atmen ging in einen asthmatischen Husten über, der seinen ganzen Körper schüttelte.

Die Expedition hatte drei Männer verloren – aber Rache an einem vielleicht nur seinen Instinkten gehorchenden Wesen ohne Intelligenz? Nein. Das Gesetz verbot ihnen eindeutig, das Tier zu töten. Es war ein gutes Gesetz.

„Doktor Jank! Sie vergessen wohl, daß auch meine Leute durch dieses Scheusal bedroht sind, wenn sie außerhalb des ‚Götterfunkens‘ den Start vorbereiten müssen!“ wies ihn der Kommandant scharf zurecht. „Wenn wir jemals die Erde wiedersehen wollen, muß die Bestie besiegt werden!“

Mirk bewunderte im stillen den Mut des Kommandanten, der mit dem Plasmawerfer in der Hand dem gefährlichen Feind gegenüberzutreten, die Sicherheit des Raumkreuzers garantieren und nicht zuletzt auch den Tod seines Freundes und der anderen beiden Gefährten rächen würde.

Er verstand den Expeditionsleiter nicht, der dicht an den Bildschirm getreten war und nachdenklich in die Wildnis aus roten Kupferfelsen mit grünkorrodierten spitzen Kuppen und bizarren Bauxitblöcken schaute. Irgendwo dort, zwischen den rubinrot leuchtenden Felswänden, hauste das Tier.

Verwundert hörte Mirk auf die Worte des Doktors. „Ich kann nicht glauben“, sagte Jank, „daß es sie absichtlich getötet hat. Vielleicht wurden unsere Gefährten Opfer eines tragischen Mißverständnisses? Was wissen wir über diese Welt und ihre Gesetze, warum gibt es hier nur dieses eine armselige Wesen, warum hat es uns unausgesetzt beobachtet? Wir müssen uns von der Illusion frei machen,\* der Kosmos sei ausschließlich für uns da. Die Erde, der Mond und vielleicht noch das Sonnensystem, das gehört uns Menschen. Auf diesem Planeten hier sind wir nichts als Eindringlinge. Und wenn wir ihn mit Gewalt nehmen, seinen Herrscher, sei er noch so primitiv und bar jeder Vernunft, einfach töten, wird man uns Räuber nennen, Eroberer.“

Bertold hörte gar nicht zu. Sorgfältig zog er den Gurt durch das Futteral der Waffe und wandte sich an Mirk. „Für den Fall, daß mir etwas zustoßen sollte, übernehmen Sie das Kommando, über den ‘Götterfunken’, Navigator!“

„Kapitän, lassen Sie mich gehen!“ Mirk glühte vor Erregung die Stirn. Endlich könnte er beweisen, daß er trotz seines unscheinbaren Äußeren ein mutiger Kosmonaut war. „Als Kommandant dürfen Sie sich nicht solch einer Gefahr aussetzen!“

Bertold sah ihn abwägend an und überlegte. Schließlich wandte er sich zum Gehen und sagte über die Schulter hinweg: „Sie würden einen guten Kommandanten abgeben. Aber ich komme zurück, keine Angst!“

Kapitän Bertold geriet in Schweiß, als er durch die Kupferfelsen kletterte. Das Angebot seines Navigators war verlockend gewesen, doch er mußte die Sache selbst in Ordnung bringen. Es würde ohnehin schwierig genug werden, die Untersuchungskommission davon zu überzeugen, daß keine Sicherheitsbestimmungen verletzt wurden.

Ob tragisches Mißverständnis oder Vorsatz: Das Tier war schuld am Tod der Erkunder. Es mußte schuldig sein! Nur wenn niemand das Gegenteil beweisen konnte, würden die Koordinaten des Schatzplaneten in seinem Gepäck von Wert sein. Er würde nicht zulassen, daß man den Planeten zur „Verbotenen Zone“ erklärte, weil ein einziges, nicht näher definierbares Wesen die Erschließung mit einem Risiko belaste. Auch durfte man Schatzinsel nicht auf die Liste der gesperrten Himmelskörper setzen, nur um diese Bestie zu schützen.

Das Übersteigen der gratigen Kupferberge kostete Kraft. Erzbrocken knirschten unter den Füßen, und jeder Tritt wirbelte feinen Purpurstaub über den Boden. Ringsum kaltes, totes Gestein. Nicht die Spur einer Fauna, keine Moose, Flechten, nicht einmal einfachste Mikroben.

Das einzige Lebendige auf dem Planeten war das Tier. Nur dieses Wesen störte die tote Harmonie der beeindruckenden, wie in Erz gegossenen Schönheit dieser Welt. Was sagte Jank? Sie seien Eroberer?

Ja, er würde den Planeten mit der Waffe erobern. Die Erschließung dieser rotblinkenden, bis in den Himmel ragenden Felsen sollte untrennbar mit dem Namen Bertold verknüpft sein! Hatte er auf so vieles verzichtet, auf Kameradschaft, Freundschaft, Liebe, um sich jetzt den größten Erkundungserfolg kampflos nehmen zu lassen?

Da bemerkte er plötzlich das Tier. Als habe es ihn erwartet, stand es genau in dem schmalen Durchlaß zwischen zwei Kupferblöcken. Unverwandt blickte es mit dem einzigen Auge auf den Menschen, der ihm

diesen Planeten nicht gönnte.

Der Kommandant des 'Götterfunken' schoß zweimal. Unberührt von dem kläglichen Schrei, den das Tier ausstieß, drückte er noch ein drittes Mal ab. Dann trat er zu dem Leichnam und stieß den zerfetzten Körper mit dem Fuß an, um zu sehen, ob nicht doch noch Leben in ihm sei. Er atmete erleichtert auf, als er den Tod konstatierte. Dem silbrig glänzenden Geflecht, das durch die verbrannte Hülle schimmerte, schenkte er keine Beachtung.

Von der Kletterei erschöpft, setzte sich Bertold an den Fuß einer zerklüfteten Felsnadel und schloß die Augen. „So!“ brummte er zufrieden und lehnte sich gegen den Kupferfels. Wohlige Wärme breitete sich in seinem Körper aus. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er schlief ein.

Dr.Jank gelang es, den Tod des Kommandanten Bertold und der drei Erkunder aufzuklären. Er wertete die von Wallis' Instrumenten aufgezeichneten Daten aus und entdeckte den sogenannten Walliseffekt.

Durch Vorhandensein des Elements 114 bildet sich bei einer bestimmten räumlichen Anordnung elektrisch leitender Materialien – wie im Kupfertalkessel auf „Schatzinsel“ – ein vom planetaren Magnetismus induziertes biomagnetisches Feld...

Die Pendragonen aus dem vierzehnten Andromedaring beschlossen, mit der Aufnahme des Kontaktes zu den Menschen noch ein paar hundert Jahre zu warten – auch wenn es nur ein getarnter Beobachtungsautomat war, der von diesen grundlos vernichtet wurde. Die Pendragonen sind friedfertige Wesen.

1976

## **Michael Szameit**

### **URLAUB AUF ALDEBARANISCH**

Um den Aldebaran werde ich in Zukunft einen ähnlich großen Bogen machen wie mein Kater Antäus um den Hamster meines Nachbarn, den er aus lauter Freßsucht einmal für eine besonders fette Maus gehalten hat.

Antäus, dem einst so stolzen Herrscher der Nikolausgasse, sträubt sich vor Entsetzen das Fell, wenn seine feine Nase ihm die Ausdünstungen des bißgewaltigen Nagetiers signalisiert.

Da mein Nachbar Reginald mich regelmäßig besuchte und bei dieser Gelegenheit die Antäus so verhaßte Witterung seines Lieblings durch die ganze Wohnung schleppte, hockte der entnervte Siamkater wochenlang angstschlotternd auf dem obersten Regal des Bücherschranks. Für gewöhnlich zwischen Zola und Kunz-Schimmelbrei; dort war die größte Lücke. Ich hatte nämlich mit ‚Germinal‘ angefangen, Zola zu sammeln. Dort, wo ich schon in Gedanken Zolas Gesamtwerk voll düsterer Erhabenheit einstauben sah, lag Antäus und wagte ab und zu ein heroisches Fauchen.

Ich kann meinen Kater verstehen. Was für ihn der Hamster ist, bedeutet mir Aldebaran.

Den Urlaubsscheck hatte mir Reginald vermacht.

Gewiß, etwas wußte ich schon über diesen Stern – was man eben so hört. Die sanftmütigen Aldebaraner von der Größe irdischer Porzellangartenzwerge haben in ihren melonengroßen Köpfen eine Menge Gehirn. Ihre sprichwörtliche Liebenswürdigkeit und der über Jahrmillionen gereifte Verstand der aldebaranischen Tetrapoden haben ihnen im galaktischen Maßstab eine Stellung zugewiesen, die etwa der der Ungarn in Europa entspricht. Man spricht wohl sogar von den „Galaktischen Magyaren“; sie haben angeblich viel mit den irdischen gemein. Ihre gastfreundliche Haltung Fremdlingen gegenüber, ihren Gleichmut, die südländische „Komm ich heut nicht, komm ich morgen“ – Nonchalance.

Und dort sollte ich nach Reginalds Vorstellungen meinen Urlaub verleben.

Auf meine erstaunte Frage, warum er mir die Reise in dieses Touristenparadies erstens überhaupt und zweitens so billig überlasse,

verschluckte er sich an einem Stück Tomate, bekam eine mehr als rosige Gesichtsfarbe und stotterte verlegen: „Wwweißt du, für mich ist das wohl nichts, meine Gesundheit...“

Ich kam gar nicht auf die Idee, er könne mir etwas verheimlichen. Hätte ich geahnt, daß einer seiner Bekannten vor wenigen Tagen vom Aldebaran zurückgekehrt war...

Vergnügt ob des vermeintlich guten Geschäfts machte ich mich also reisefertig und flog mit dem nächsten Linienkreuzer ab.

Das Paß- und Visabüro der Aldebaraner befindet sich auf dem dritten Planeten des Systems. Dort sah ich das erstmal einen echten, lebendigen Aldebaranbewohner.

Der zwergenhafte, quecksilbrige Beamte streckte mir seine winzige Hand entgegen und begrüßte mich mit übersprudelnder Herzlichkeit. „Oh, ein irdischer Gast! Herzlich willkommen, herzlich willkommen, wir sind stolz, einen Vertreter Ihrer herrlichen, unübertroffen schönen und doch noch so jungen humanoiden Gattung bei uns zu wissen. Erweisen Sie uns die Ehre, Sie mit unserem bescheidenen Angebot an Urlaubsfreuden beglücken zu dürfen!“

Sein zahnloser Mund lächelte breit und zuvorkommend, und unwillkürlich drängte sich mir, als ich seinen Kopf betrachtete, der Vergleich mit einer Melone auf, aus der jemand eine Scheibe herausgeschnitten hat.

Das Männlein lief wie aufgezogen um mich herum und lispelte tief beeindruckt: „Ah, wahrhaftig, die irdischen Humanoiden sind das Meisterwerk allen organischen Lebens. Ihr hoher Wuchs verleiht ihnen die Gestalt eines strahlenden Kometen, und ihre leuchtenden Optosensoren übertreffen noch den wunderbaren Glanz der Kristallwelten der Mira!“

Dann schnaufte der quirlige Beamte melancholisch und drückte mir einen leuchtendroten Stempel in das Visum. Mein Selbstvertrauen war während seiner Lobeshymnen auf meine Gattung angeschwollen wie der Kamm eines posierenden Hahnes. War ich doch mit meinen knapp einssiebzig und der Hutgröße vierundsechzig dem Aldebaraner ähnlicher als den irdischen Raumfilmhelden. Hochaufgerichtet schritt ich den Gang zum Touristenzentrum hinab und genoß die bewundernden Blicke der Aldebaranzwerge, deren Tuscheln mir wie ein Schatten folgte.

Der Angestellte im Touristenbüro war noch kleiner, sein Kopf einer aufgeschnittenen Melone noch ähnlicher als der des Visabeamten.

„Welch ein glücklicher Augenblick!“ sagte er beinahe übertrieben freundlich. „Die Herrlichkeit des Universums hat sich seiner unwürdigen Nachbarn erinnert!“

Aufgeregt kramte er einen großen, etwas staubigen Katalog aus dem überladenen Regal und blätterte ihn stolz vor mir auf. „Dies ist das ins Irdische übersetzte Angebot unserer Touristenattraktionen, hochgeschätzter Gast. Wenn ich bei der Auswahl behilflich sein dürfte?“ Hier, das wäre etwas: Die mit Fluorwasserstoff angereicherten Magmaquellen auf dem Planeten Laxlck, der innerhalb der Chromosphäre um unsere Sonne kreist. Die Nachfrage ist gewaltig!“\* Er zwinkerte mir vielsagend zu. „Aber ich kann Ihnen eine Eintrittskarte verschaffen! Die Quellen wurden noch nie von einem Erdbewohner besucht; die Kryoniden aus dem M-dreizehn-System bestellen schon Jahrhunderte im voraus.“

Ich lehnte dankend ab; die Angelegenheit war mir im wörtlichsten Sinne zu brenzlich, trotz der warmen Empfehlung. Auch der herrlichen Strahlenmusik des Großen Uraniums in Gamma-Moll konnte ich nichts abgewinnen, obwohl er mir den Mund mit dem euphorischen Hinweis wäßrig machte, daß die Elektriden von der Sonne Tul die beschwerliche Reise schon in frühester Kindheit antragen, um als klapprige Greise während ihrer letzten Schwingungen die radioaktive Harmonie der Konzerte genießen zu können. Als ich ihn vorsichtig darauf aufmerksam machte, daß diese Vergnügungen meinem Organismus nicht sehr zuträglich seien, seufzte er ergeben und wackelte mit dem Melonenkopf.

„Jaja, der Katalog ist etwas veraltet, wir dürfen leider nur selten unsere großartigen irdischen Freunde als Gäste begrüßen“, und mit leichtem, zaghaft vorgebrachtem Vorwurf setzte er hinzu: „Dabei ist der Weg einer der kürzesten...“ Seine dünnen Spinnenfinger blättern besorgt die Seiten um, von denen Wolken bräunlichen Staubs aufstiegen.

Ein Niesanfall, das Rudiment eines gerade mit Hilfe der Pharmazie besiegt Schnupfens, hatte mich in die entfernteste Ecke des Büros getrieben, als er triumphierend verkündete: „Das ist es! Warum ist es mir nicht gleich eingefallen?“\*

Auf seinen kurzen Beinchen trippelte er durch die Staubwolke auf mich zu, und ich hörte ihn dicht vor mir sagen: „Sie werden die Kristallplaneten der Mira besuchen! Ihren Optosensoren wird sich ein Wunder offenbaren, von dem Sie noch Ihren Ablegern begeistert berichten werden!“

Die Ableger nahm ich ihm nicht krumm, für die Aldebaraner als eingeschlechtige Wesen war diese Art der Vermehrung die selbstverständlichste, und sicher hatte er vergessen, daß uns die Nachkommenschaft nicht aus den Hüften wächst.

Der Vorschlag mit den ominösen Kristallplaneten hatte mich hellhörig gemacht. Darüber hatte ich schon etwas gelesen. Den Aldebaranern war es gelungen, beim Galaktischen Rat ein totales Verkehrsverbot für das System Mira zu erwirken, um dieses Kleinod des

Universums vor der um sich greifenden Raumverschmutzung zu bewahren. So blieb der Kosmos in diesem Gebiet frei von leeren Konservenbüchsen, Küchenabfällen, abgewrackten Raumkreuzern und ähnlichem, von der Existenz einer Zivilisation zeugendem Müll. Böse Zungen behaupteten zwar, die Aldebaraner wollten sich nur das Reisevermittlungsmonopol für diese attraktive Region der Galaxis sichern, aber diese Behauptung konnte nur von Leuten aufgestellt werden, die nichts von dem uneigennütigen Charakter der Aldebaranbewohner wußten.

Die melonenköpfigen Zwerge kennen zwei ungewöhnlich umweltfreundliche Arten zu reisen: das Flietscheln und das Schlobbeln.

Flietscheln kam für mich nicht in Frage. Ich hatte zufällig einmal ein Gespräch zwischen zwei Robotern belauscht, die sich darüber beklagten, daß man beim Flietscheln das Gefühl habe, es würden einem Arme und Beine abgeschraubt.

Schlobbeln dagegen sollte relativ erträglich sein. Gelegentlich waren wohl auch schon Menschen geschlobbelt, wenn extrem weite Entfernungen überbrückt werden mußten.

Also gut, ich würde zu den Kristallplaneten der Mira schlobbeln.

Ich tauschte den knitterfesten Scheck gegen eine silberne Schlobbelmarke mit einem auf geprägten Kristall und verabschiedete mich mit tausend Dankesworten.

Die Schlobbelstation war gar nicht so überfüllt, wie ich befürchtet hatte. Vor mir waren lediglich zwei transparente Gasofagen, durch deren Körper undeutlich die Konturen eines Sphäromanen schimmerten, der als erster in der kleinen Schlange stand. Das heißt, bei dem Sphäromanen war ich mir nicht sicher, ob er stand oder lag; er hatte die Gestalt einer Kugel angenommen und rollte sich, gerade als ich eingetreten war, ungeschickt und vor Anstrengung ächzend durch die Luke der Schlobbelkammer. Je weiter ich zu dieser Kammer vorrückte, desto stärker bemächtigte sich meiner eine nervöse Unruhe. Als mir der für die Abfertigung zuständige Aldebaraner die Hand drückte, mußte er glauben, in einen feuchten Schwamm gegriffen zu haben. Ich schwitzte am ganzen Körper und entschuldigte mich betreten mit der angeblich ungewohnten Hitze auf dem Planeten. Da mir bei dieser Notlüge das Blut zu Kopf stieg und mein Gesicht dunkelrot einfärbte, glaubte er mir und tröstete mich mitfühlend mit der Aussicht auf die angenehm frostige Atmosphäre der Miraplaneten. Dann erklärte er mir wortreich, wie ich mich beim Schlobbeln zu verhalten habe, um ein Unterschlobbeln zu vermeiden. Mir kam gar nicht in den Sinn zu fragen, was Unterschlobbeln bedeute. Ich zwängte mich

durch die enge Luke und versuchte, die vorgeschriebene Schlobbelhaltung einzunehmen. Dazu mußte ich mich vor einer glitzernden Säule auf die Knie lassen und die Säule mit beiden Armen fest umschlingen.

Die Luke schlug krachend zu, und mich umfing undurchdringliche Finsternis. Etwas Feuchtes, Schwabbliges legte sich mir um den Hals, als ob mich eine Riesinqualle umarmte.

Ich versuchte den aufsteigenden Ekel niederzukämpfen. Dann fühlte ich, wie von oben etwas auf meinen Kopf drückte.

Irgend etwas sollte ich jetzt tun!\*

Der Druck verstärkte sich merklich. Der Aldebaraner hatte mir doch alles haarklein erläutert! Aber ich mußte mein urlaubsreifes Gehirn ja mit der Suche nach einer glaubwürdigen Ausrede für mein Schwitzen überlasten. Ich quetschte mein Gedächtnis aus wie eine halbierte Zitrone. Weg! Vor Schmerz und Verzweiflung knirschte ich mit den Zähnen. Das Geräusch hallte wie das Knarren einer ölhungrigen Gartentür durch die Kammer.

Mir war zumute, als hätte sich eine Elefantenkuh auf meinen Schädel gesetzt. Und es fiel mir einfach nicht ein, was da zu tun war. Man hatte mir ja schon oft vorgeworfen, mein Gedächtnis reiche nicht von gestern bis heute, aber dies konnte die tragischste Fehlleistung meines Denkkorgans werden.

Die Elefantenkuh wurde immer schwerer. Als es in meiner Wirbelsäule gräßlich zu knacken begann, hielt ich es nicht mehr aus. Ich wollte aufspringen und gegen die Luke hämmern, sollten die Miraplaneten meinetwegen zum Teufel fahren, mich interessierten sie nicht mehr, ich wollte zurück, zur Erde, in meine Wohnung zu meinem Antäus, jeden Tag den Treppenaufgang reinigen, immer Platz machen, wenn alte Leute in die Straßenbahn einstiegen, alles anders machen als bisher, aber nicht auf so qualvolle Weise sterben müssen!

Allein, ich konnte nicht einmal mit der Augenbraue zucken. Wie ein Eiszapfen an der Dachrinne hing ich festgeleimt an der verdammten Säule.

Irgend etwas wollte mir die Nase aus dem Gesicht reißen, und im rechten großen Zeh hatte ich ein Gefühl wie mein Freund Adalbert, der im Wasser vor der Küste Tahitis keinen besseren Platz für seinen Fuß gefunden hatte, als zwischen den Scheren eines rachsüchtigen Hummers.

Meinen letzten Kraftreserven hatte ich es zu verdanken, daß es mir doch gelang, den Mund zu einem Schrei zu öffnen. Ich brüllte mir fast den Kehlkopf aus dem Hals, aber niemand erbarmte sich meiner, im Gegenteil, zu der Elefantendame gesellte sich noch ein vollgefressenes Nilpferd.

Gerade wollte ich aufgeben und mich in mein Schicksal fügen, als die schreckliche Last wie ein satter Blutegel von mir abfiel und das

Geräusch der sich öffnenden Luke meine Seele mit noch nie erlebter Dankbarkeit füllte.

Ich wankte hinaus – ein von den Toten Auferstandener.\* Nie wieder, auch nicht für alle Reichtümer der Galaxis, wollte ich solch eine Folterkammer betreten. Ich schleppte mich zu der Stelle, an der ich vor meinem Einstieg in die Schlobbelkammer eine flache Sitzgelegenheit bemerkt hatte. An meinen Füßen klebten Zentnergewichte, und ich keuchte erschöpft. Gott sei Dank, die Aldebaraner schienen im letzten Augenblick meinen Hilferuf vernommen zu haben!

„Uff!“ Ich ließ mich auf die niedrige Bank fallen, vielmehr auf die Stelle, wo ich die Bank vermutete. Der Irrtum wurde mir erst bewußt, als mein Gesäß einen halben Meter tiefer als geplant landete und auf diesen Umstand mit einem ziehenden Schmerz reagierte. Mein umnebeltes Gehirn hatte diese weitere Fehlleistung noch gar nicht richtig verarbeitet, als ein Aldebaraner mit ausgebreiteten Armen auf mich zukam und überschäumend herzlich säuselte: „Willkommen im Kristallparadies der Sonne Mira, verehrter Gast! Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.“

Eine böse Ahnung bemächtigte sich meiner und ließ mich wie ein Stehaufmännchen in die vollendete Senkrechte schnellen. „Wie? Was? Ich dachte...“, preßte ich mühsam hervor, und erneut trat mir der klebrige Angstschweiß auf die Stirn.

„Jaja, die Reise ist etwas anstrengend“, sagte der Melonenköpfige.

Argwöhnisch vergewisserte ich mich: „Ich bin wirklich im System Mira?“ Und als er freundlich bejahte, fragte ich mit erzwungener Ruhe: „Und wie komme ich wieder zurück zum Aldebaran?“

Unmöglich, daß er das Zittern meiner Stimme überhören konnte. Er sah mich an, als hätte ich ihn nach der Anzahl seiner Nasen gefragt. „Na, genauso“, sagte er. Das war für ihn die selbstverständlichste Sache der Welt.

Einige Minuten später erzählte er mir, ich sei nach seiner Antwort wie eine kopflastige Stehleiter umgekippt.

Ersparen Sie mir die Schilderung meiner Seelenpein! Was blieb mir denn anderes übrig, als mich mit den unumstößlichen Tatsachen abzufinden!

Eine Weile hatte ich ernsthaft erwogen, den Planeten nicht mehr zu verlassen und die Aldebaraner um eine Arbeit zu bitten, doch der Gedanke an meinen unglücklichen Antäus ließ mich Abstand davon nehmen.

Na schön, da ich nun einmal hier bin, konnte ich mir das kristallene Wunder auch ruhig anschauen.

Als ich, einigermaßen wiederhergestellt, die Schlobbelstation verließ, entrang sich meiner strapazierten Brust ein Ausruf der uneingeschränkten Begeisterung. Ein mit Diamanten bestückter Kristallüster wäre ein armseliges Talglicht gegen die funkelnde Pracht des Planeten gewesen.

Unter den Füßen knirschten glitzernde Mineralsplitterchen, als liefe man über die gefrorenen Wellen eines in der Sonne funkelnden Märchensees. Gigantische Kristallblöcke waren wie mit Aquarellfarbe übergossen, und die Gipfel der gläsernen Gebirge gleißten wie flüssiges Gold im Licht der untergehenden Mira.

Alibaba ist sicher ähnlich entzückt gewesen, als er nach dem „Sesam, öffne dich!“ das Innere des Wunderberges erblickte.

Das war ein Flimmern, Glänzen, Funkeln, Leuchten und Strahlen! Allerdings lag über alldem ein dumpfer, muffiger Gestank, wie ihn bisweilen ungewaschene Socken verbreiten.

Der Geruch war so penetrant aufdringlich, daß ich den Kopf hob und versuchte, die Quelle zu erschnuppern. Mein Richorgan prüfend von links nach rechts drehend, wanderte ich durch die Kristallwelt, den Weg kaum eines Blickes würdigend.

Als, ich über einen fußballgroßen Kristallbrocken stolperte, erhielt ich einen fürchterlichen Schlag auf die Nase. Mit Tränen in den Augen betastete ich meinen gefühllosen Riecher und vergaß sogar für einen Augenblick den widerlichen Gestank. Im großen Zeh, mit dem ich gegen den Brocken gestoßen war, verspürte ich hingegen nur ein leichtes Krabbeln. Weit und breit war niemand zu sehen, dem ich diesen heimtückischen Hieb auf meine Nase vergelten konnte. Vielleicht hatte ich einen der fast durchscheinenden Gasofagen angerempelt?

Als ich mich suchend umsah, entdeckte ich eine konvexe, spiegelnde Fläche auf einem geborsteten Oktaeder und in diesem Spiegel das Zerrbild meines Gesichts. Der Anblick ließ mich lauthals losbrüllen: mein Gesicht glich einem aufgeblasenen Ballon, und meine Nase hatte eine erstaunliche Ähnlichkeit mit meinem großen Zeh.

Ich bin leicht zu erheitern, zugegeben. Selbst anspruchslose Späße ziehen mir die Mundwinkel sofort in die Richtung der Ohr läppchen. Klar, daß ich in einem Spiegelkabinett von Lachkrämpfen geschüttelt werde.

Die nächste spiegelnde Fläche, die mir auffiel, glich einem verchromten Waschbrett. Das Spiel begann mich zu fesseln. Mein Spiegelbild grinste mir wie von einem defekten Fernseher entgegen, mit weitabstehenden Ohren, spitzem Schädel und dem eigentümlichen Nasenzeh.

Nun suchte ich nur noch – mit steigender Begeisterung – mein verzerrtes Spiegelbild in den Kristallflächen. Eine fast gleichmäßig

konkave Einbuchtung in einem auseinandergeplatzten hellgrünen Quader ließ mich mit den Füßen nach oben erscheinen.

Der Zufall wollte es, daß meine Nase hartnäckig die Form meines großen Zehs beibehielt. Stellen Sie sich das vor, mitten im Gesicht einen dicken, fleischigen Zeh!

Ich spann den Gedanken weiter und malte mir vergnügt aus, welche Vorteile es mit sich bringen würde, befände sich mein rechter großer Zeh, mit dem ich vorhin den Kristallbrocken aus dem Weg räumen wollte, tatsächlich an der Stelle der Nase.

Da wäre das resistente Hühnerauge, das mich schon seit Wochen belästigte und jeden Schritt mit einem empfindlichen Stechen quittierte. Im Gesicht würde es kaum noch Gelegenheit haben, mich so hartnäckig an die Unvollkommenheit des menschlichen Körpers zu erinnern.

Ich brauchte auch einen Nagel weniger zu verschneiden und könnte mir einen richtigen Habichtsschnabel wachsen lassen. Kichernd suchte ich mir die nächste spiegelnde Fläche.

Merkwürdig, in meinem Gesicht prangte auf dem obligatorischen Nasenzeh ein dicker Pickel, der meinem Hühnerauge tausend ähnlich sah! Gleichzeitig stellte ich verblüfft fest, daß mein Quälgeist während des Fußmarsches tatsächlich keinen Mucks von sich gegeben hatte! Ungläubig starrte ich mein Spiegelbild an.

Langsam drängte sich eine Ahnung in mein Bewußtsein. Ich knetete und massierte mein deformiertes Riechorgan und registrierte entsetzt, daß sich im selben Moment jemand an meinem großen Zeh zu schaffen machte! Kennen Sie einen Menschen, dessen Nasenrücken mit einem hornigen Zehennagel bewachsen ist?

Mein Bewußtsein weigerte sich entschieden, dem Tastsinn in meinen Fingerkuppen blind zu vertrauen. Wie vom Satan verfolgt, rannte ich zwischen den höhnisch funkelnden Kristallen umher, um eine winzige ebene Stelle zu finden, die mir bestätigen würde, daß ich einer harmlosen Sinnestäuschung zum Opfer gefallen war. Aus gebogenen, gewellten, geriffelten, gewölbten Spiegeln stierten mich scheußliche Fratzen und dämonische Masken an.

Angst überfiel mich. Abgehetzt setzte ich mich auf einen würfelförmigen Kristall, um zu verschnaufen, und starrte dumpf vor mich hin. Mein rechter Schuh zog meinen Blick mit magischer Gewalt auf sich. Wie von selbst griffen meine Hände in die Schnürsenkel. Ich zerrte und riß an der Schleife, streifte mit zittrigen Fingern den Schuh vom Fuß und betrachtete den dunkelroten, nassen Fleck an der Stelle, wo unter dem Strumpf mein Zeh sein mußte.

Kaum wagte ich, den Strumpf zu berühren, und als ich ihn mit einem heftigen Ruck vom Fuß riß, sah ich anstelle des Zehs – meine

aufgeschlagene, blutende Nase...

Der vermeintliche Schlag ins Gesicht, der üble Geruch – jetzt hatte alles seine Erklärung.

Nein, alles nicht. Wie meine Nase in die geringelte Socke und mein rechter großer Zeh mit dem Hühnerauge an deren rechtmäßig angestammten Platz geraten waren, vermochte ich nicht zu ergründen.

Nach all den Erlebnissen hatte ich nicht einmal mehr die Kraft, mich einer angemessenen Verzweiflung hinzugeben. So zog ich mir melancholisch die Socke über die Nase, und über die Socke den Schuh, worauf ich mich völlig apathisch auf den Weg zur Schlobbelstation machte. Unterwegs mußte ich niesen, mir war wohl ein Wollfädchen ins Nasenloch geraten. Mit dem unangenehmen Geruch meines Strumpfes hatte ich mich längst abgefunden, das war nicht das schlimmste.

Durch das Niesen stolperte ich ein zweites Mal und fiel auf meinen großen Zeh. Diesmal konnte es sich das Hühnerauge nicht verkneifen, seine Anwesenheit ausdrücklich zu betonen.

In der Schlobbelstation empfing mich wieder einmal eine aufgeschnittene Melone, der eine unsichtbare Hand noch eine weitere Scheibe herauschnitt, als ich mit hängendem Kopf von meinem Unglück berichtete.

„Beruhigen Sie sich, hochgeschätzter irdischer Freund, das ist ein typischer Fall von Unterschlobbelung. Das bringen wir einszweidrei wieder in Ordnung.\* Wir müssen vorher nur einige unbedeutende Formalitäten erledigen“, teilte mir der Aldebaraner strahlenden Lächelns mit, und meine Depressionen verschwanden mit der Hoffnung auf baldige Wiederherstellung meines gewohnten Äußeren.

Unterschlobbelung? Davon hatte der andere Aldebaraner auch etwas verlauten lassen.

Verdammt! Es schien wohl mit meiner unübertroffenen Vergeßlichkeit zu tun zu haben, daß ich nun beim Laufen nicht mehr über den großen Onkel, sondern über meine knollige Nase latschen mußte.

Das aldebaranische Männlein schob mir einen für meine Begriffe etwas zu umfangreichen Stapel Formulare zu und bat mich, diese exakt auszufüllen. Zettelkram war mir von jeher verhaßt, und die Aussicht auf eine abendfüllende Beschäftigung dämpfte meinen aufgeblühten Optimismus ein wenig.

Da waren die üblichen Angaben zur Person in vierfacher Ausfertigung zu bewältigen, ein Antrag auf dosierte Überschlobbelung mit zwei Kopien zu verfassen, Gesundheitszustand und Krankheitsfälle der letzten drei Jahre anzugeben und – das war wohl das wichtigste – eine

detaillierte Beschreibung der Vorgänge während der Schlobbelphase anzugeben. Letzteres Formular in fünf Exemplaren.

Während ich mit steigender Unlust schrieb, begann es in meinem linken Nasenloch zu jucken. Ich rieb den Fuß an der Wade des anderen Beins, aber der Reiz ließ nicht nach.

„Hatschi!“ donnerte es unter dem Tisch. Mein Körper wurde dabei so durchgeschüttelt, daß mir der Stift über das letzte Formular rutschte und eine Zickzacklinie hinterließ. Erst wollte ich um ein neues Papier bitten, doch dann sagte ich mir: Quatsch, auf Schönschrift werden sie ja hoffentlich keinen gesteigerten Wert legen!

Mit den Formularen unter dem Arm ging ich in das nächste Zimmer. Der dort beschäftigte Aldebaraner studierte sorgfältig meine Angaben und drückte mir mit gewinnendem Lächeln vier weitere Zettel in die Hand.

„Bitte, lieber Erdbewohner, haben Sie die Güte, Ihren Lebenslauf so ausführlich wie möglich zu Papier zu bringen.“

„Wozu denn noch meinen Lebenslauf?“ fragte ich und kämpfte energisch gegen den unfreundlichen Klang, den meine Stimme anzunehmen drohte.

„Für die Kartei, guter Freund, für die Kartei. Das ist leider unumgänglich, zu meinem größten Bedauern.“

Kohlepapier war bei den Aldebaranern erstaunlicherweise nicht im Gebrauch, und ich mußte wie vorhin jedes Schriftstück einzeln zusammenschustern.

Der Vergleich mit den Ungarn schien mir doch recht einseitig; ich spürte bei den Aldebaranern Ansätze preußischer Bürokratie!

Niemand sollte glauben, daß man nun endlich mit dem Überschlobbeln begann. Nicht im mindesten!\* Ein Stockwerk höher empfing mich ein dritter aldebaranischer Schlobbelverantwortlicher, der mich mit der gewohnten, mir langsam die Galle anregenden Freundlichkeit nach meinem Molekularstatus fragte. Damit aber hatte er bei mir keinen Erfolg, erfreut teilte ich ihm mit, daß ich davon nichts wisse und demzufolge auch nichts ausfüllen könne.

Mein kindischer Triumph währte nur kurze Zeit. Das besorgte Gesicht der Melone, in der plötzlich keine Scheibe mehr fehlte, deutete mir die Nähe neuer Unannehmlichkeiten an.

„Soso, kein Molekularstatus... Wie ist das möglich, geehrter Gast?“\* fragte er mit ungewohntem Ernst.

Natürlich war ich so ahnungslos wie Antäus, als er den Hamster frühstücken wollte.

Seine Erklärung dröhnte mir im Ohr wie die Posaunen von Jericho. Der Molekularstatus müsse vor jeder Schlobbelung aufgenommen werden,

um bei den nicht selten auftretenden Unterschlobbelungen, bei Störungen auf der Schlobbelstrecke oder Defekten im Schlobbelmechanismus eine gezielte Korrektur der dadurch bedingten Mißbildungen vornehmen zu können. Und es sei eine unbegreifliche Schlamperei der Kollegen im aldebaranischen Schlobbelzentrum, daß sie das vergessen hätten.

„Ja, da bleibt uns nur eins, wir müssen das Risiko einer blinden Schlobbelung wagen“, schloß er seine Ausführungen. Dann blätterte er noch einmal meine Unterlagen durch und bemerkte: „Sie haben in Ihrer begreiflichen Aufregung also vergessen, das rechte Ohr gegen die Stabilisatorsäule zu drücken... Ja, da müssen wir versuchen, den Schaden durch einen gleichen Fehler zu kompensieren.“

Das ewige „Ja, da bleibt nur eins... Ja, da müssen wir... Ja, da könnte man... Ja, das beste wäre wohl...“\* legte sich wie ein Alpdruck auf mich. Aber schließlich ist es nicht jedermanns Sache,\* mit dem Fuß zu niesen, so daß ich auf alles einging, was er vorschlug.

Nun kniete ich wieder in der Schlobbelkammer, die Arme um die Säule gelegt und sorgsam darauf bedacht, mit dem rechten Ohr dem Stabilisator nicht zu nahe zu kommen.

Das erstmal war ich völlig unbeschwert in das Gerät gestiegen, von der kleinen Unpäßlichkeit abgesehen. Jetzt aber war mir zumute wie bei einem Zahnarzt, der gerade „Mund öffnen, bitte!“ zu mir sagt.

Zuerst kam wieder die Elefantenkuh, um es sich auf meinem Schädel bequem zu machen. Dann stellte sich das Nilpferd zum Rendezvous ein, mit mindestens fünf Zentner Übergewicht, meine Wirbel knirschten, und ich schrie. Wie gehabt.

Als sich die Luke öffnete, rief ich als erstes nach einem Spiegel. Der inzwischen informierte Melonenköpfige auf dem Aldebaranplaneten schleppte eilig eine große verchromte Platte herbei und versteckte sich schuldbewußt hinter ihr. Nur die beiden Händchen waren links und rechts zu sehen.

Zuerst bemerkte ich, daß ich humpelte. Meine linke Hand klatschte bei jedem Schritt auf den Fußboden. Die Nase hing samt Schuh und darin befindlichem Fuß an meinem linken Arm.

Über meinen vor Wut zitternden Lippen glänzte der abgebrochene Nagel des großen Zehs...

Die darauffolgende blinde Unterschlobbelung vertauschte das

rechte Bein einschließlich linker Hand gegen den rechten Arm, so daß ich aus der Kammer kriechen mußte.

Dann fand sich unter Beibehaltung der neuen Gestalt mein linkes Ohr neben der Nase und ein zweiter Zeh neben der linken Schläfe.

Als ich das viertemal aus der Kammer robbte, mußte ich die inzwischen zahlreich versammelten, bestürzt dreinschauenden Aldebaraner erst durch Vorweisen meines Visums davon überzeugen, daß ich ihr heißgeliebter irdischer Freund sei, denn nun saß mein Kopf an der Stelle des linken Armes, während der Hals in einem Arm mit Nase und Ohr am daran befindlichen Fuß überging.

Schließlich hatte ich statt der Knie Ellbogen, im Hals ein Fußgelenk und einen Finger zwischen dem rechten Ohr und dem Kinn.

Die Aldebaraner debattierten hitzig, ob sie noch einen letzten Versuch wagen sollten, und fragten mich nach meiner Meinung. Allein, ich konnte nicht antworten, da mein Mund seinen neuen Platz auf dem Rücken hatte, auf dem ich recht unbequem lag, weil unter den Schulterblättern meine knöchigen Fersen saßen.

Also nickte ich düster mit dem Kopf aus dem aufgekrepelten Jackenärmel hervor.

Nach der letzten Schlobbelung – ich weiß nicht mehr, ob es eine Unter- oder Oberschlobbelung war – packte ich eilig meine Siebensachen und machte, daß ich fortkam. Mein Kopf befand sich wieder zwischen den Schultern, Arme, Beine, Ohren, Mund, Finger – alles stimmte wieder.

Was störte mich der Zeh im Gesicht! Es gab Schlimmeres! So könnte bei der nächsten Schlobbelung mein ewig knurrender Magen seinen Platz mit meinem ohnehin nicht brauchbaren Gehirn tauschen, was mir lebenslängliche Migräne bescheren würde. Oder meine Haare nisteten sich zwischen den Zehen ein, wo ich am kitzligsten bin – das würde ich dann keine Stunde überleben!

Mit etwas Übung würde ich es schon lernen, mit einer Nase am Fuß zu laufen, ohne von chronischem Nasenbluten geplagt zu werden, und jeden Tag die Socken zu wechseln sollte die geringste Schwierigkeit bereiten.

Als ich am Paß- und Visabüro vorbeischlich, hörte ich, wie der Aldebaraner, der mir zu Beginn des Urlaubs als erster begegnet war, einen soeben eingetroffenen Kryoniden begrüßte: „Oh, ein kryonischer Gast! Herzlich willkommen, herzlich willkommen! Wir sind stolz, einen Vertreter Ihrer herrlichen, unübertroffen schönen teloiden Gattung bei uns zu wissen. Erweisen Sie uns die Ehre...“

Ich wandte mich schnell ab. Nein, dieser Vergleich mit den

„Galaktischen Magyaren“ war eine Beleidigung für die ehrlich gastfreundlichen, aufrichtigen Ungarn, bei denen ich mit Sicherheit meinen nächsten Urlaub verleben würde, bei selbstgepflanztem Wein und frischem Weißbrot.

Dorthin gelangte man bequem mit dem Flugzeug.

Kein Schlobbeln oder Flietscheln.

Keine Kristallwelten.

Eines jedoch mußte ich noch erledigen auf Aldebaran. Ich kaufte meinem Nachbarn Reginald, der ein unbeholfener Junggeselle ist, einen aldebaranischen Haushaltsroboter. Er sollte auch etwas von meinem Urlaub haben.

Als ich fünf Wochen später von der kosmetischen Operation zurückkehrte und meine knollige Nase wieder stolz in die Luft der Nikolausgasse stecken konnte, kam ich an Reginalds Wohnungstür vorbei.

Das entnervte Jammern meines Nachbarn ließ mich hämisch grinsen. Eine blecherne, kratzige Stimme überhäufte ihn mit Komplimenten. „Oh, du alles überstrahlende Sonne menschlichen Geistes, wenn ich dich untertänigst anflehen dürfte, deinen wohlgeformten Fuß etwas von dem für deinen einmaligen Geschmack zeugenden Teppich zu heben, damit ich mit dem Besen, den deine universelle Voraussicht mit überzeugendem Geschick aus der Vielfalt der angebotenen Reinigungsgeräte herausgefunden hat, den deine Schuhe entehrenden Schmutz...“

Übrigens, Reginald besucht mich nicht mehr, sehr zur Genugtuung meines wieder vor Selbstbewußtsein strotzenden Siamkaters.

1976

## В ПОМОЩЬ ИЗУЧАЮЩИМ НЕМЕЦКИЙ ЯЗЫК

### ОБЩЕУПОТРЕБИТЕЛЬНЫЕ ВЫРАЖЕНИЯ, ФРАЗЫ ДЛЯ ЗАПОМИНАНИЯ, КЛИШЕ

#### Die Begegnung im Nebel

Halt, stehenbleiben! – Стой, ни с места!  
Interessant. Ich glaube zu begreifen. – Любопытно. Кажется, я начинаю понимать.  
Stiehl mir nicht die Zeit. – Не трать понапрасну моё время.  
Das Wetter könnte besser sein. – Погода могла бы быть и получше.  
Wenn man von Üblem spricht, ist es nah. – Легка беда напомине. (Зд.: *Помяни чёрта – и он тут как тут!*).  
Wird auch Zeit! – Успеется!  
Der Dienst geht allemal vor. – Служба прежде всего.  
Gleich und gleich klebt zusammen. – Два сапога пара.  
Doch was tut das schon! – Ну и что с того?/Какое это имеет значение!  
Es ist nur zu wahr. – Тем не менее это – правда.  
Als wenn das jetzt noch von Bedeutung ist! – Как будто теперь это имеет значение!  
Aber da kommt jemand, der uns nicht zuzuhören braucht. – Вот однако идёт тот, кому слышать нас необязательно.  
Gewiß wird dir eine weise Lösung einfallen. – Конечно, ты найдёшь мудрое решение.  
Das gibt den Dingen eine andere Farbe. – Это в корне меняет дело.  
Ich dachte es mir so. – Так я и думал.  
Das läßt sich machen. – Это можно.  
Wie lautet deine Entscheidung? – Итак, что ты решил?  
So rasch es geht. – Как можно скорее.  
Gestatte, daß ich alles arrangiere. – Позволь мне всё устроить.  
Unsere Zeit ist knapp. – Времени у нас в обрез.  
Die Modalitäten handeln wir demnächst aus. – Условия мы обсудим позднее.  
Aber tue mir bitte einen Gefallen! – Но сделай мне, пожалуйста, одолжение!/окажи мне одну услугу!  
Das langt! – Далек не уйдёт!  
Eine unsagbare Schweinerei! – Невероятное свинство!  
Weiß ich's? – Откуда мне знать? Почём я знаю? (*зруб.*)

## Die Söhne des Feuers

Willst du dich setzen? Ich habe eine Menge zu sagen. – Не присядешь ли? Мне нужно сказать многое  
Das drängt zur Eile. – Это срочно/спешно.  
Wir schaffen es! – Мы справимся!  
Lassen wir das, bis wir Genaueres wissen. – Оставим это, пока не будем знать точнее.  
Es gibt kein Zurück. – Пути назад нет./Отступить некуда.  
Aber für eine Entscheidung muß ich weit mehr wissen. – Но чтобы решить, я должен знать гораздо больше.  
Geht's so? – Так хорошо/удобно? Так пойдёт?  
So etwas habe ich schon gesehen. – Нечто похожее я уже видел.  
Meines Wissens nicht. – Насколько я знаю, нет.  
Aber einen Versuch ist's allemal wert. – Но во всяком случае попробовать стоит.  
Vom Lohn kann man auskömmlich leben, das stimmt. – На заработок можно сносно жить, это так.  
Tue lieber etwas wirklich Nützlichem! – Займись лучше чем-то действительно полезным!  
Ich verstehe dich nicht ganz. – Я не вполне тебя понимаю.  
Ich will es versuchen. – Что ж, я попробую.  
Zu spät: das Wort war ausgesprochen. – Слишком поздно: слово сказано.  
Warum wohl? – Почему, спрашивается?/Почему, собственно?  
Was soll das?! – Что это значит?!/В чём дело?!  
Nicht doch! – Да нет!/Ну что ты!/Нисколько!  
In deinen Worten liegt Wahrheit. – Есть правда в твоих словах.  
So weit gehe ich denn doch nicht. – Ну, этого я бы утверждать не стал.  
Was bist du nur für ein Mensch? – И что ты за человек такой?  
Das dachte ich mir gleich. – Так я и думал.  
Doch es ist ohnehin nichts mehr zu ändern. – Впрочем, теперь ничего не исправить.

## Der Arzt

Herein mit ihm! – Зд.: Давай его сюда!  
Ich möchte dich nicht lange aufhalten. – Я бы не хотел тебя долго задерживать.  
Etwas anderes bekümmert mich weit mehr. – Меня гораздо больше заботит другое.  
Ich werde darauf achten. – Буду иметь в виду.  
Erlaube mir eine persönliche Frage! – Позволь задать тебе личный вопрос!  
Verzeih meine Aufdringlichkeit. – Извини мою назойливость.  
Wenn es dir recht ist, gehen wir sofort. – Если можешь, пошли сразу.

Ach, Unsinn! Wir machen uns überflüssige Gedanken. – А, вздор! Мы напрасно беспокоимся!  
Was tut ihr hier? – Что вы здесь делаете?  
Es freut mich, daß wir gleicher Ansicht sind. – Меня радует, что наши взгляды совпадают.  
Laß mich der Reihe nach sprechen. – Позволь мне говорить по порядку.  
Es ist ohnehin schwierig genug. – Оно и без того трудно.  
Was hast du mir zu sagen? Mach's rasch ab! – Что ты имеешь мне сказать? Говори толком!  
Ich war dir die Wahrheit schuldig. – Я должен был сказать тебе правду.  
Ich nehme dich beim Wort: was tätest du an meiner Statt? – Ловлю тебя на слове: что бы ты сделал на моём месте?  
Aber wie nun weiter? Ну, а как дальше?

### **Der Beobachter**

Aber das ist ja schrecklich! – Но это же ужасно!  
Wie bitte? – Простите, что Вы сказали?  
Das ist ja wohl unerheblich. – Ну, это уже несущественно.  
Ja, das ist es. – Да, так оно и есть.  
Für mich wär das ja nichts. Meinen Sie nicht auch? – Мне бы это не подошло. А Вы как считаете?  
Ja, natürlich. Sie haben völlig recht. – Да, разумеется, Вы совершенно правы.  
Was Sie nicht sagen! – Да что Вы говорите! (удивление)  
Meinen Sie wirklich? – Неужели? (удивление)  
Entschuldigen Sie, das habe ich nicht gewollt. – Извините, я не нарочно.  
Es ist aber auch zu komisch. – Но это же просто смешно.  
Ach, das ist natürlich Unsinn! – Да всё это чепуха!  
Die Sache war schon peinlich genug. – Положение и без того было неловкое.  
Aber jetzt sind wir gleich da. Wir sollten uns fertigmachen. – Ну вот мы и прибыли/приехали. Нужно собираться.

### **Gespräche unterwegs**

Du kommst reichlich spät. – Ты припозднился.  
Und was hattest du dort so Wichtiges zu tun? – И чем таким важным ты там занимался?  
Wie war der Tag? – Как прошёл день?  
Das sieht man doch. – Нетрудно догадаться./Оно и так видно.  
Wer ist denn das nun wieder? – А это ещё кто такой?  
Das hättest du nicht tun sollen. Nicht so. – Тебе не следовало этого делать. Во всяком случае, не так.

Ich verstehe nicht, was das Ganze soll. – Я не понимаю, к чему всё это.  
Das ist doch absurd! – Это же нелепо!  
Sie gehören einfach nicht in seine Welt. – Для них нет места в его душе.  
Wozu das? – К чему это?  
Soviel ich weiß... – Насколько я знаю.../мне известно...  
Das ist doch einfach nicht zu glauben! – Это совершенно невероятно!/В это невозможно поверить!  
Sie haben vollkommen recht. – Вы совершенно правы.  
Bisher war es jedenfalls so. – До сих пор крайней мере было так./ Так оно по крайней мере было до сих пор.  
Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn... – Просто страшно подумать, что бы произошло, если бы...  
So habe ich es nicht gemeint. – Я совсем не имел этого в виду.  
Und irgendwann muß es ja geschehen. – Когда-то ведь это должно случиться.  
Das geht uns nichts an. – Нас это не касается./К нам это не имеет никакого отношения.  
Ich bin gerade dabei, ihm unseren Vorschlag zu unterbreiten. – Я как раз собираюсь сделать ему наше предложение.  
Am besten jetzt gleich. – Лучше всего прямо сейчас.  
Also der Reihe nach. – Итак, давайте по порядку.  
Ich kann Ihnen leider nicht mehr folgen. – К сожалению, я больше не поспеваю за Вами.  
Es ist alles genauestens durchdacht. – Всё продумано до мелочей.  
Das ist allerdings sehr beruhigend. – Это, без сомнения, отрадно слышать.  
Sie müssen sich natürlich nicht sofort entscheiden. – Разумеется, Вы не обязаны соглашаться сразу же.  
Das kann man wohl sagen. – *Зд.:* Вы с полным основанием можете так говорить.  
Das wäre ja völlig sinnlos! – Ну, это было бы полной бессмыслицей!

### **Die Riddhaner**

Momentchen, ich bin gleich wieder da. – Минутку, я сейчас же вернусь.  
Ihr hättet doch was sagen können. – Вам нужно было об этом сразу сказать.  
Bist du dir dessen wirklich so sicher? – Ты действительно так в этом уверен?  
Ich verstehe nicht ganz, worin der Unterschied liegt. – Я не совсем понимаю, в чём состоит различие.  
Das mein ich ja, das ist gar nicht so wichtig. – И я о том же, это совсем не так уж важно.  
So schön wie daheim ist's natürlich nicht. – Конечно, это не то что дома.  
Wer sind Sie denn dann? – Так кто же Вы тогда?  
Wir bedauern außerordentlich, falls wir Ihnen irgendwie Schaden zugefügt haben sollten. – Мы крайне сожалеем о причинённом Вам ущербе. (*бюрокр.*)  
Das macht nichts. – Ну, это не важно./Ну, это пустяки.

Das ist nicht nötig. – В этом нет нужды/необходимости.  
Aber nein, es findet sich schon was. – Ну нет же, что-нибудь найдётся/придумаем.  
Wir finden schon was. – Что-нибудь придумаем.  
Das ist so Vorschrift. – Такова инструкция.  
Ist was? – Что такое?  
Momentchen, ich hol sie gleich. – Минутку, сейчас принесу.  
Nur für alle Fälle. Так – на всякий случай.

### **Das Tier**

Wie ist Ihre Meinung? – Ваше мнение?/А Вы что думаете?  
Nichts mehr zu machen. – Уже ничем нельзя помочь.  
Mir ist da eine Idee gekommen. – Мне тут пришла в голову одна идея.  
Dazu haben Sie kein Recht! – На это Вы не имеете права!  
Wir müssen uns von der Illusion frei machen...(+Konj.) – Мы должны освободиться от иллюзии, будто...

### **Urlaub auf aldebaranisch**

Wenn ich bei der Auswahl behilflich sein dürfte? – Позвольте помочь Вам сделать выбор!  
Die Nachfrage ist gewaltig! – Спрос огромный!  
Das ist es! Warum ist es mir nicht gleich eingefallen? – Вот оно! Почему это сразу не пришло мне в голову?  
Irgend etwas soll ich jetzt tun! – Что-то теперь я должен предпринять!  
ein von den Toten Auferstandener – восставший из мёртвых  
Das bringen wir einzweidrei wieder in Ordnung. – Это мы живо приведём в порядок.  
Nicht im mindesten! – Как бы не так!  
Soso... Wie ist das möglich? – Так, так... Как же такое возможно?  
Ja, da bleibt uns nur eins. – Тогда нам остаётся только одно.  
Das beste wäre wohl... – Самое лучшее было бы...  
Aber schließlich ist es nicht jedermanns Sache... – Но в конце концов не каждый может/не каждому дано...

## INHALTSVERZEICHNIS

### **Rolf Krohn:**

Die Begegnung im Nebel .....	5
Die Söhne des Feuers .....	39
Der Arzt .....	75

### **Erik Simon:**

Der Beobachter .....	102
Gespräche unterwegs .....	112
Riddhaner .....	126
Marsmenschen gibt's natürlich nicht .....	135

### **Michael Szameit:**

Das Tier .....	139
Urlaub auf aldebaranisch .....	148

(Задняя сторона обложки):

*В далёкой испанской провинции, в туманах пиренейских гор, где римляне строят акведуки, встречаются землянин-путешественник во времени и инопланетянин, единственный член экипажа разбившегося звездолёта. Землянин играет роль инженера, руководящего строительством акведука (он здесь в командировке с особым заданием), а гуманоида приводят к нему в составе свежей партии рабов, из которых следует выбрать наиболее умелых для нужд строительства. Землянин сразу понимает, с кем имеет дело, открывается инопланетянину и сообщает ему свой план помощи: со своим оборудованием он берётся забросить того в далёкое будущее, где его современники смогут помочь потерпевшему кораблекрушению гуманоиду. Но после старта гуманоида в будущее срывает автоматический ликвидатор, о котором землянин напрочь забыл, всё оборудование гибнет, и пришелец из будущего оказывается вынужден доживать свои дни в далёком и неуютном прошлом.*

*Данная серия книг немецких фантастов адресована не только свободно читающим по-немецки или ещё только изучающим немецкий язык, но и профессиональным переводчикам – как приглашение исправить досадное упущение прошлых лет.*

Павел Гелева